Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Einundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke

in vierzig Bänden.

Einundzwanzigster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Johann Gottfried v. Herders

sämmtliche Werke.

Zur schönen Literatur und Kunst.

Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1853.

Inhalt.

Blumenlese aus morgenländischen Dichtern.

Seite

I. Blätter der Vorzeit. Dichtungen aus der morgenländischen Sage . . . 3
Vorreden des Verfassers . . . 5
Erste Sammlung . . . 9
Die Blätter der Vorzeit . . . 9
Licht und Liebe . . . 10
Sonne und Mond . . . 11
Das Kind der Barmherzigkeit . . . 12
Die Gestalt des Menschen . . . 14
Der Weinstock . . . 15
Die Bäume des Paradieses . . . 16
Lilis und Eva . . . 17
Sammael . . . 19
Der Vogel unsterblicher Wahrheit . . . 20
Der himmlische Schäfer . . . 21
Adams Tod . . . 22
Zweite Sammlung . . . 25
Der Schwan des Paradieses . . . 25
Der Rabe Noahs . . . 26
Die Taube Noahs . . . 27
Abrahams Kindheit . . . 28
Die Stimme der Thränen . . . 30
Das Grab der Rahel . . . 31
Joseph und Zulika . . . 33

	Seite
Der Streit der heiligen Berge	33
Die Worte des Gesetzes	34
Die Bürgschaft des Menschengeschlechts	36
Aarons Entkleidung	37
Der Tod des Moses	38
Dritte Sammlung	40
Die Opfertaube	40
Die Gesänge der Nacht	41
Die Morgenröthe	43
Der Psalmensänger	44
David und Jonathan	44
Der Jüngling Salomo	46
Salomo in seinem Alter	47
Elias	48
Der Wunderstab des Propheten	50
Der Thron der Herrlichkeit	51
Das heilige Feuer	52
Die Sterne	53
Vierte Sammlung	55
Treue	55
Der afrikanische Rechtsspruch	55
Weingefäße	57
Die Schlange	57
Alles zum Guten	58
Drei Freunde	58
Die Krone des Alters	59
Der Ueberwinder der Welt	60
Der Tag vor dem Tode	61
Der frühe Tod	62
Der Lohn der zukünftigen Welt	62
Die Rose unter Dornen	63
Der Engel des Todes	63
II. Das Rosenthal	65
Vorrede des Verfassers	67
Erstes Buch	69
Lob der Gottheit	69
Der Betende	70

	Seite
Der Spiegel im Dunkeln	71
Das Schweigen	71
Die Rede des Weisen	71
Das wahre Lob	71
Staub und Edelgestein	71
Das Aeußere und Innere	72
Die Abkunft	72
Vortheile der Schönheit	72
Gefährliche Schönheit	73
Die gute Gesellschaft	73
Lockmanns Weisheit	73
Gabe der Vernunft	73
Der Weg zur Wissenschaft	73
Der Edelste	74
Haus und Hof	74
Unwürdiger Gewinn	74
Salz	75
Das Bleibende	75
Der Heuchler	75
Der Fromme und der Weise	76
Das Kleid des Geistlichen	76
Der Tapfere	76
Der Papagai und Rabe	76
Verschwendete Mühe	77
Vergangenheit und Zukunft	78
Strenge gegen sich selbst	78
Zweites Buch	79
Der Redner und Zuhörer	79
Unwissenheit	79
Scherz und Ernst	79
Wissenschaft für andre	79
Die Rüstung	80
Wissen ohne That	80
Die Schlinge	80
Der Honig	80
Unglückliche Krankheit	80
Das Schwere	80
Die Fahne und der Teppich	81

Seite

Königes Dienst 81
Könige und Weise 82
Der taube König 82
Die zertretne Mücke 82
Das Kamel und das Kind 82
Der mächtige Baum 82
Stolz und Güte 83
Frohe Milde 83
Gottes Lieblinge 83
Schonung des Namens 83
Der Schmeichler 84
Der Verleumder des Freundes 84
Feinde und Freunde 84
Vorwürfe 84
Gott und der Mensch 84
Der gute Mann und der Sünder 85
Die Lüge 85
Der langsame Pfeil 86
Wirkung des Zornes 86
Gewalt und Güte 86
Die Beleidigung 86
Der Beleidigte 86
Der Mürrische 86
Der aufsteigende Seufzer 87
Die Bestimmung 87
Das Roß und der Esel 87
Zufriedenheit 87
Drittes Buch 88
Morgengesang der Nachtigall 88
Der nächste Freund 88
Gottes- und der Könige Furcht 88
Die heitere Stirn 88
Der Verstoßene 89
Die eigene Weise 89
Vernunft und Sprache 89
Kunst und Glück 89
Wissenschaft ohne Anwendung 89
Der Lechzende 89

	Seite
Leben und Gut	90
Der Handelsmann	90
Das Unersättliche	91
Falschheit und wahrer Werth	92
Der Reiche und der Arme	92
Das Gold	92
Mäßigkeit	92
Wünsche	92
Lied eines Wanderers	93
Die Dornen am Wege	93
Der König und der Bettler	93
Joseph	93
Gebrauch der Güter	93
Die lieblichste Traube	93
Das offne Auge des Todten	94
Umschrift der Krone des Königes Kosru	94
Die nutzlose Mißgunst	94
Feindes Rath	95
Der Lehrer und Schüler	95
Verstand und Gemüth	95
Der Zufall	95
Langsames Glück	96
Freundschaft der Könige	96
Gelegenheit	96
Anfang des Uebels	96
Das Flüchtige	97
Alte Bekanntschaft	97
Viertes Buch	98
Der Trauerbote	98
Der Gesang der Nachtigall	98
Anmuth des Gesanges	99
Macht des Gesanges	100
Die Liebe	100
Die laute Klage	101
Die Blume des Paradieses	101
Die Perle	101
Die Labende	102
Der Abschied	102

	Seite
Das Unersetzliche	102
Der gesellige Schmerz	104
Das Grab	104
Das Leben des Menschen	104
Trost des Lebens	105
Dank des Sterbenden	106
Mühe und Belohnung	106
Reichthum und Tugend	106
Die Cypresse und der Palmbaum	106
III. Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern	107
1. Die Poesie der Ebräer	112
— — der Araber	112
— — der Perser	114
Sadi. Nachricht von seinem Leben	115
2. Die Poesie der Morgenländer hat ihren allgemeinen Hauptcharakter	118
3. Ueber den Werth vortrefflicher Sprüche	123
IV. Gedanken einiger Bramanen	129
Zwei Blüthen	131
Wissenschaft und Tugend	131
Verschiedener Umgang	131
Freundschaft	132
Edle und niedrige Freunde	132
Der Freund	132
Die Kohle	132
Der treulose Freund	133
Treulosigkeit	133
Die Trennung	133
Die Verstorbenen	134
Dreifacher Zustand	134
Bestimmung der Natur	134
Vorsehung	134
Zwecke des Lebens	135
Religion	135
Unerbetene Wohlthat	135
Die Sache der Menschheit	136

	Seite
Der Fruchtbaum	136
Die Weihe des Fürsten	136
Der Welteroberer	136
Der Mann von Werth	136
Edelstein und Glas	137
Zierde	137
Die Blume	137
Verführerinnen	137
Stand und Umgang	138
Wahre Lebensart	138
Die verständige Natur des Menschen	138
Der Liebling des Glückes	138
Das Licht	139
Der geworfene Ball	139
Sache und Erfolg	139
Betrübniß des Gemüthes	139
Gedeihen der Menschheit	139
Armuth	140
Der fallende Tropfen	140
Herrschende Sinnlichkeit	140
Wissen und Thun	141
Verschwendeter Werth	141
Vollendung des Werks	141
Milde Gesinnungen	142
Die Nachtigall und das Weib	142
Andacht	142
Religion	143
Abschied des Einsiedlers	143
V. Vermischte Stücke, aus verschiedenen morgenländischen Dichtern [1]	145
* All-Hallils Klagegesang	147
Die mähende Zeit	148
Werth des Kleinsten	148
Worte	148
Das wechselnde Glück	149
Feindschaft zwischen Freunden	149

1 Nur die mit * bezeichneten waren ehemals schon gedruckt.

	Seite
* Al-Hallils Rede an seinen Schuh	149
Eigner Glaube	151
Wahrheit und Recht	151
Lob und Lüge	152
Wasser des Lebens	152
Der Unwissende	152
Die schweigende Nachtigall	152
Nutzlose Kraft	152
Das leuchtende Gestirn	152
Was in deiner Gewalt ist	153
Mißbrauch	153
* Dem Namenlosen	153
* Der eigne Schatten	154
Das Aeußere und Innere	155
Dein Bruder	155
Die Krähe	155
Mitgefühl	155
Falsche Hoffnung	155
Der schlafende Tyrann	155
Strafe der Unschuld	156
Verrath	156
Unmäßigkeit	156
Der Zorn	156
Der Adler	156
* Die Gegenwart	156
Verschwiegenheit	157
Wahre Wohlthat	157
Insecten	157
Der unerkannte Feind	158
Unnütze Rede	158
Schamlosigkeit	158
Adler und Eule	159
Trommel und Laute	159
Der Zuträger	159
Schwere des Goldes	159
Trüglicher Weg	159
Königs Dienste	159
Geduld	160

	Seite
Das geduldige Kamel	160
Zu früher Genuß	160
Der heilige Wahnsinn	160
Wiedervergeltung	161
Der kleine Feind	161
Das Ungleiche	161
Veränderung des Orts	161
Die Probe	162
Der Mächtige	162
Der gute Name	163
Der Strom	163
Die Abkunft	163
Die Entzauberung	164
Grab eines Edeln	165
Klage eines Vaters um seinen Sohn	166
Gesetz der Natur	166
Des Heiligen Grab	166
VI. Ueber ein morgenländisches Drama	167
Vorrede zur Sakontala	169
Kama's Erscheinung	196
Tamajandri	196
VII. Das Buch der gerechten Mitte, und Exempel der Tage	199
Das größeste Uebel des Staats	206
Die Ratte in der Bildsäule	206
Das Pferd und der König	207
Der Verzweifelnde	208
Der Drache und der Strom	210
Der Vogelsteller	211
Die Klagende	212
Die Katze und die Maus	213
Der Eimer	214
Die veränderte Zeit	216
Die beste Art der Vorstellung	219
Der Stärkere über den Starken	221
Eigene und fremde Schuld	222
Der treue Diener auch im Tode	223

Seite
Die Stiefmutter 224
Umgang der Jünglinge 225
Der Ich-Philosoph 227
Treue im Dienst 228
Des Feldherrn Tafel 228
Beilage: Montesquieu von den Sinesen 230

VIII. Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen . . 233

IX. Der fliegende Wagen, oder die ungebrauchte und mißbrauchte Macht. Ein morgenländisches Märchen . . . 243

Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts. [1]

Einleitung 255
1. Geschichte. Gab es eine unter Ludwig, Wilhelm, Anna? Und warum nicht? Werden wir eine von unsrer Zeit erhalten? Lob der damaligen Geschichtschreiber und Geschichtforscher Frankreichs . 261
Geschichte und Dichtkunst. Ein Musengespräch in der vatikanischen Rotonda 266
Baco von der Geschichte 269
2. Denkwürdigkeiten (Mémoires). Seit wann und wie vorzügliche dergleichen Denkwürdigkeiten Frankreich habe? Mémoires unter der Vormundschaft der Königin und der Regierung des Königes. Wie stehen diese Producte am Ende des Jahrhunderts? sind sie ausschließende Muster? Seele solcher Mémoires. Empfehlung dieser Schriftenart für Deutschland. Denkwürdigkeiten seiner selbst 270
Maß der Adrastea in Denkwürdigkeiten seiner selbst 278
3. Gedanken (pensées). Maximen. 283
Sinnreiche Sprüche der Alten, der Neuern, Franzosen. — Pascals Gedanken, ihre Stärke und Schwäche. — Rochefoucaults Gedanken, ihr Werth. — Esprit aus allen Schriften. — Thoughts der Engländer.
Wie dergleichen Gedankensammlungen zu gebrauchen, zu benennen, einzutheilen, uns anzueignen seyen? — Auszeichnung unsrer eignen Gedanken. [2]

[1] Adrastea, 3. Stück.
[2] Bis hieher Herausgeber Joh. von Müller.

Seite

4. Lehrgedichte, was sie seyen? 291

Einander zur Seite gestellt Boileau und Pope. — Lehrgedichte über wissenschaftliche Gegenstände. Polignacs Anti-Lucrez. — Warum die Neuern keine Lehrgedichte über ihre Systeme haben, wie die Alten? — Ein künftiges dergleichen Lehrgedicht. — Philosophische Oden. Ein Kranz auf Uz Grabe. — Wunsch eines zweiten Pope.

Die Gärten der Hesperiden, eine Unterredung . . . 298

5. Fabeln 304

Ihr Grund in der bestehenden, mittelst unwandelbarer Charaktere fortwirkenden Natur, eine Grundveste des menschlichen Verstandes. — So betrachteten sie die ältern Nationen. Sadi-Wischnu-Sarma. — Wie sie seit la Fontaine angesehen ward? Unterschied der alten und neuen Fabel. — Ob wir nicht noch zum Fabelgedicht der Natur zurückkehren könnten?

Das Conservatorium und die Erscheinung . . . 311

Fortsetzung über die Fabel 312

Lessings Theorie. — Eintheilung der Fabeln in theoretische, sittliche, und Fabeln des Schicksals.

Fortsetzung 319

Vortrag der Fabel. — Das Lächerliche der Fabel. — Ob die Wesen der Fabel Theilnehmung bewirken? — Unkraut der Fabel. — Sylbenmaße der Fabel

6. Märchen und Romane 326

Grund des Märchens in unsrer Natur. Kosmogonische, physische, menschliche Schicksalsmärchen. — Morgenländische, griechische, französische Märchen. — Märchenhafte Lebensbeschreibungen.

Beilage 332

Guter und böser Märchenleumund. — Heroiden. Pope's Heloise. Aura an Zephyr. Zephyr an Aura.

Fortsetzung über Märchen und Romane . . . 336

Geistliche und Ritterromane. — Feen-Kindermärchen

Der Traum. Ein Gespräch mit dem Traume. 343

Fortsetzung. Politische, Swifts, spanische Romane . 346

Schluß. Ideal des Märchens und der Romane . . . 349

Der erste Traum 352

Seite

7. Idyll 353

Ursprung der Hirtengedichte in den Morgenländern. — Idyllenwelt der Kindheit. — Griechische, italienische, französische, englische Idyllen. — Begriff des Idylls in verschiedenen menschlichen Lebensweisen und Ständen.

8. Bilder, Allegorien und Personificationen . . . 361

Allegorie der Kunst. — Fülle und Heiligkeit dieser Sprache. — Wie sehr wir in Bildern denken.

Fortsetzung. Personendichtung 366

1. Allegorie der Kunst 366

a. in der Bildnerei, b. in Reliefs, c. auf geschnittnen Steinen, d. auf Münzen, e. allegorische Gemälde. Resultate für Allegorien der Kunst.

2. Allegorie der Rede 373

Personificationen in der Sprache, besonders in lyrischen Gedichten. — Ihr Verhältniß zur Kunstallegorie. — Allegorien der Engländer. Allegoriendichter.

Allegorien der Kunst nach alten Kunstdenkmalen. Ein griechischer Hain 378

Allegorien der Rede. Proben aus Gallisch und Göz. . 380

9. Tanz. Melodrama 383

Macht der seelenvollen Gebärdung. — Ihr natürliches Band mit Tönen. — Melodrama in Griechenland, Oper in Italien und Frankreich. — Quinault. — Jetziger Stand der Oper.

Olla Potrida musikalischer Gedanken und Empfindungen, oder die neueste deutsche Oper 391

Beilage. Wirkt die Musik auf Denkart und Sitten? . . 398

Blumenlese

aus

morgenländischen Dichtern.

I.

Blätter der Vorzeit.

Dichtungen aus der morgenländischen Sage.

Aus den zerstreuten Blättern, dritte Sammlung, 1787.

Erste Vorrede

zu den jüdischen Dichtungen und Fabeln.

(Im Teutschen Merkur 1781.)

Die ebräische Nation hat ihre Mythologie und Dichtung, wie alle Völker, die durch Sprache und Tradition bis ins hohe Alterthun reichen; nur es ist dieselbe nicht so bekannt, geschätzt und ausgebildet als die Mythologie andrer, selbst einiger unstreitig rauherer und wilderer Völker. Die Ursache hievon liegt meistens in den Schicksalen der Nation, in der Lage ihrer äußern und innern Umstände, die auch die Anwendung ihres Geschmacks und des Scharfsinnes, den ihr die Natur gewiß nicht versagt hat, bestimmt oder fehlgeleitet haben. Ich gehe alles vorbei und führe nur das Eine an. Das alte Testament ist bei ihnen das Buch der Bücher; alle Lehre, alle Weisheit muß demselben irgendwo angefügt, aus ihm, wo möglich, hergeleitet werden. Nothwendig mußte dieß den scharfsinnigen Köpfen des Volks einen engen, zu engen Kreis geben. Man setzte hinter den Text der Bibel was unstreitig besser allein gestanden hätte; man kleidete in ein Bild, in eine Parabel, was lieber eine freie Dichtung werden mochte; man sah sich endlich genöthigt, nach vielen Proben der Weisen voriger Zeit Arten der Auslegung festzusetzen, die eigentlich gar keine Auslegung, sondern Anwendung, freie Dichtung mit Worten oder nur bei Gelegenheit Eines Worts des biblischen Texts waren, deren höchste Schönheit also natürlich dahin ging, mit Worten der Bibel etwas ganz anderes zu sagen als der ursprüngliche Sinn war; etwas neues, unerwartet scharfsinniges und schönes. Lehrer und

Schüler wetteiferten hierüber; und die Sache ist jedem bekannt der nur Einen Bibel-Commentar dieses Volks, Eine Sammlung ihrer Sprüche, Dichtungen und Fabeln gesehen, oder auch nur die Regeln der Auslegung und Erweiterung des Worts ihrer Väter, die sie selbst geben, gelesen.

Aber nun, was hatte diese Dichtungsart, diese Einkleidung und Anheftung scharfsinniger Gedanken an die Sprache der Bibel — was hatte sie für ein Schicksal, da sie in die Hände andrer Nationen fiel, die dieß alles für eigentliche Auslegung des Worts Gottes hielten? Wo der Rabbi am scharfsinnigsten gewesen war, ward er am dümmsten; eben wo er den feinsten Witz angebracht hatte, schien er ein rasender Schwärmer. Man machte lächerlich was man hin und wieder gar nicht verstand; und indem man den schönen glänzenden Staub auf dem Flügel des Schmetterlings mit groben Händen angreifen, ja gar zersägen und zertheilen wollte, freilich so ging der Schmetterling und sein Flügel verloren, und man besudelte sich nur die Hände.

Die die Geschichte dieses Volks und seiner Behandlung kennen, werden auch literarisch hierüber keine Beweise verlangen; eine Reihe Bücher, zum Theil sehr neuer Bücher, sind davon redende Beweise.

Doch warum dieß alles an diesem Orte? Ich wollte hier nur eine kleine Probe vom dichterischen Witz und Scharfsinn, oder, wenn man will, von der Mythologie der Ebräer geben, meistens nur nach Maßgabe ihrer ältesten Geschichte. Der Reichthum derselben, die ganze Bibel hinunter und an andern Orten, ist groß, aber sehr ungleich. Es thäte mir leid, wenn niemand etwas scharfsinniges, etwas geistiges und feines in diesen Dichtungen fände; sehr lieb aber wäre mir's, wenn ich einen Weisen, einen Gelehrten der Nation selbst veranlaßte die Perlen aus dem Grunde des Meers, die Goldkörner aus dem schlechten Staube hervorzuziehen, und uns reichere, schönere Sammlungen zu geben, wie Hr. Mendelssohn

theils mit einigen Gedichten und Fabeln, theils mit einigen Sprüchen und Geschichten der Weisen seines Volks schon gethan hat. Zum Schlusse erinnere ich nur Eins. Wenn die Dichtung mit Worten der Bibel spricht und meistens die Worte in einem neuen Sinn anführet, so ist dieß theils ihr Zweck, theils im Ohr der Nation ihre besondre Schönheit.

Zweite Vorrede.

(In der dritten Sammlung zerstreuter Blätter 1787.)

Nachstehende Dichtungen maßen sich keine Stelle unter Aesops Fabeln an; vielmehr verbergen sie sich unter dem bescheidnern Namen der Dichtungen aus Sagen. Denn aus Sagen oder aus der Geschichte alter morgenländischer Völker sind sie geschöpft; sie mußten also auch in ihrer neuen Gestalt den Sitten und der Vorstellungsart dieser Nationen treu bleiben, selbst wo diese von der unsern sich weit entfernen. Zum kindlichen Ton der Sage gehörte es auch, daß sie kein poetisches Sylbenmaß hätten, und auf den Schmuck feinerer Völker überhaupt Verzicht thäten. Sie stehen bescheiden als Fremdlinge hier, und erwarten die freundliche Willfährigkeit die man Ausländern erweiset, daß man nämlich in ihre Denkart eingehe, und sie nur nach ihren eignen Gesetzen richte.

Ich bin zu ihnen gekommen auf Wegen wo ich so etwas nicht suchte; meistentheils nämlich im Studium morgenländischer Sprachen, Sagen, und Commentare. Hier war mir oft ein Bild, ein Gleichniß, eine Dichtung das was jenem müden Propheten der Wachholderbaum in der Wüste war; an sich eine arme Geniste, die ihm indeß Schatten gab und ihn stärkte. Oder ohne Bild zu reden, ich traf in den Sagen des Morgenlandes, so ungereimt sie manchmal

schienen, oft so dichterische Ideen an, die um eine bessere Ausbildung gleichsam fleheten, daß es mir schwer ward sie nicht auszuzeichnen und in müßigen Stunden nach meiner Weise zu gestalten. Niemand also vermische diese Dichtungen mit den Erzählungen der Bibel; sie sind völlige Apokryphen, entweder alte Sagen mehrerer morgenländischer Völker, oder wenigstens aus Samenkörnern dieser Art entsprossene Gewächse. In ihrer Ausbildung gehören die meisten mir völlig zu; wenige nur sind, wie sie dastehen, ganz in der Tradition gegeben. [1] Alle andre aber stützen sich ebenfalls, wie jeder Belesene es wissen wird, auf Sagen; und je mehr sie sich auf solche stützen, je ächter sie den Geist des Morgenlandes der in solchen herrscht, auch in dieser Nachbildung hauchen, desto mehr erreichen sie ihre Wirkung. Man hört in ihnen sodann ein fortgesetztes Märchen seiner Kindheit: die Dichtung schlingt sich an das was man von Jugend auf lernte, indem sie den Schatten und Umriß berühmter Gegenden und Namen gleichsam nur ausmalet. Kind muß man also auch werden wenn man diese Dichtungen als morgenländische Fabeln oder Idyllen lieset; und da einige derselben bereits im Teutschen Merkur 1781 den Beifall von Personen erhalten haben, deren zwei oder drei mir statt vieler sind, so bin ich über die jetzt hinzu gekommenen wenig verlegen. Sie sind aus eben denselben Quellen geschöpft, und athmen den Geist einer und derselben Weltgegend.

[1] Z. B. die Kindheit Abrahams. Joseph und Zulika. Der Wunderstab des Propheten, u. a.

Erste Sammlung.

Die Blätter der Vorzeit.

Im Hain der ältesten Sage irrte mein Geist umher, und kam an die Pforte des Paradieses. „Was willst du, Sterblicher, hier?“ sprach jene glänzende Wundergestalt, die den heiligen Garten bewachte; aber gemildert war ihr Glanz, und statt des feurigen Schwertes hatte sie einen Palmzweig in ihrer menschlichen Hand.

„Die älteste Wohnung meines Geschlechts zu sehen,“ antwortete ich; „den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniß und jene glücklichen Auen, auf welchen der Vater der Menschen von allem Lebendigen einst und von den Elohim selbst kindliche Weisheit lernte.“

„Dieß Paradies ist verblühet,“ sagte die Wundergestalt. „In einen unsterblichen Garten ist der Baum des Lebens verpflanzt, und der Baum der Erkenntniß blühet allen Völkern der Erde. Erkenne meine Gestalt.“ Der Cherub sprach's, berührend mich mit seinem Zweige, und erhob sich in die Luft.

Welche Gestalt sah jetzt mein Auge! welche Stimmen der Schöpfung vernahm mein neu-geöffnetes Ohr! Alles Lebendige und die Könige seiner Geschlechter, Adler und Stier, Mensch und Löwe, sie trugen des Ewiglebenden Thron: Ein Glanz, ein Lobgesang in rastloser Bewegung. Wohin der Adler flog, dahin keuchte der Stier, dahin wandte der Löwe sich; und der Mensch, ihr aller freundlicher und jüngstgeborner Bruder, er war der Priester der Natur, der aller Stimmen und Opfer dem Ewiglebenden darbrachte; den heiligen

Wagen der Erdeschöpfung lenkte er. Mein Geist zerfloß in Harmonie des Lobgesanges aller Wesen. —

Da stand in milderem Glanz der Cherub wieder vor mir. Der Palmzweig der in seiner Rechten war zerfiel: seine Blätter waren die unverwelklichen Blätter der ältesten Sage. „Empfange sie," sprach er, „lies und deute sie deinen Brüdern." Das Gesicht verschwand.

Ich folge dem Wort der Wundergestalt, die, wie alle Gestalten, so alle Stimmen der Schöpfung in sich vereinet und jedes entschlafene Menschengeschlecht überlebt hat. Auf meiner Lippe sey die Sprache der alten Zeit; meine kindliche Sage athme den Hauch vom Zweige des Paradieses.

Licht und Liebe.

Im Anfange war alles wüst und leer, ein kalter Meeresabgrund; die Elemente der Dinge lagen wild durch einander. Da wehete Lebenshauch vom Munde des Ewigen und brach des Eises Ketten, und regte wie eine brütende Taube die erwärmenden Mutterflügel sanft.

In dunkler Tiefe regte sich alles jetzt, aufringend zur Geburt. Da erschien der Erstgeborne, das sanft erfreuende Licht.

Das holde Licht, vereint mit der Mutterliebe, die über den Wassern schwebete; sie schwangen sich auf zum Himmel und webten das goldene Blau; sie fuhren hinunter zur Tiefe und füllten mit Leben sie an; sie trugen die Erd' empor, einen Gottes Altar bestreuend sie mit immerverjüngten Blumen — den kleinsten Staub beseelten sie.

Und als sie Meer und Tiefen und Luft und Erde mit Leben erfüllet hatten, da standen sie rathschlagend still und sprachen zu einander: „Lasset uns Menschen schaffen, unser Bild; ein Gleichniß deß, der Himmel und Erde durch Licht und Liebe schuf." Da fuhr

Leben in den Staub; da strahlte **Licht** des Menschen göttliches Antlitz an, und **Liebe** wählete sein Herz zu ihrer stillen Wohnung.

Der ewige Vater sah's und nannte die Schöpfung gut; denn alles füllte, alles durchdrang sein immerwirkend **Licht** und seine holde Tochter, die belebende **Liebe** selbst.

*

Was murrst du, müßiger Weiser, und staunst die Welt wie ein dunkles Chaos an? Das Chaos ist geordnet; ordne du dich selbst! Im wirkenden Leben nur ist Menschenfreude; in Licht und Liebe nur des Schöpfers Seligkeit.

Sonne und Mond.

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich. Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt: er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

*

Vom Rath des Ewigen ging die schaffende Stimme aus: „Zwei Lichter sollen am Firmamente glänzen, als Könige der Erde, Entscheider der rollenden Zeit."

Er sprach's; es ward. Auf ging die Sonne, das erste Licht. Wie ein Bräutigam am Morgen aus seiner Kammer tritt, wie der Held sich freuet auf seine Siegesbahn, so stand sie da, gekleidet in Gottes Glanz. Ein Kranz von allen Farben umfloß ihr Haupt: die Erde jauchzete; ihr dufteten die Kräuter; die Blumen schmückten sich —

Neidend stand das andre Licht und sah, daß es die Herrliche nicht zu überglänzen vermochte. „Was sollen," sprach sie murrend bei sich selbst, „zwei Fürsten auf einem Thron? Warum muß ich die Zweite und nicht die Erste seyn?" —

Und plötzlich schwand, vom innern Grame verjagt, ihr schönes Licht hinweg. Hinweg von ihr floß es weit in die Luft und ward das Heer der Sterne.

Wie eine Todte bleich stand Luna da, beschämt vor allen Himmlischen, und weinte: „Erbarme dich, Vater der Wesen, erbarme dich!"

Und Gottes Engel stand vor der Finstern da; er sprach zu ihr des heiligen Schicksals Wort: „Weil du das Licht der Sonne beneidet hast, Unglückliche, so wirst du künftig nur von ihrem Lichte glänzen; und wenn dort jene Erde vor dich tritt, so stehest du halb oder ganz verfinstert da wie jetzt."

„Doch, Kind des Irrthums, weine nicht. Der Erbarmende hat dir deinen Fehl verziehn, und ihn in Wohl verwandelt. Geh, sprach er, sprich der Reuenden tröstend zu: auch sie in ihrem Glanze sey Königin. Die Thränen ihrer Reue werden ein Balsam seyn, der alles Lechzende erquickt, der das vom Sonnenstrahl Ermattete mit neuer Kraft belebet."

Getröstet wandte sich Luna, und siehe da umfloß sie jener Glanz in welchem sie jetzt noch glänzt; sie trat ihn an den stillen Gang, den sie jetzo noch geht, die Königin der Nacht, die Führerin der Sterne. Beweinend ihre Schuld, mitleidend jeder Thräne, sucht sie wen sie erquicke; sie suchet wen sie tröste.

*

Tochter der Schönheit, hüte vor Neide dich! Der Neid hat Engel vom Himmel gestürzt; er hat die holde Gestalt der Nacht, den schönen Mond, verdunkelt.

Das Kind der Barmherzigkeit.

Als der Allmächtige den Menschen erschaffen wollte, versammelte er rathschlagend die obersten Engel um sich.

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel der Gerechtigkeit; „er wird unbillig gegen seine Brüder seyn, und hart und grausam gegen den Schwächern handeln."

„Erschaffe ihn nicht!" so sprach der Engel des Friedens. „Er wird die Erde düngen mit Menschenblut; der Erstgeborne seines Geschlechts wird seinen Bruder morden."

„Dein Heiligthum wird er mit Lügen entweihen," so sprach der Engel der Wahrheit, „und ob du ihm dein Bildniß selbst, der Treue Siegel auf sein Antlitz prägtest."

Noch sprachen sie, als die Barmherzigkeit, des ewigen Vaters jüngstes liebstes Kind, zu seinem Throne trat, und seine Kniee umfaßte. „Bild ihn, sprach sie, „Vater, zu deinem Bilde selbst, ein Liebling deiner Güte. Wenn alle deine Diener ihn verlassen, will ich ihn suchen, und ihm liebend beistehen und seine Fehler selbst zum Guten lenken. Des Schwachen Herz will ich mitleidig machen und zum Erbarmen gegen Schwächere neigen. Wenn er vom Frieden und der Wahrheit irret, wenn er Gerechtigkeit und Billigkeit beleidigt, so sollen seines Irrthums Folgen selbst zurück ihn führen und mit Liebe bessern."

Der Vater der Menschen bildete den Menschen. Ein fehlbarschwaches Geschöpf; aber in Fehlern selbst ein Zögling seiner Güte, Sohn der Barmherzigkeit, Sohn einer Liebe die nimmer ihn verläßt, ihn immer bessernd. —

Erinnere dich deines Ursprungs, Mensch, wenn du hart und unbillig bist. Von allen Gottes-Eigenschaften hat Barmherzigkeit zum Leben dich erwählt; und lebend reichte dir Erbarmung nur und Liebe die mütterliche Brust.

Die Gestalt des Menschen.

Der Schaffende stieg hernieder und alle Engel, die Fürsten der Elemente, sahen auf sein Werk.

Er rief dem Staub. Zusammen flog der Staub aus allen Theilen der Erde, der Engel der Erde sprach: „ein sterbliches Geschöpf wird dieß Gebilde seyn wo irgend auf Erden es lebt. Denn Erde ist es, und muß zur Erde werden."

Er rief der himmlischen Wolke; sie feuchtete den Staub. Da wälzete sich der Thon, und wölbete sich mit innern Gefäßen und Kammern. Und der Engel des Wassers sprach: „Du wirst der Nahrung bedürfen, künstliches Geschöpf; Hunger und Durst werden die Triebe deines Lebens werden."

Von innen formeten sich Adern und Gänge; von außen mancherlei Glieder, und der Engel der Lebendigen sprach: „mancherlei Verlangen wirst du unterworfen seyn, kunstreich-schönes Gebilde, die Liebe deines Geschlechts wird dich ziehen und treiben."

Da trat Jehovah zu ihm mit seinen Töchtern, der Liebe und der Weisheit. Väterlich richtete er ihn auf, und gab im Kuß ihm seinen unsterblichen Athem. Erhaben stand der Mensch, und blickte freundlich umher: „Siehe," sprach der Schöpfer, „alle Gewächse der Flur, alle Thiere des Feldes habe ich dir gegeben; dein Vaterland, die ganze Erde ist dein, daß du sie verwaltest. Aber du selbst bist mein; dein Athem ist mein; ich nehme ihn dir, wenn deine Zeit kommt, wieder." —

Die Töchter Gottes, Weisheit und Liebe, blieben bei ihm, dem neuen Gott der Erde. Sie unterrichteten ihn, lehrten ihn kennen Kräuter und Thiere; sie sprachen mit ihm als seine Gespielinnen, und ihre Lust war bei dem Menschenkinde.

So lebet der Mensch hienieden seine Zeit. Dann sinket er zusammen und gibt zurück den Leib den Elementen, aus welchen er

ward; aber sein Geist kehrt wieder zu Gott, der seinen Athem ihm im Vater-Kusse gegeben.

Der Weinstock.

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sich selbst. „Mich hat der Herr gepflanzt," so sprach die erhabene Ceder; „Festigkeit und Wohlgeruch, Dauer und Stärke hat er in mir vereint." „Jehovahs Huld hat mich zum Segen gesetzt," so sprach der umschattende Palmbaum; Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." Der Apfelbaum sprach: „wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Paradieses." Und die Myrthe sprach: „wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter meinen Geschwistern, dem niedrigen Gesträuch." So rühmten alle, der Oel- und Feigenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich. —

Der einzige Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir, sprach er zu sich selbst, scheint alles versagt zu seyn, Stamm und Aeste, Blüthen und Frucht; aber so, wie ich bin, will ich noch hoffen und warten." Er sank danieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er; siehe da trat die Gottheit der Erde, der freundliche Mensch, zu ihm. Er sah ein schwaches Gewächs, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hülfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf, und schlang den zarten Baum an seine Laube. Froher spielten anjetzt die Lüfte mit seinen Reben, die Gluth der Sonne durchdrang ihre harten, grünenden Körner, bereitend in ihnen den süßen Saft, den Trank für Götter und Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt neigete bald der Weinstock sich zu seinem Herren nieder, und dieser kostete seinen erquickenden Saft, und nannte ihn seinen Freund. Die stolzen Bäume beneideten jetzt die schwanke Ranke; denn viele von ihnen standen schon

entfruchtet da; er aber freuete sich seiner schlanken Gestalt und seiner harrenden Hoffnung.

Darum erfreut sein Saft noch jetzt des Menschen Herz, und hebt empor den niedergesunkenen Muth, und erquicket den Betrübten.

*

Verzage nicht, Verlassener! und harre duldend aus. Im unansehnlichen Rohre quillt der süßeste Saft; die schwache Rebe gebiert Begeisterung und Entzückung.

Die Bäume des Paradieses.

Als Gott den Menschen in sein Paradies einführete, da neigeten sich vor ihm des Paradieses Bäume; jeder bot mit wehendem Wipfel dem Lieblinge Gottes seine Früchte dar, und seiner Zweige Schatten zur Erquickung. „O daß er mich erwählte," sprach der Palmbaum, „ich wollte ihn speisen mit den Trauben meiner Brust und mit dem Weine meines Saftes ihn tränken. Von meinen Blättern wollte ich ihm eine friedliche Hütte bauen und überschatten ihn mit meinen Zweigen." „Mit meinen Blüthen wollte ich dich bestreuen, sprach der Apfelbaum, und laben dich mit meinen besten Früchten."

So alle Bäume des Paradieses; und Jehovah führete Adam freundlich hin zu ihnen, nannte ihm die Namen aller, und erlaubte ihm den Genuß von allen, außer Einer Frucht vom Baum der Erkenntniß.

„Ein Baum der Erkenntniß, sprach der Mensch in sich. Alle andern Bäume geben mir nur irdische, leibliche Nahrung; und dieser Baum, der meinen Geist erhebt, der die Kräfte meines Gemüthes stärkt, er wäre mir verboten?" Noch unterdrückte er den Gedanken zwar; als aber das Beispiel und die Stimme der Verführung zu ihm sprach, da kostete er von der bösen Frucht, deren Saft noch jetzt in unserm Herzen gähret.

Alle schätzen wir gering was uns vergönnet ist, und sehnen uns nach dem Verbotenen, wir wollen nicht glücklich seyn durch das was wir schon sind; wir haschen nach etwas das über uns ist, hoch über unserm Kreise.

*

„Du hast den Menschen ein hartes Verbot gethan, sprachen die höhern Geister, als Gott wiederkehrte; denn was ist reizender einem Geschöpf dem du Vernunft gegeben, als daß es Erkenntniß lerne? Und deßhalb willst du ihn, der dein Gebot bald übertreten wird, mit dem Tode strafen?"

„Wartet, wie ich ihn strafen werde," sprach der Gütige: „selbst auf dem Wege seines Irrthums, der mit Schmerzen der Reue ihn durch stechende Dornen führen wird, selbst dort geleit' ich ihn zu einem andern Baum, zum Baume eines höheren Paradieses."

Lilis und Eva.

Einsam ging Adam im Paradiese umher; er pflegte der Bäume, nannte die Thiere, freuete sich überall der fruchtbaren segenreichen Schöpfung, fand aber unter allem Lebendigen nichts das die Wünsche seines Herzens mit ihm theilte. Endlich blieb sein Auge an einem der schönen Luftwesen hangen die, wie die Sage sagt, längst vor dem Menschen die Bewohner der Erde gewesen waren, und die sein damals hellerer Blick zu schauen vermochte. Lilis hieß die schöne Gestalt, die, wie ihre Schwestern, auf Bäumen und Blumen wohnte, und nur von den schönsten Gerüchen lebte. „Alle Geschöpfe," sprach er bei sich selbst, „leben in Gemeinschaft unter einander, o daß mir diese schöne Gestalt zur Gattin würde!"

Der Vater der Menschen hörte seinen Wunsch und sprach zu ihm: „du hast dein Auge auf eine Gestalt geworfen die nicht für dich erschaffen ist; indessen, deinem Irrthum zur Belehrung, sey dir

dein Verlangen gewähret.“ Er sprach das Wort der Verwandlung, und Lilis stand da in menschlichen Gliedern.

Freudig wallete Adam ihr entgegen; schnell aber sah er seinen Irrthum ein, denn die schöne Lilis war stolz und entzog sich seiner Umarmung. „Bin ich, sprach sie, „deines Ursprunges? Aus Luft des Himmels ward ich gebildet und nicht aus niedriger Erde. Jahrtausende sind mein Leben: Stärke der Geister ist meine Kraft, und Wohlgeruch meine himmlische Speise. Ich mag dein niedriges Geschlecht der Staubgebornen mit dir nicht vermehren.“ Sie entflog, und wollte nicht wieder zu ihrem Manne kehren.

Gott sprach: „es ist nicht gut daß der Mensch allein sey; ich will ihm eine Gattin geben die sich zu ihm füge.“ Da fiel ein tiefer Schlaf auf Adam, und ein weissagender Traum wies ihm das neue Gebilde. Aus seiner Seite stieg's empor, mit ihm von einerlei Wesen. Freudig erwachte er, und sah sein zweites Selbst; und als Gott die Liebliche zu ihm führte, siehe da bewegte sich die Stätte seines Herzens, denn sie war seinem Herzen nahe gewesen. „Mein bist du,“ rief er aus, „du sollt Männin heißen; denn du bist vom Manne genommen.“

*

Darum wenn Gott einen Jüngling liebet, so gibt er ihm die Hälfte die sein ist, das Gebilde seines Herzens, zum Weibe. Empfindend daß sie für einander geschaffen worden, werden sie beide zu Einem Bilde in täglich neuer Zufriedenheit und Jugend-Schönheit. Wer aber frühe nach fremden Reizen blickt und buhlt nach Wesen die nicht zu ihm gehören, empfängt zur Strafe eine fremde Hälfte. In Einem Leibe zwo verschiedne Seelen, hassen sie einander, zerreißen sich und quälen einander zu Tode.

Sammaël.

Als Gott den Menschen aus Staube geschaffen und den verweslichen Staub gekrönet hatte mit seines Ebenbildes Krone, stellete er ihn den Engeln dar und allen Geschöpfen. Die Schaar der Engel neigete sich vor ihm als ihrem jüngeren Bruder; sie dienten ihm fröhlich bei seiner paradiesischen Hochzeitfreude.

Nur einer derselben, der stolze Sammael, spottete sein: „Bin ich nicht, sprach er, aus Licht geschaffen worden, nicht aus Staube? Der Feuerstrom der vom Throne fließt, gab mir das Wesen und nicht die zerfallende Erde.“ —

Siehe, da wich von ihm der Strom des Lichts; wie Schnee zerschmolz das Kleid das ihn umgab und glänzend schmückte. Der stolzeste Geist erschien jetzt als der niedrigste, da ihn die Kraft verließ die ja nicht sein war.

*

Voll Zorn entwich er der Schaar der Himmlischen, und drohte Rache den unschuldigen Menschen. „Da ich durch Euch, sprach er, unglücklich worden bin, so sollet auch Ihr durch mich unglücklich werden.“ Er hatte das Verbot gehört das ihnen die Frucht des schädlichen Baumes untersagte; er nahm die letzten Strahlen zusammen und wollte sie noch in Engelgestalt verführen. Aber der Schnee zerschmolz den er zu seinem Kleide bilden wollte, und da er den Weg des Verführers ging, so erschien er in Schlangengestalt; vom glänzenden Seraph blieben ihm nichts als schimmernde Farben.

Eva sah und bewunderte sie, und ließ sich bald verführen; sie aß vom Baume den Tod und reichte dem Manne die Frucht des Todes, Krankheit und Elend keimten jetzt für alle Geschlechter der Erde.

Der Vater der Menschen erschien. Er richtete die Verführten mit Erbarmen; die verführende Schlange aber strafte er hart, ver-

fluchend sie zum tief verabscheueten Wurm der Erde. „Weil deine Freude es war," sprach er zu Sammael, „Unglückliche zu machen, so sey künftig die Schadenfreude nur dein unglückseliges Theil."

Verbannet aus der Schaar der Seeligen, verbannt von jedem segnenden Geschäft, das Sammael einst im Himmel geführt hatte, ward er jetzt — der Engel des Todes.

Der Vogel unsterblicher Wahrheit.

In Mitte des Paradieses standen die wunderbarsten Bäume der Welt, der Baum der Erkenntniß und der Baum des Lebens. Von diesem zu essen war den Menschen erlaubt; von jenem zu kosten war ihnen, um ihrer Kindheit willen, verboten. Der einzige Phönix, damals noch der König des ganzen gefiederten Reichs, er nur nistete in diesen Zweigen, und aß von ihnen unsterbliche Götterspeise.

Als Eva lüstern zum Baum der Erkenntniß trat und kosten wollte, da war's als furchtbar auf dem Baum der geflügelte Zeuge der Wahrheit seine Stimme erhob, und also sprach: „Betrogne, wo irrest du hin? was zu erblicken öffnest du die Augen? Dich nackt zu sehen, wirst du weise; dich arm zu fühlen, willst du Göttin werden!" —

Aber Eva's Blick hing an der täuschenden Frucht und am listigen Verführer; sie übertrat des Herrn Gebot, und hörte des weissagenden Vogels Stimme nicht.

Als über alle Geschöpfe des Paradieses der Tod kam, sonderte Gott den treuen Vogel aus, fortan auf ewige Zeit ein Zeuge der Wahrheit. Zwar mußte auch er mit allen Lebendigen den Sitz der Unschuld räumen: König der Vögel, die jetzt einander bekriegten, wollte er selbst nicht mehr seyn; seinen einst glücklichen, ruhigen Thron nahm ein Raubvogel ein, der blutbegierige Adler. Auch die

Unsterblichkeit konnte ihm fortan in der dickeren giftigen Erdeluft anders nicht als durch Verwandlung werden. Aber durch eine Verwandlung die nach Jahrhunderten erst, und schnell und herrlich dann ihn wieder verjüngt. Wenn seine Stunde nahet, ist ihm vergönnt ins Paradies zu fliegen: vom Baum des Lebens und vom Erkenntniß=Baum bricht er sich dort die dürren, alten Zweige, in deren Flamme sich seine Glieder lösen. Die Zweige vom Baume der Weisheit bringen ihm Tod, die Flamme vom Baume des Lebens neue Jugend. Dann zieht er wieder in seine Wüste zurück, und trauert um das Paradies: der schöne, einzige, selten gesehene, noch seltener befolgte Vogel unsterblicher Wahrheit.

Der himmlische Schäfer.

Tief in der Mitternacht vor jenem Frühlingsfeste, an welchem die ersten Zwillingssöhne des Menschengeschlechts dem Schöpfer ein Dankopfer bringen sollten, sah ihre Mutter im Schlaf einen wunderbaren Traum. Die weißen Rosen die ihr jüngerer Sohn um seinen Altar gepflanzt, waren in blutige vollere Rosen verwandelt, die sie noch nie gesehn. Sie wollte die Rose brechen, aber sie zerfiel vor ihrer Hand. Auf dem Altar, auf welchem sonst nur Milch geopfert ward, lag jetzt ein blutiges Lamm. Weinende Stimmen erhuben sich ringsum, und Eine Stimme der Verzweiflung war in ihnen, bis alles sich zuletzt in süße Töne verlor, in Töne die sie noch nie gehöret hatte.

Und eine schöne Aue lag vor ihr; schöner als selbst ihr Jugend=Paradies; und auf ihr weidete in ihres Sohnes Gestalt ein weißgekleideter Schäfer. Die rothen Rosen waren um sein Haar, und in der Hand hielt er ein Saitenspiel, aus welchem jene süßen Töne kamen. Er kehrte liebreich sich zu ihr, er wollte ihr nahen und verschwand. Der Traum verschwand mit ihm.

Erwachend sah die Mutter des Tages Morgenröthe wie blutig aufgehn, und ging mit schwerem Herzen zum Opferfest.

Die Brüder brachten ihr Opfer, die Eltern gingen heim. Am Abend aber kam der jüngere nicht wieder. Angstvoll suchte die Mutter ihn, und fand nur seine zerstreute, traurige Heerde. Er selbst lag blutig am Altar; die Rosen waren mit seinem Blute gefärbt, und Kains Aechzen schallte laut aus einer nahen Höhle.

Ohnmächtig sank sie auf des Sohnes Leichnam, als ihr zum zweitenmal das Traumgesicht erschien. Ihr Sohn war jener Schäfer den sie dort im neuen Paradiese sah, die rothen Rosen waren um sein Haar; liebliche Töne klangen aus seiner Harfe; also sang er ihr zu: „Schaue hinauf gen Himmel zu den Sternen, weinende Mutter, schaue hinauf! Sieh jenen glänzenden Wagen dort! er führt zu andern Auen, zu schönern Paradiesen als du in Eden sahst; wo die blutgefärbte Rose der Unschuld voller blüht, und alle Seufzer sich in süße Töne wandeln.“ —

Das Traumgesicht verschwand; gestärkt stand Eva vom blassen Leichnam ihres Sohnes auf. Und da sie Morgens ihn mit ihrer Thräne bethaut und mit den Rosen seines Altars bekränzet hatte, begruben Vater und Mutter ihn an Gottes Altar, vorm Angesicht einer schönern Morgenröthe. Oft aber saßen sie an seinem Grabe zu Mitternacht, und sahen gen Himmel hinauf zum hohen Sternen-Wagen, und suchten ihren Schäfer dort.

Adams Tod.

Neunhundertdreißig Jahr war Adam alt als er das Wort des Richters in sich fühlte: Du sollt des Todes sterben!

„Laß alle meine Söhne vor mich kommen,“ sprach er zur weinenden Eva, „daß ich sie noch sehe und segne.“ Sie kamen alle

auf des Vaters Wort, und stunden vor ihm da, viel hundert an der Zahl, und flehten um sein Leben.

„Wer unter euch," sprach Adam, „will zum heiligen Berge gehn? Vielleicht daß er für mich Erbarmung finde, und bringe mir die Frucht vom Lebens-Baum." — Alsbald erboten sich alle seine Söhne, und Seth, der frömmste, ward vom Vater selbst zur Botschaft auserwählet.

Sein Haupt mit Asche bestreuet, eilte er und säumte nicht, bis er vor der Pforte des Paradieses stand. „Laß ihn Erbarmung finden, Barmherziger (so flehete er), und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebens-Baum."

Schnell stand der glänzende Cherub da; und statt der Frucht vom Lebensbaum hielt er einen Zweig von dreien Blättern in seiner Hand. „Bringe dem Vater ihn," so sprach er freundlich, „zu seiner letzten Labung hier; denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde. Nur eile; seine Stunde ist da!"

Schnell eilte Seth und warf sich nieder und sprach: „keine Frucht vom Baume des Lebens bringe ich dir, mein Vater; nur diesen Zweig hat mir der Engel gegeben, zu deiner letzten Labung hier."

Der Sterbende nahm den Zweig und freuete sich. Er roch an ihm den Geruch des Paradieses; da erhob sich seine Seele: „Kinder," sprach er, „ewiges Leben wohnt für uns nicht auf der Erde; ihr folgt mir nach. Aber an diesen Blättern athme ich Hauch einer andern Welt, Erquickung." — Da brach sein Auge: sein Geist entfloh.

Adams Kinder begruben ihren Vater, und weinten um ihn dreißig Tage lang; Seth aber weinte nicht. Er pflanzete den Zweig auf seines Vaters Grab zum Haupt des Todten und nannte ihn den Zweig des neuen Lebens, des Auferwachens aus dem Todesschlaf.

Der kleine Zweig erwuchs zum hohen Baum, und viele Kinder Adams stärkten sich an ihm mit Trost des andern Lebens.

So kam er auf die folgenden Geschlechter. Im Garten Davids blühete er schön, bis sein bethörter Sohn an der Unsterblichkeit zu zweifeln anfing; da verdorrete der Zweig, doch kamen seine Blüthen unter andre Völker.

Und als an einem Stamm von diesem Baum der Wiederbringer der Unsterblichkeit sein heiliges Leben aufgab, streuete sich von ihm der Wohlgeruch des neuen Lebens umher, weit unter alle Völker.

Zweite Sammlung.

Der Schwan des Paradieses.

Von Jugend an, saget die heilige Sage, wandelte Henoch mit Gott, und war ein stiller Betrachter. Als Kind schon hatte sein Engel ihn ins Paradies geführt. Er las in Büchern, ihm vom Himmel gesandt, die nicht auf irdische Blätter geschrieben waren; er las im Buch der Sterne, daher man ihn den Betrachter, Idris, nannte.

Einst saß er einsam unter der Ceder; da wehete stille Begeisterung ihn an: er sah das nahe Schicksal seiner Welt, die bald in Fluthen übergehen sollte; er sah den Tag des strafenden Gerichts.

„O daß ich, seufzte seine Seele, „dieß der Nachwelt kund thun könnte!"

Da ließ ein glänzender Schwan vom Himmel sich herab; dreimal umflog er des Betrachters Haupt, und langsam kehrte er in die Wolken.

Henoch kannte ihn: es war ein Schwan des Paradieses, den er einst in seiner Kindheit gesehen und geliebet hatte. Eine Feder war seiner Schwinge entfallen; er nahm die Feder, und schrieb damit seine Bücher der Zukunft.

Und als er lange, jedoch vergeblich seine Brüder gewarnet hatte, und das Licht in ihm an seinen Ort hinaufzusteigen begehrte, da nahm er seinen Sohn zu sich und sprach: „die Tage meines Lebens sind zu Ende, dreihundertfünfundsechzig kurze Tage. Vielleicht daß dir mein Sohn, der Gütige, den Rest von meinen Jahren zu deinen Jahren zählt.

Er sprach's und segnete ihn, da waren um ihn und hoben ihn sanft empor die Schwäne des Paradieses. Auf ihren Flügeln trugen sie ihn hinauf, und Henoch war nicht mehr.

Und als sein Sohn Methusalah ihn vergebens in den Wolken des heiligen Berges suchte, stand vor ihm ein Mann in glänzender Gestalt.

„Ich war der Engel deines Vaters," sprach er, „der ihn erzog, und schon als Kind zum Paradiese führte. Dort ist er jetzt; er hat viele Jahre gelebt, denn er ist bald vollkommen worden. Darum gefiel er Gott und war ihm lieb, und ward hinweggenommen aus dem Leben."

Er sprach's und rührete die Erde mit seinem Stabe an; da stand ein blühender Mandelbaum, der frühe Bote des Frühlings. Noch ehe seine Blätter sprossen, mit nackten Zweigen treibet er Blüthen hervor, und verkündigt die fröhliche Zeit. Der Engel war verschwunden, und Methusalah, der seines Vaters Jahre genoß, und das höchste Alter der Erdgebornen erreichte, jährlich sah er in diesem frühaufblühenden Mandelbaum die Jugend seines Vaters.

Der Rabe Noahs.

Aengstlich blickte Noah umher aus seinem schwimmenden Kasten und wartete bis die Wasser der Sündfluth fielen. Kaum sahen der Berge Spitzen hervor als er alles Gefieder um sich rief: „Wer, sprach er, unter euch will Bote seyn ob unsre Rettung nah ist?"

Da drängte sich vor allen der Rabe hervor mit großem Geschrei; er witterte nach seiner Lieblingsspeise. Kaum war das Fenster geöffnet, so flog er hin und kehrte nicht zurück. Der Undankbare vergaß des Retters und seines Geschäfts; er hing am Aase —

Aber die Rache blieb nicht aus. Noch war die Luft von giftigen Dämpfen voll, und schwere Dünste hingen über den Leichen; die benebelten ihm sein Gesicht, und schwärzten seine Federn.

Zur Strafe seiner Vergessenheit ward ihm auch sein Gedächtniß wie sein Auge düster; selbst seine neugebornen Jungen erkennet er nicht, und genießt an ihnen keine Vaterfreude. Erschrocken über ihre Häßlichkeit flieht er hinweg und verlässet sie. Der Undankbare zeugt ein undankbar Geschlecht; entbehren muß er des schönsten Lohns, des Dankes seiner Kinder.

Die Taube Noahs.

Acht Tage hatte der Vater der neuen Welt auf die Wiederkunft des trägen Raben gewartet als er aufs neue seine Schaaren um sich rief, Kundschafter auszuwählen. Schüchtern flog die Taube auf seinen Arm, und bot sich an zur Sendung.

„Tochter der Treue,“ sprach Noah, „du wärest mir wohl eine Dienerin guter Botschaft; wie aber willt du deine Reise thun, und dein Geschäft vollenden? Wie, wenn dein Flügel ermattet, und dich der Sturm ergreift, und wirft dich in die trübe Welle des Todes? Auch scheuen deine Füße Schlamm, und deiner Zunge widert unreine Speise.“ —

„Wer,“ sprach die Taube, „gibt den Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden? Laß mich, ich werde dir gewiß eine Dienerin guter Botschaft.“

Sie entflog und schwebte hin und her, und nirgend fand sie wo sie ruhen könnte; als schnell der Berg des Paradieses sich vor ihr erhob mit seinem grünenden Wipfel. Ueber ihn hatten nichts vermocht die Wasser der Sündfluth; und der Taube war die Zuflucht zu ihm unverboten. Freudig eilete sie und flog hinan und ließ demüthig sich am Fuß des Berges nieder. Ein schöner Oelbaum blühete da: sie brach ein Blatt des Baums, eilte gestärkt zurück und legete den Zweig auf des schlummernden Noah Brust.

Er erwachte, und roch daran den Geruch des Paradieses.

Da erquickte sich sein Herz; das grüne Friedensblatt erquickte die Seinigen, bis ihm sein Retter selbst erschien, bekräftigend der Taube gute Botschaft.

Seitdem dann ward die Taube Dienerin der Liebe und des Friedens. Wie Silber glänzen ihre Flügel, sagt das Lied; ein Schimmer noch vom Glanz des Paradieses, das sie auf ihrer Wanderschaft erquickte.

Abrahams Kindheit

In einer Höhle ward Abraham erzogen; denn der Tyrann Nimrod stellete ihm nach dem Leben. Aber auch in der dunkeln Höhle war das Licht Gottes in ihm! er dachte nach und sprach zu sich: „wer ist mein Schöpfer?"

Nach sechszehn Jahren trat er hinaus, und als er zum erstenmale Himmel und Erde sah, wie erstaunte er und freuete sich! Er fragte alle Geschöpfe ringsumher: „Wer ist euer Schöpfer?"

Auf ging die Sonne; er fiel nieder aufs Angesicht. „Das," sprach er, „ist der Schöpfer; denn seine Gestalt ist schön!" —

Die Sonne stieg hinauf und stieg hinab und ging am Abend unter. Da ging der Mond hinauf, und Abraham sprach zu sich: „das untergegangene Licht war nicht der Gott des Himmels; vielleicht ist's jenes kleinere Licht, dem dieses große Heer der Sterne dient."

Aber auch Mond und Sterne gingen unter, und Abraham stand allein.

Er ging zu seinem Vater und fragte ihn: „wer ist der Gott des Himmels und der Erde?" und Tharah zeigete ihm seine Götzenbilder. „Ich will sie prüfen," sprach er bei sich selbst, und als er allein war, legte er ihnen die schönste Speise vor. „Wenn ihr lebendige Götter seyd, so nehmet euer Opfer." Aber die Götzen standen da und regeten sich nicht.

„Und diese," sprach der Knabe, „kann mein Vater für Götter halten? Wohl! Vielleicht belehre ich ihn." Er nahm den Stab, zerschlug die Götzen alle bis auf einen und legte seinen Stab in dieses Götzen Hand und lief zum Vater: „Vater," sprach er, „dein erster Gott hat alle seine Brüder getödtet."

Zornig sah ihn Tharah an und sprach: „Du spottest meiner, Knabe, wie kann er es, da meine Hände ihn gebildet haben?" „O zürne nicht, mein Vater," sprach Abraham, „und laß dein Ohr vernehmen was dein Mund sagte. Trauest du deinem Gott nicht zu daß er vermöge was ich mit meiner Knabenhand zu thun vermochte, wie wäre er der Gott der mich und dich und Himmel und Erde schuf?" — Tharah verstummte auf des Knaben Wort.

*

Bald aber kam die That vor den Tyrannen Nimrod; der forderte ihn vor sich und sprach: „Meinen Gott sollt du anbeten, Knabe, oder der brennende Ofen sey dein Lohn." Denn alle Weisen hatten bei Abrahams Geburt dem Könige geweissaget daß Er die Götzen stürzen und des Königs Dienst vernichten würde im Königreiche. Darum verfolgete der König ihn.

„Wer ist dein Gott, o König?" sprach der unerschrockene Knabe.

„Das Feuer ist mein Gott," antwortete er, „das mächtigste der Wesen."

„Das Feuer," sprach der Knabe, „wird vom Wasser ausgelöscht, das Wasser wird von der Wolke leicht getragen; der Wind verjagt die Wolke, und dem Winde besteht der Mensch. So ist der Mensch das mächtigste der Wesen." —

„Und ich der mächtigste der Menschen," sprach der König. „Bete mich an, oder der glühende Ofen ist dein Lohn."

Da schlug der Knabe sein bescheidnes Auge auf und sprach: „ich sah die Sonne gestern am Morgen auf- und am Abend unter-

gehn; befiehl, o König, daß sie heut am Abend auf- und am Morgen untergehe, so will ich dich anbeten."

Und Abraham ward in die Gluth geworfen.

Aber des Feuers Kraft beschädigte den Knaben nicht; ein Engel nahm ihn sanft in seinen Arm und fächelte die Flammen von ihm ab wie einen Lilienduft. Schöner ging der Knabe vom Feuer hinaus, und bald erschien ihm Gott, und rief ihn aus Chaldäa, und weihete ihn zu seinem Freunde ein.

Und Abraham ward Stifter des wahren Gottesdienstes des Einen Gottes Himmels und der Erde für alle Welt.

Die Stimme der Thränen.

Drei Tage war Isaak im Herzen seines Vaters todt, denn am vierten Tage hatte Gott sich ihn zum Opfer erkoren. Schweigend zog Abraham gen Moriah hin, in den tiefsten Gram versunken, als ihn die freundliche Stimme des Kindes weckte: „Siehe, mein Vater, hier ist Feuer und Holz, wo ist aber das Lamm zum Opfer?" —

„Mein Sohn," sprach Abraham, „Gott hat ihm selbst ersehen ein Opferlamm!" So gingen die beiden schweigend mit einander.

Und als sie kamen an die Opferstätte und der Altar gebauet und alles bereitet war, ergriff der Vater seinen Sohn und legte ihn auf den Altar und fassete des Messer in die Rechte, und sah gen Himmel hinauf. Der Knabe duldete, schwieg und blickte mit weinendem Auge zum Himmel hinauf.

Die stumme Thräne im Auge des Vaters und des Kindes durchdrang die Wolken und trat zum Herzen Gottes mit großem Geschrei. „Abraham! rief der Engel des Herrn vom Himmel herab, Abraham, schone des Knaben und thue ihm nichts. Es ist genug!"

Freudig nahm der Vater den wiedergeschenkten Sohn, das Opfer Gottes, zurück, und hieß die schrecklich-frohe Stätte: Jehovah

schaut!" Er schaut die stumme Thräne im Auge des Leidenden, er sieht des Herzens Jammer, der ängstlicher ruft als alles Geschrei.

*

Dreifach ist das Gebet der Menschen zu Gott, und kräftiger ist eines als das andre.

Ein Gebet mit stiller Stimme gefället ihm wohl, er höret's tief im Herzen, und nimmt's auch von der stammelnden Lippe gnädig auf.

Das Gebet der Noth mit großem Geschrei durchdringt die Wolken, und häufet glühende Kohlen auf des Unterdrückers Haupt.

Doch mächtig über alles ist die Thräne des Verlassenen, der fest an Gott sich hält und stirbt. Sie sprenget Pforten und Riegel, und dringt zum Herzen Gottes und bringt den Blick des Schauenden hernieder.

Das Grab der Rahel.

Als Jakob von der heiligen Stätte wiederkehrte, auf welcher Gott sich ihm einst geoffenbaret hatte, da er in seiner Jugend den offenen Himmel sah, da war sein Herz voll Freude, denn Jehovah hatte ihm jetzt seinen Freundesbund aufs neue bestätiget.

Bald aber traf ihn ein bitterer Schmerz. Die Liebe seiner Jugend, Rahel, starb bei ihrem zweiten Sohne, und da die Seele ihr entging, und sie nun sahe daß sie sterben mußte, nahm sie den letzten Athem noch zusammen, küssete das Kind, nannte seinen Namen „Benoni, den Sohn der Schmerzen" und starb.

Und als sie vor dem Ewigen erschien, weinete sie und sprach: „Erfülle mir, o Vater! die erste Bitte hier an deinem Thron. Laß mich zuweilen noch die Meinigen sehen, von denen du mich trenntest, daß ich in ihrem Leiden ihnen beistehe und ihre Thränen lindre."

„Dreimal soll dir dein Wunsch gewähret seyn," sprach Gott, „daß du auf Erden deine Kinder sehest, doch lindern kannst du ihre Thränen nicht."

Sie ging zum ersten hinab und fand den alten Jakob um ihre beiden Söhne ängstlich trauern. Des Josephs blutiges Kleid lag neben ihm: „mein graues Haar," rief er, wird in die Grube fahren, mit Leide werd' ich zu den Todten wandern, denn auch Benoni wird mir jetzt geraubt."

Seufzend stieg sie wieder zum Himmel hinauf, bis späterhin ihr Mann und ihre Söhne als Abgeschiedene selbst zu ihr kamen, und freudig ihr erzähleten, wie schön sich all ihr Leid in Freude verwandelt habe.

Sie trocknete die Thränen und stieg lange nach diesem zum zweitenmal hernieder auf ihr Grab. Da sahe sie ihre Kinder ins Elend treiben, wie man die Heerde treibt. Alles fand sie verwüstet, und auch ihr Grab war nicht verschont geblieben. Eine Zeitlang blieb sie auf dem öden Grabe, und lange hörte man auf ihm ein unsichtbares Aechzen.

Sie stieg zum drittenmal hernieder, da floß um Bethlehem der unschuldigen Kinder Blut. Ihre Mütter weinten und auf ihrem Grabe weinete Rahel laut: „sie sind, sie sind nicht mehr." Man hörte lang am Grabe das weinende Aechzen: „sie sind nicht mehr."

Und als sie wiederkehrte, sprach der Allbarmherzige: „ruhe jetzt, meine Tochter, und quäle dein Herz nicht mehr mit deiner Kinder Leiden. Der Weg der Sterblichen führt bald in Thäler wo nur Klagen tönen, bald wenn das Thal sich wendet, wird die Klage selbst Lobgesang. Vertrau mir deine Kinder an, sie sind auch meine Kinder; dein Herz ist nicht gemacht der Erdgebornen Schicksal zu tragen und zu lindern."

Beruhigt blieb der schönen Rahel Geist fortan im Paradiese. Zwar fragte sie die Neuankommenden um ihr vollendetes Geschick

auf Erden, doch nimmer kehrte sie zu ihrem Grabe wieder, auf dem das Aechzen ihres mütterlichen Herzens nun längst verhallet ist. Das Grabmal schweigt, und Rahel freuet sich mit ihren Kindern der ewigen Ruhe.

Joseph und Zulika.

Als Potiphars Weib, die schöne Zulika, den Joseph ergriff und alle seine Sinnen reizte, siehe da stand dem Geiste des Jünglings die ehrwürdige Gestalt seines Vaters vor Augen.

„Die Namen deiner Brüder," sprach Jakob, „werden auf zwölf Steinen des Brustschildes glänzen, und in die Wohnung des Allerheiligsten zum Gedächtniß eingehen vor Jehovah. Du solltest auch mit ihnen geschrieben werden; willst du daß dein Name vertilget sey, und du ein Hirte der Ehebrecherin heißest?"

Alsobald kam Joseph zu sich und wand sich los. Sein Herz blieb fest in seiner Kraft, seine Händ' und Arme stärketen sich. Die goldenen Träume seiner Kindheit traten ihm vor Augen.

Und statt eines kamen nachher zwei Namen seines Geschlechts auf die glänzenden Steine ins Angesicht vor Jehovah. Der sterbende Vater pries ihn und sprach: „ein blühender Zweig ist Joseph; der Sohn einer Blühenden, die über der Quelle steht. Seine jungen Zweige sprossen, sie sprossen die Mauer hinauf — ein Lohn seiner jugendlichen Gottesfurcht und Keuschheit."

Der Streit der heiligen Berge.

Als Gott sein Gesetz zu geben auf Sinai stieg, traten vor ihn die Geister der Berge im Lande der Verheißung. „Warum verschmähest du uns, deine Erkornen, und wählest den fremden Berg, einen dürren Fels der heidnischen Wüstenei zu deines Fußtritts Schemel?"

„Wer seyd ihr,“ sprach Jehovah, daß ihr es wagt der Schemel meiner Herrlichkeit zu werden? Schauet umher. Mein Tritt war dort auf jenen ersunknen Bergen, auf den zerfallenen Hügeln der alten Zeit; wo ist jetzt die Krone ihres Gipfels?“

„Aber auf euch, fuhr der Gnädige fort, will ich meine Herrlichkeit milder offenbaren; du lachender Thabor, sollt das Antlitz meines Sohnes schauen und an ihn meine sanftere Stimme hören. Berg Gottes, du fruchtbarer Karmel, auf dir soll einst mein zweiter Knecht, Elias, wohnen, und meinen Namen mit Feuer vom Himmel den Menschen kundthun. Du Libanon, sollt mein Heiligthum baun, und du bescheidner, schweigender Zion, auf dir, dem kleinsten der Berge, soll einst dieß Heiligthum ruhen, meines Namens ewige Wohnung. Der Berg, da das Haus Jehovahs ist, wird höher seyn als alle Berge der Erde, über alle Hügel erhaben.“

Freudig verließen die Berge das Angesicht Jehovahs; sie neideten den Sinai nicht mehr, und der kleinste unter allen, der demüthige Zion, ward in der Zukunft der größeste der Berge.

Die Worte des Gesetzes.

Als Gott sein Gesetz zu geben auf Sinai hinabfuhr, trat Moses in die heilige Wolke vor ihn und sprach: „Allgütiger, du willst dein Gesetz Israel geben daß alles Volk es vernehme; wie aber? werden auch die andern Völker und die kommenden Geschlechter Gottes Stimme hören?“

„Sie haben sie gehört,“ sprach der Allmächtige, „jeder der Propheten und Weisen, selbst jedes Kind, wo es auf Erden lebt, hat daran seinen Theil empfangen. Ihre Seelen selbst sind ein Nachklang meiner Stimme, der Stimme die alle Welten füllt.“ —

Gott sprach's, und winkte dem Engel der Seelen daß er den Fragenden ins Reich der innern Schöpfung führte. Hier sahe Moses,

wie durch die Macht des ewigen Worts das Gebilde der Menschheit ward; jedes werdende Wesen war die Wurzel eines Baums voll göttlicher Gedanken.

„So viele, sprach der Engel, hier Menschenseelen sind, so viele sind Auslegungen der Stimme, die dieses Weltall schuf. Viele Seelen fassen viel der Stimmen, und deine Seele (fuhr der Engel zu Moses fort) soll des Gesetzes Baum erfassen mit Wurzeln, Stamm und Zweigen. Jedwede Seele wird gerichtet werden nach dem was in ihr war, nach dem Laut der Stimme der sie zum Leben rief.“ —

Und der Engel nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Vorhöfe des Paradieses. „Siehe,“ sprach er, „hier werden die Ungebornen erzogen, und zu ihrem Leben auf der Erde bereitet. Nachdem eine Seele Folgsamkeit und Treue erwiesen, steigt sie in dieses oder jenes Geschlecht hinab, zu ihrem Lohn oder zu ihrer Strafe. Doch ehe jede derselben niedersteigt, führet ihr Engel sie umher, und zeigt ihr die Pforten der Hölle und des Paradieses. Dort siehet sie die Ungerechten gequält, hier die Gerechten getröstet. Welchen Eindruck nun das Kind bewahret und fest hält, nach solchem bildet es sich fürderhin im Leben. Wem nur die Hölle im Gedächtniß schwebt, der wird ein Knecht, wer aber die Freuden des Paradieses ahnend in sich empfindet, der wird ein Kind Jehovahs und findet auf der Erde schon den Trost des Paradieses. Wer nichts von beiden in sich erhält, verwildert ohne Gefühl und wird ein Thier des Feldes.“

Da kam auch der Engel der Weisen und nahm den Moses bei der Hand und führte ihn in die Schule des Himmels. „Siehe hier,“ sprach er, die Seelen versammelt, jedwede steigt hinauf in jedem stillen Augenblick, da sie das Wort des Ewigen in sich lieset. Sobald die Sinne schweigen und der Leib des Menschen schläft, geht sie zum Himmel empor und wird gewürdiget den Sinn des Ewigen zerstreuungslos zu hören. Die höchsten Engel schweigen mit ihren Lobgesängen, bis alle Seelen versammelt sind, wie geschrieben steht:

Die Blumen sind entsprossen der Erde,
Die Zeit des Gesanges ist da,
Die Turteltaube lässet sich hören auf unsrer Flur —

Alsbald empfangen die Engel die Lobgesänge derselben, und flechten sie dem Ewigen zur angenehmen Krone."

Da fiel Moses nieder und sprach:
Wie hat Jehovah die Menschen lieb!
All seine Heiligen sind um ihn her;
Sie sitzen ihm zu Füßen
Und lernen von ihm selbst sein ewiges Wort.

Die Bürgschaft des Menschengeschlechts.

Die Schuld der Eltern ist durch ihre Kinder bei Gott verbürget. Was der Vater sündigte, büßet oft der Sohn und der Enkel.

Als Gott sein Gesetz auf Sinai gab, sprach er: „stellet mir Bürgen daß ihr es haltet."

Sie nannten ihm ihre gerechten Väter, allein Jehovah nahm die Bürgschaft nicht an. „Sie sind selbst Schuldner gewesen, gleichwie ihr; gebet mir eure Söhne und Enkel zum Unterpfand."

Die Seelen der Ungebornen, die alle um den Berg versammelt waren, die Säuglinge an den Brüsten, die Kinder auf dem Schooße der Mütter erhuben ihre Stimme und übernahmen die Bürgschaft. Da sprach der Ewige: „heimsuchen will ich die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, aber segnen will ich in die Tausende der Geschlechter."

Anbetend neigete sich Moses, und als Gott ihm vorüberging, rief eine Stimme: „Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig, der du vergiebest Missethat, Uebertretung und Sünde, und wenn du die

Missethat der Väter an den Kindern strafest bis ins dritte, vierte Glied, so segnest du dafür in die Tausende der Geschlechter."

Aarons Entkleidung.

Mit schwerem Herzen entkleidete Moses seinen Bruder Aaron auf Hor am Gebirge. Er zog ihm seine heiligen Kleider aus und zog sie Eleazar an; Aaron sammelte sich und starb, denn auch er hatte gesündigt. Und Israel beweinete ihn dreißig Tage.

Am dreißigsten Tage saß Moses auf diesem Gebirge und sah im Traum seinen Bruder. Die Herrlichkeit Jehovahs glänzte auf seiner Stirn, und ein schöneres Priestergewand umfloß seine neuverjüngten Glieder. Ein güldener Gürtel war um seine Brust, aber die zwölf Steine des Heiligthums waren nicht auf derselben. Der Stab der im irdischen Heiligthum geblühet hatte, war nicht in seiner Hand.

„Warum ist der Stab deines Priesterthums nicht in deinen Händen, mein Bruder?" sprach Moses im Traume, „und warum glänzen auf deiner Brust nicht mehr die zwölf Steine deines Volks zum Andenken vor Jehovah?"

„Sie waren mir schwer genug," antwortete Aaron, „als ich sie auf Erden trug; jetzt ist meine Brust erweitert und meine Seele erleichtert. Auch der Stab meines Stammes ist nicht mehr in meiner Hand, denn vor dem Gott aller Welt sind alle Stämme und Völker. Ein Priester zu Salem bin ich anjetzt, im Lande des Friedens ein Priester höherer Ordnung.

Das Gesicht verschwand, und Moses erneute die menschenfreundlichen, tröstenden Gesetze von der Ruhe des Sabbaths nach der Arbeit und dem Sabbathjahr der Befreiung für Unterdrückte und Arme, für Verkaufte und Knechte und Thiere. Er erneute die Gesetze vom Laubhüttenfest und dem fröhlichen ewigen Jubeljahre.

Der Tod Moses.

Als Moses, der Vertraute Gottes, sterben sollte, und seine Stunde herannahte, versammelte Gott die Engel um sich her. „Es ist die Zeit," sprach er, „die Seele meines Knechts zu mir zu fordern, wer will mein Bote seyn?"

Die edelsten der Engel, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen die vor Gottes Thron stehen, baten und sprachen: „wir sind seine, er ist unser Lehrer gewesen, laß uns nicht fordern dieses Mannes Seele."

Aber der abgefallene Sammael trat hervor: „Hier bin ich, sende mich."

Mit Zorn und Grausamkeit bekleidet stieg er hinab, das Flammenschwert in seiner Hand, und freuete sich schon der Schmerzen des Gerechten. Als er aber näher zu ihm trat, erblickte er das Angesicht Moses. Seine Augen waren nicht dunkel worden, und seine Kraft war nicht verfallen. Er schrieb die Worte seines letzten Liedes und den heiligen Namen; sein Antlitz glänzete, bewaffnet mit Ruhe und Himmelsklarheit.

Der Feind der Menschen erschrack. Sein Schwert entsank ihm, und er eilte hinweg. „Ich kann dir die Seele dieses Mannes nicht bringen," sprach er zu Jehovah, „denn ich habe an ihm nichts unreines funden."

Da stieg Jehovah selbst hernieder die Seele seines Knechts von ihm zu nehmen, und seine getreuen Diener, Michael, Raphael und Gabriel, sammt allen Engeln seines Angesichts, stiegen hinab mit ihm. Sie bereiteten Moses ein Sterbelager, und standen ihm zu Haupt und Füßen, und eine Stimme sprach: fürchte dich nicht. Ich selbst will dich begraben."

Da bereitete Moses sich zu seinem Tode und heiligte sich wie einer der Seraphim sich heiligt, und Gott rief seine Seele: „Meine

Tochter, hundertundzwanzig Jahre hatte ich dir bestimmt im Hause meines Knechts zu wohnen. Sein Ende ist gekommen, gehe heraus und säume nicht."

Und Moses Seele sprach: „O du Herr aller Welt! Ich weiß daß du bist ein Gott aller Geister und aller Seelen, und daß in deiner Hand sind die Lebendigen und die Todten. Aus deiner Hand empfing ich das feurige Gesetz, und sahe dich in den Flammen und stieg hinauf und ging den Weg des Himmels. Durch deine Macht trat ich in den Palast des Königes, und nahm die Krone von seinem Haupt, und that viel Wunder und Zeichen in Aegypten. Und führete dein Volk hinaus und spaltete das Meer in zwölf Spalten, und verwandelte das bittere in süßes Wasser, und offenbarte deine Geheimnisse den Menschenkindern. Ich wohnte unter dem feurigen Thron und hatte meine Hütte unter der Feuersäule, und redete mit dir von Angesicht zu Angesicht, wie der Freund mit seinem Freunde redet. Und nun, es ist genug! nimm mich, ich komme zu dir." —

Da küssete der gnädige Gott seinen Knecht, und nahm ihm im Kusse seine Seele. Moses starb am Munde Gottes und Gott begrub ihn selber, und niemand weiß die Stätte seines Grabes.

Dritte Sammlung.

Die Opfertaube.

Fröhlich kam der rohe Krieger Jephthah von seinem Siege zurück. Er hatte vor der Schlacht ein unbedachtsames Gelübde gethan, dem Herrn zum Opfer zu bringen was ihm aus seiner Hütte zuerst entgegenträte.

Und siehe, da kam seine Tochter ihm entgegen, sein einziges Kind. Jauchzend trat sie heraus mit Pauken und Saitenspiel; doch bald war ihre Freude in Leid verwandelt. „Ach meine Tochter," sprach er, „wie beugest du mich? aber ich habe gelobt, und kann es nicht widerrufen."

Vergebens trat der Hohepriester hinzu und belehrete ihn daß Gott ein solches Opfer von seiner Hand nicht fordre, daß er verabscheue das Blut des Kindes, das von der Hand des Vaters vergossen werde auf Gottes Altar. Der harte Krieger blieb auf seinem Wort, und kaum erlaubete er noch seiner flehenden Tochter mit ihren Gespielinnen hinzugehen auf die Berge, und ihre Jugend daselbst zu beweinen.

Und als sie statt des Jubelgesangs mit dem sie ihren Vater empfangen hatte, den Ton der Klage jetzt begann und ihren Tod bewillkommte, siehe, da gesellte eine Turteltaube sich zu ihr, und verließ sie nicht, und girrete in ihre Töne als ob sie sie trösten wollte. Aber Naëmi vernahm die Stimme der tröstenden Taube nicht, und nach zween Monaten kam sie zu ihrem Vater und sprach: „Hast du gelobet mein Vater, so thue mir wie du gesaget hast," und ging wie ein Lamm zum Altare.

Und als der Grausame das Opfermesser faßte und seine Rechte erhob, siehe, da stand mit zürnendem Blick Abraham bei dem Altare und griff in seine Rechte: „Unbesonnener," sprach er, „thue der Jungfrau nichts, Gott will kein solches Opfer von deinen Händen. Er nahm das meinige nicht an, das er einst prüfend selbst von mir verlangte; du aber, harter Mann, sollst ohne Kinder sterben." Er sprach es und verschwand.

Und siehe, da flog die Turteltaube hinzu, und ward statt der erretteten Jungfrau durch die Hände des Hohenpriesters für sie ein Opfer.

Freudig zog Naëmi jetzt mit ihren Gespielinnen wieder auf die Berge und dankte Gott für ihre neugeschenkte Jugend. Aber sie starb bald, und auf ihrem Grabe girrete die andere Turteltaube, der geopferten Gatte; und alle Töchter Israels beweinten Naëmi und gingen jährlich hin zu klagen die Tochter Jephthah's und ihre Errettung zu feiern.

Die Gesänge der Nacht.

Als David in seiner Jugend auf Bethlehems Auen saß, da kam der Geist Jehovahs über ihn, und seine Sinne wurden aufgethan zu hören die Gesänge der Nacht. Die Himmel erzählten Gottes Ehre, und alle Sterne traten in ein Chor; der Klang von ihren Saiten berührete die Erde, zum Ende der Erde floß ihr stilles Lied.

„Licht ist das Angesicht Jehovahs," sprach die untergehende Sonne, und die Abendröthe antwortete ihr: „ich bin der Saum seines Kleides."

Die Wolken über derselben thürmeten sich und sprachen: „wir sind sein Nachtgezelt," und die Wasser der Wolken im Abenddonner

tönten: „die Stimme Jehovahs gehet auf Wolken; der Gott der Ehren donnert, der Gott der Ehren donnert hoch.“

„Er schwebet auf meinen Fittigen,“ sprach der säuselnde Wind, und die stille Luft antwortete ihm: „ich bin der Athem Gottes, das Weben seiner erquickenden Gegenwart.“

„Wir hören Lobgesänge,“ sprach die verlechzte Erde, „und ich bin still und stumm?“ Der fallende Thau antwortete ihr: „ich will dich laben daß deine Kinder neu erquicket jauchzen, daß deine Säuglinge blühen wie die Rose.“

„Wir blühen fröhlich, sprach die erquickte Au; die vollen Aehren rauschten drein und sprachen: „wir sind der Segen Gottes, die Heere Gottes gegen des Hungers Noth.“

„Wir segnen euch von oben,“ sprach der Mond: „wir segnen euch,“ antworteten die Sterne. Die Heuschreck' girrete und sprach: „er segnete auch mich mit einem Tröpfchen Thau.“

„Und tränkte meinen Durst,“ antwortete die Hindin. „Er erquickte mich,“ sprach das aufspringende Reh.

„Und gibt uns unsre Speise,“ träumete das Wild; „und kleidet unsre Lämmer,“ blökete die Heerde.

„Er erhörte mich,“ so krächzete der Rabe, „als ich verlassen war.“ Er erhörte mich, antwortete die Gemse, „da meine Zeit kam, und ich ausriß und gebar.“

Die Turteltaube girrte und die Schwalbe, und alle Vögel sprachen schlummernd nach: „wir haben unsre Nester funden, unsre Häuser; wir wohnen auf Gottes Altar. Und schlafen unter dem Schatten seiner Flügel, in stiller Ruh.“

„In stiller Ruh,“ antwortete die Nacht, und hielt den langen Ton; da krähte der Erwecker der Morgenröthe: „Thut auf die Pforten, die Thore der Welt; es zeucht der König der Ehren heran. Erwacht ihr Menschen und preiset Gott; der König der Ehren ist da.“

Auf ging die Sonne, und David erwachte aus seinem psalm-

reichen Traume; solang er lebete, blieben in seiner Seele die Töne dieser harmonischen Schöpfung, und er rief sie täglich aus seiner Harfe hervor.

Die Morgenröthe.

Hast du die schöne Morgenröthe gesehn? Sie leuchtet hervor aus Gottes Gemach, ein Strahl des unvergänglichen Lichts, die Trösterin der Menschen.

*

Als David einst, verfolgt von seinen Feinden, in einer schauerlichen Nacht auf dem Hermons-Berge saß, den trauervollsten seiner Psalmen spielend: „Löwen und Tiger brüllen um mein Ohr, der Bösen Rotte hat mich rings umgeben, und ich seh' keinen Helfer!"

Siehe da ging die Morgenröthe auf. Mit glänzenden Augen sprang sie hervor, die frühgejagte Hindin, und hüpfte auf den Bergen und sprach zu ihm wie ein Engel auf den Hügeln: „Was grämst du dich daß du verlassen seyst? Ich riß hervor aus dunkler Nacht, aus grauenvoller Finsterniß wird Morgen."

Getröstet hing an ihrem Blick sein Auge, bis sie zur Sonne ward, und Heil der Welt aufging mit ihren mächtigen Flügeln. Frohlockend wandten sich die Töne seines Gesangs, den er das Lied der Morgenröthe nannte, der frühe gejagten Hindin.

Auch späterhin sang er oft diesen Psalm und dankte Gott für die Bedrängnisse die er in früher Jugend überstand, und jedesmal kam mit dem Psalm ihm Morgenroth in seine düstere Seele.

*

Tochter Gottes, heilige Morgenröthe, du blickest täglich nieder, und weihst den Himmel und die Welt — weih täglich auch mein Herz zu deiner stillen Wohnung.

Der Psalmensänger.

Der königliche Psalmensänger hatte seinem Erretter eben eins der schönsten Lieder gesungen, und noch rauschte das heilige Lüftchen, das beim Aufgang der Sonne durch seiner Harfe Klang ihn täglich weckte, in dieser Harfe Saiten, als Satan gegen ihn stund und das Herz des Königes zum Stolz über seine Gesänge neigte. „Hast du“ sprach er, „Allmächtiger, unter deinen Geschöpfen eins, das süßer als ich dich lobe?“

Da flog im offnen Fenster, vor dem er seine Hände ausbreitete, eine Heuschrecke auf den Saum seines Kleides und fing ihren hellen Morgengesang an. Eine Menge Heuschrecken versammelten sich um sie, die Nachtigall flog heran, und in kurzem wetteiferten alle Nachtigallen mit einander zum Preise des Schöpfers.

Das Ohr des Königs ward aufgethan, und er vernahm den Gesang der Vögel, die Stimme der Heuschrecke und aller Lebendigen, das Murmeln der Bäche, das Rauschen der Haine, den Klang des Morgensterns, den entzückenden Klang der aufgehenden Sonne.

Verloren im hohen Einklange der Stimmen, die unaufhörlich und unermüdet den Schöpfer loben, verstummete er, und fand sich in seinen Gesängen selbst hinter der Heuschrecke die noch auf dem Saum seines Kleides girrte. Demüthig ergriff er die Harfe und sang: lobet den Herrn, ihr alle seine Geschöpfe; lobe den Herrn auch du, mein Innerstes, du meine verstummende Seele.

David und Jonathan.

Als von Sorgen seines Reichs und vom Kummer über seine Kinder verzehret, der Sohn Isai auf seinem Sterbelager entschlief, siehe da kam im dunkeln Thale des Todes der Freund seiner Jugend,

Jonathan, ihm zuerst entgegen. „Unser Bund ist ewig", sprach er zur Gestalt des alten Königes; „aber ich kann dir meine Rechte nicht reichen, denn du bist mit Blut befleckt, mit dem Blute auch meines väterlichen Hauses, und selbst mit Seufzern meines Sohnes beladen. Folge mir nach."

Und David folgte dem himmlischen Jüngling.

„Ach," sprach er bei sich selbst, ein „harter Stand ist das Leben der Menschen, und ein härterer noch das Leben der Könige. Wäre ich wie du gefallen, o Jonathan, mit unschuldigem Herzen, im Lenz meiner Jahre, oder wäre ich ein singender Hirt auf Bethlehems Flur geblieben! Ein schönes Leben hast du indeß im Paradiese gelebt; warum bin ich nicht mit dir gestorben?"

„Murre nicht," sprach Jonathan, „gegen den der dir die Krone seines Volkes gab, und dich zum Vater eines ewigen Königreichs machte. Ich sah deine Arbeit und deine Leiden, und habe dich hier erwartet." — Damit führete er ihn zu einem Strom im Paradiese.

„Trinke, sprach er, aus dieser Quelle, und alle deine Sorgen werden vergessen seyn; wasche dich in diesem Strom, und du wirst jung und schöner werden als du in deiner Jugend warst, da ich dich liebgewann, und wir einander den Bund der Treue schwuren. Aber tauche tief in denselben, er fließt wie Silber, und muß dich wie Feuer läutern."

David trank aus der heiligen Quelle, und wusch sich im krystallenen Strom. Der Trank entnahm ihm alle Sorgen der Erde, aber die Welle des Stromes durchdrang ihn tief; wie Feuer glühete sie in seinem Innern, bis er entsündigt dastand, seinem himmlischen Freunde gleich.

Dem neuen Jünglinge reichte Jonathan jetzt die Harfe, und süßer als hienieden sang er unter dem Baume des Lebens: „David und Jonathan, lieblich im Leben, sind auch im Tode nicht geschieden. Leichter denn die Adler, munterer wie die Rehe auf den Hügeln.

Ihr Töchter Israels! weinet um uns nicht mehr; wir sind gekleidet in unsrer Jugend Schmuck. Ich freue mich an dir, mein Bruder Jonathan, ich hatte drunten an dir Freud und Wonne, doch hier ist deine Liebe mir mehr als unsrer Jugend Liebe." Sie küsseten einander und beschwuren, untrennbar jetzt, den Bund der Treue auf ewig.

Der Jüngling Salomo.

Zu seinem Lieblinge sprach einst ein gütiger König: „Bitte von mir was du willt, es soll dir werden."

Und der Jüngling sprach bei sich selbst: „Warum soll ich bitten daß es mich meines Wunsches nicht gereuen möge? Ehre und Ansehen habe ich schon; Gold und Silber sind das ungetreueste Geschenk der Erde. Um des Königs Tochter will ich bitten, denn sie liebet mich, wie ich sie liebe, und mit ihr empfange ich alles andre. Vor allem auch das Herz meines gütigen Wohlthäters, denn er wird durch dieses Geschenk mein Vater."

Der Liebling bat, und die Bitte ward ihm gewähret.

*

Als Gott dem Jünglinge Salomo zuerst im Traume erschien, sprach er zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll, und ich will dir's geben."

Und siehe, der Jüngling bat nicht um Silber und Gold, nicht um Ehre und Ruhm und langes Leben; er bat um die Tochter Gottes, die himmlische Weisheit, und empfing mit ihr was er je hätte bitten mögen.

Ihr also weihete er seine schönsten Gesänge, und pries sie den Sterblichen an als die einzige Glückseligkeit der Erde. Solange er sie liebte, besaß er das Herz Gottes und die Liebe der Menschen; ja nur durch sie lebet er auch nach seinem Tode noch diesseit des Grabes.

Salomo in seinem Alter.

Wollust, Reichthum und Ehre hatten Salomo in seinen männlichen Jahren also verblendet daß er die Braut seiner Jugend, die Weisheit, vergaß und sein Herz zu allen Bethörungen lenkte.

Einst als er in seinen prächtigen Garten ging, hörte er die Thiere sprechen (denn er verstand die Sprache der Thiere), und neigte sein Ohr zu hören was sie sagten.

„Siehe," sprach die Lilie, den König: „er gehet mich stolz vorüber, und ich Demüthige bin herrlicher als er."

Und der Palmbaum webete seine Zweige und sprach: „Da kommt er, der Bedrücker seines Landes, und dennoch singen sie ihm daß er ein Palmbaum sey. Wo sind dann seine Früchte, seine Zweige mit denen er Menschen erquickt?"

Er ging weiter und hörte die Nachtigall singen zu ihrer Geliebten: „Wie wir uns lieben, so liebet Salomo nicht, so wird er von keiner seiner Buhlerinnen geliebet."

Und die Turteltaube girrete zu ihrem Gatten: „Von seinen tausend Weibern wird keine ihn betrauern wie ich dich klagen würde, mein Einiger!"

Zürnend beschleunigte der König seinen Schritt, und kam zum Neste des Storchs, der seine Jungen erzog und sie mit seinen Schwingen auffing, da er sie fliegen lehrte. „Das thut," sprach der Storch zu seinen Jungen, „der König Salomo seinem Sohne Rehabeam nicht, darum wird auch sein Sohn nicht gedeihen; Fremde werden herrschen in dem was er bauete." Da entwich der König in seine innerste Kammer und war still und traurig.

Und als er also im tiefen Nachdenken saß, da trat die Braut seiner Jugend, die Weisheit, unsichtbar vor ihn, und berührte sein Auge. Er fiel in einen tiefen Schlaf und sah ein trauriges Gesicht der künftigen Tage.

Er sah durch die Antwort seines unweisen Sohnes sein Reich zertheilt; in zehn abgefallenen, von ihm unterdrückten Stämmen herrschte ein Fremder. Verfallen sah er seine Häuser, seine Lustgärten durch ein Erdbeben versunken, die Stadt verwüstet, das Land verheeret, und den Tempel Gottes im Brande. Erschrocken fuhr er aus dem Schlaf empor.

Und siehe, da stand mit weinendem Auge die Freundin seiner Jugend sichtbar vor ihm und sprach: „Du hast gesehen was nach diesem geschehen wird, und zu alle diesem hast du den Grund geleget. Es stehet nicht mehr in deiner Macht das Vergangene zu ändern, denn du kannst dem Strome nicht gebieten daß er sich wende zu seiner Quelle, noch deiner Jugend daß sie zurückkehre. Deine Seele ist ermattet, dein Herz erschöpfet, und ich, die Verlassene deiner Jugend, kann deine Gespielin nicht mehr seyn im Lande des irdischen Lebens."

Sie verschwand mit einem mitleidigen Blick, und Salomo, der seine Jugend mit Rosen bekränzt hatte, schrieb in seinem Alter ein Buch von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge auf Erden.

Elias.

Feurigen Geistes war Elias, und Feuerflamme war der Geist seines Prophetenamtes. Oft ließ er dieselbe niedersteigen vom Himmel und verzehrete im Eifer sein eigenes Leben.

Einst als er müd und matt zum Berge Horeb ging, und in der dürren Wüste unter dem einsamen Wachholderbaum ruhte, da seufzete er: „Es ist genug, so nimm nun, Herr! meine Seele."

Und ein Engel Gottes stärkte ihn daß er zum Berge gelangte, wo Gott die Last seines Prophetenamtes von seinen Schultern nahm, und ihm befahl einen andern an seiner Stelle zu salben.

Und als mit dem gesalbeten Elisa Elias am Jordan ging, da kam ein feuriger Wagen mit feurigen Rossen, und scheidete die beiden von einander, und Elias fuhr im Wetter gen Himmel.

Die erste Gestalt die ihm in jener Welt erschien, war Moses, sein Vorbild. „Du hast geeifert,“ sprach er (indem er in die läuternden Flammen des Feuerwagens ihm seine Rechte reichte), „du hast geeifert, mein Bruder, mit Feuereifer und hast viel erlitten von deinen Brüdern. Ich habe gelitten wie du; aber dennoch bat ich für ihr Leben, und opferte meine Seele an ihrer Seelen Statt. Indessen komm zum Throne des Richters, des Allerbarmers.“ Elias ging mit bebenden Schritten zur Wolke des Thrones.

„Was willt du hier, Elias?“ sprach die Stimme aus der Wolke, und Elias sprach: „Ich habe geeifert um Jehovah den Gott Zebaoth, und war allein überblieben, und sie standen mir nach dem Leben.“ Da ging ein Feuer aus der Wolke, aber der Herr war nicht im Feuer; und ein starker, die Felsen zerreißender Wind ging vor Elias her, aber der Herr war nicht im Winde. Und nach dem Feuer und Wind kam ein sanftes Sausen in welchem Jehovah war. Durchdrungen von ihm fühlte der Prophet sein Innerstes, daß schnell die Flamme seines Geistes wie Morgenröthe strahlte. „Ruhe,“ sprach die Stimme, „und erquicke dich hier, denn der Herr ist barmherzig und freundlich. Oft sollst du niedersteigen zu den Menschen, und sie sanfter belehren und liebreich retten und trösten.“

Seitdem besuchte Elias die Menschen oft, aber in einem andern als seinem ehemaligen Feuergeiste. Unsichtbar oder in fremder Gestalt mischet er sich in das Gespräch derer die nach Weisheit forschen, und vereinigt ihre Seelen. In häuslichen Geschäften kehret er das Herz der Väter zu den Kindern, und das Herz der Kinder zu den Vätern! er errettet aus Gefahren, und antwortet dem Betenden erquickend und tröstend. In der Person Johannes ging er als Morgen-

stern vor der aufgehenden Sonne her; ja den Sohn der Liebe selbst stärkete er auf jenem heiligen Berge der Entzückung und Verklärung.

Der Wunderstab des Propheten.

„Gürte deine Hüften," sprach Elisa zu seinem Diener Gehasi, als ihn die Sunamitin um die Erweckung ihres Sohnes anflehte, „und nimm diesen Stab in deine Hand. So dir jemand begegnet, so grüße ihn nicht; und grüßet dich jemand, so danke ihm nicht, und lege meinen Stab auf des Knaben Antlitz, so wird seine Seele wieder zu ihm kehren."

Freudig eilte Gehasi mit dem Wunderstabe des Propheten, nach welchem er so lange getrachtet hatte, denn längst hatte er ein Wunder zu thun begehret. „Wo eilest du hin, Gehasi?" rief Jehu, der Sohn Nimsi ihm zu. „Einen Todten zu erwecken" antwortete Gehasi, „denn hier ist der Stab des Propheten."

Neugierig versammelte sich die Menge, und lief hinter ihm her: aus allen Flecken und Dörfern durch, welche er zog, eilete das Volk ihm nach, zu sehen die Erweckung des Todten.

Und mit leichten Schritten ging Gehasi vor ihnen her, und als sie gen Sunem kamen, trat er hinzu und legte den Stab auf des Knaben Antlitz.

Aber da war keine Stimme noch Fühlen.

Er kehrete den Stab um und legete ihn anders, rechts und links, oben und unten, der Knabe aber wachte nicht auf, und Gehasi ward von der Menge verspottet. Beschämt kehrete er zurück zum Propheten, und zeigete ihm an und sprach: „Der Knabe ist nicht aufgewacht."

Da nahm Elisa den Stab und eilete gen Sunem, und ging hinein in das Haus und schloß die Thür zu vor ihnen allen. Und betete zum Herrn, und stieg hinauf und legete sich auf das Kind,

seinen Mund auf des Kindes Mund, seine Augen auf des Kindes Augen, und breitete sich über dasselbe, bis daß des Kindes Leib warm ward. — Womit erwärmte er den Todten? Mit seinem stillen, demüthigen Gebet, mit dem Athem seiner uneigennützigen, selbstlosen Liebe.

„Da nimm hin deinen Sohn," sprach er zur Mutter, und der eitle Gehasi stand beschämt.

Der Thron der Herrlichkeit.

Zu sehr vertiefte sich ein frommer Betrachter in die Anschauung des Unerschaffnen, und vergaß darüber die Geschäfte seines Berufs, die nothwendige Bürde eines Sterblichen der Erde.

Einst als er in tiefem Nachsinnen vor seiner mitternächtlichen Lampe saß, entschlief er, und es eröffneten sich ihm im Traume die Pforten des Himmels; er sah was er so lange zu sehen gewünscht hatte, den ewigen Thron. Um und um mit Feuer umgeben, schwebte derselbe auf siebenfach-dunkeln Wolken, aus denen Blitze fuhren, in denen Donner krachten; und vor und hinter ihm war Nacht.

Erschrocken wachte er auf; aber noch nicht belehret. Er sehnte sich die Gestalten des Thrones zu sehen, und sank abermals in seinen anschauenden Schlummer. Die vier Lebendigen trugen den Thron; mit ihren Angesichtern blickten sie, und mit ihren Flügeln schwebten sie nach allen vier Seiten der Schöpfung, vollbringend die Befehle Jehovahs. Feuriger Schweiß rann in Strömen von ihnen herunter, und von der rastlosen Bewegung waren sie so betäubt daß sie nicht wußten wie nahe sie dem Thron ständen, und welche die Herrlichkeit sey die sie trugen. Eben wollte die menschliche Gestalt des heiligen Wagens zu ihm treten als plötzlich sein Traumgesicht verschwand, so daß er noch unruhiger war als er vorher gewesen.

Er wünschte die anschauenden Engel zu sehen, und der prophetische Schlaf umfing ihn zum drittenmale. Die Seraphim standen da, zunächst dem flammenden Throne; aber ihre Angesichte waren verdeckt, verdeckt ihre Füße, und ihr Gesang war ihm unvernehmlich, bis einer derselben zu ihm trat und ihn mitleidig anredete: „Und du Sterblicher wagest es anschauen zu wollen was wir nicht anzuschauen vermögen? Genüge dich an dem Gesicht das dir die Träger des Thrones gaben; denn auch du bist mitten unter ihnen.“ Er sprach's, und der Träumende erwachte.

Eben flog eine Mücke vor seiner Lampe daher; sie wagte sich in die Flamme, und sank mit versengten Gliedern nieder. „War ich nicht thöricht,“ sprach er zu sich selbst „daß mich ein Engel belehren mußte wovon mich diese verbrannte Mücke belehret?“ — Er entsagte fortan den Betrachtungen der Seraphim, und ward das wozu der Mensch hienieden erschaffen ist, ein arbeitendes Lebendiges unter dem Throne.

Das heilige Feuer.

Als Jeremias die Verwüstung des Tempels betrauerte, waren alle dienstbaren Engel des Heiligthums um ihn, und halfen ihm trauren. Auch Davids und Salomo's Seelen stärkten ihn und gaben ihm die süßen Gesänge mit welchen er die Verwüstung ihres Werkes und ihres Volkes beweinte. „Die Herrlichkeit Gottes,“ rief er,“ ist von hinnen gegangen; der Herr ist hingewichen an seinen Ort.“

„Willst du nicht,“ sprach der Engel des Feuers, „die Flamme des Heiligthums bewahren; vielleicht daß sich Jehovah erbarme, und kehre wieder zurück zum Thron seines Hauses.“

Und Jeremias nahm sieben Priester zu sich, und verbarg das heilige Feuer in eine tiefe Grube, darinnen kein Wasser war.

Nach wenigen Tagen kam er hinzu und suchte dasselbe; er fand aber kein Feuer, sondern ein dickes Wasser und trauerte sehr Und der Engel des himmlischen Lichtes stand vor ihm und sprach: „warum traurest du, Mühseliger? Nie wird das Feuer des Herrn wiederkehren an diesen Ort. Aber aus dem Schlamm dieses Wassers werden lebendige Ströme entspringen, die die ganze Erde befruchten. Es kommt die Zeit da man nicht mehr wird zum Berge des Herrn gehen, noch zu dem Ort seiner irdischen Wohnung, denn sein ist die Welt. Aller Himmel Himmel mögen ihn nicht verbergen, und die Erde ist seines Fußtritts Schemel. Aber ein Licht wird aufgehen vom Herrn, und alle Völker werden im Glanz desselben wandeln, daß niemand seinen Bruder frage wer Gott sey, sondern sie sollen ihn alle erkennen, klein und groß, und alle schöpfen aus dem Strome des Lebens."

Der Engel verschwand, und Jeremias starb in der Verbannung. Als nach Jahrhunderten der zweite Tempel gebauet ward, da war kein heiliges Feuer mehr in demselben, und keine Lade des Bundes, auch keine Stimme den Herrn zu fragen; das Allerheiligste stand leer. Aber aus der finstern Leere das Heiligthums entsprang ein Licht, und aus der trüben Quelle dieses Tempels flossen Ströme der Erquickung für alle Völker der Erde.

Die Sterne.

Müde und matt war Daniel von seinen Gesichten der Zukunft, die ihm so oft seine Kraft genommen und ihn mit Schauder erfüllet hatten, als endlich einer aus dem Rath der Wächter zu ihm sprach: „Gehe hin, Daniel, und ruhe, bis das Ende komme, daß du aufstehest in deinem Theil am Ende der Tage."

Gelassen hörte Daniel das räthselhafte Wort und sprach zum Mann im leinenen Kleide der neben ihm stand: „Meinest du,

Herr, daß diese Gebeine werden wieder grünen?" Und der himmlische Bote nahm ihn bei der Hand und zeigte ihm den Himmel voll leuchtender Sterne. „Viele, sprach er, „so unter der Erde schlafen, werden erwachen; die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viel zum Guten gewirkt haben, wie die unvergänglichen Sterne." Er sprach's und berührte ihn mit seiner Rechten; und Daniel entschlief unter dem Anblick des Himmels und seiner hellleuchtenden ewigen Sterne.

Vierte Sammlung.

Treue.

Aus der Treue gegen Menschen erkennt man die Treue zu Gott.

Pinehas, der Sohn Jair, ein armer, aber redlicher Mann, wohnte in einer Stadt gegen den Mittag. Es kamen Männer zu ihm, die ihm Getreide aufzuheben gaben; sie vergaßen es abzuholen und reiseten weg. Was that Pinehas? Er ließ das Getreide alle Jahre säen und ernten und in die Scheune sammeln. Nach sieben Jahren kamen die Männer wieder und forderten ihr Getreide. Pinehas erkannte sie bald und sprach zu ihnen: „Kommt und nehmet die Schätze, die der Herr euch gesegnet hat; siehe da habt ihr das Eure."

*

Simeon, der Sohn Schetach, kaufte von einem Ismaeliten einen Esel. Sein Sohn ward gewahr daß am Halse des Esels ein Edelgestein hing, und sprach zum Vater: „Vater der Segen des Herrn macht reich." — „Nicht also, antwortete Simeon; „den Esel habe ich gekauft, aber den Edelgestein nicht;" und gab ihn dem Ismaeliten wieder.

Der afrikanische Rechtsspruch.

Alexander aus Macedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwoher gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldner Aepfel und Früchte. „Esset ihr diese Früchte bei euch!" sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen eure Reichthümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu

lernen." Da führeten sie ihn auf den Markt wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold, und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu o König! denn es ist das Seine."

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Orts, antwortete: „Du fürchtest dich etwas unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe Dir den Sack verkauft, nebst allem was darinnen ist; behalte das Deine. Sprich ihm zu, o König!"

Der König fragte den ersten ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den andern, ob er eine Tochter habe? und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan," sprach der König. „Ihr seyd beide rechtschaffene Leute; verheirathet Eure Kinder unter einander, und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitgabe, das ist meine Entscheidung."

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet," sprach der König des fernen Landes, „daß du also erstaunest?" „Mit nichten," antwortete Alexander, „aber in unserm Lande würde man anders richten." „Und wie denn?" fragte der afrikanische König. „Beide Streitende," sprach Alexander, „verlören ihre Häupter, und der Schatz käme in die Hände des Königs."

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheint denn bei euch auch die Sonne? und läßt der Himmel noch auf euch regnen? Alexander antwortete: Ja. „So muß es, fuhr er fort, der unschuldigen Thiere wegen seyn die in eurem Lande leben, denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen."

Weingefäße.

Eines Kaisers Tochter sprach zu einem Weisen: Wie eine große Geschicklichkeit ist in dir, und du bist so häßlich! Wie eine so große Weisheit in einem so schlechten Gefäß."

„Sage mir," sprach der Weise, „in welchen Fässern habt ihr euren Wein liegen?" „In irdenen," sagte sie. „Und seyd so reich! Bitte deinen Vater daß er den Wein in silberne Fässer lege." Sie that's, und der Wein ward Essig.

„Warum hast du meine Tochter zu solcher Thorheit vermocht?" fragte der Kaiser; der Weise sagte ihm die Veranlassung und behauptete daß in einem und demselben Menschen Weisheit und Schönheit selten beisammen wohnen.

„Ei," sagte der Kaiser, „es gibt doch auch schöne Menschen die gelehrt und gescheidt sind!" „Wenn sie nicht schön wären, wären sie wahrscheinlich gelehrter und gescheidter. Ein schöner Mensch ist selten demüthig; er denkt an sich, und vergißt darüber das Lernen."

Die Schlange.

„Was hast du davon?" sprach der Mensch zur Schlange „daß du unser Geschlecht verwundest, da du doch die bösen Folgen deines Zahns kennest? Du stichst meine Ferse, und schnell brennet das Gift durch alle meine Adern."

„Fragest du mich darüber?" antwortete die Schlange. „Frage die Afterredner, die bösen Verleumder deines Geschlechts darum, was denn sie für Lohn haben? Das kleinste Glied deines guten Namens verwunden sie, und dein ganzes Glück leidet. Sie züngeln und zischen zu Rom, und in Syrien thut man dir Qual an."

Alles zum Guten.

Immer gewöhne sich der Mensch zu denken: „was Gott schickt, ist gut, es dünke mir gut oder böse."

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt deren Thore geschlossen waren, niemand wollte sie ihm öffnen: hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „was Gott schickt, ist gut," und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne, um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschete sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „was Gott schickt, ist gut." Er erwartete ruhig die Morgenröthe.

Als er ans Thor kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schaar Räuber war eingefallen, und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen weggeführt oder getödtet. Er war verschonet. „Sagte ich nicht," sprach er, „daß alles was Gott schickt, gut sey? nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte.

Drei Freunde.

Traue keinem Freunde worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's mehrere derselben als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselben liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch," sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich daß er nicht mit ihm gehen könne wegen andrer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses, da wandte er sich und ging zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn, und zeugte von seiner Unschuld so freudig daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

*

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt, wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thüre des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

Die Krone des Alters.

Wen der Schöpfer ehret, warum sollten den nicht auch Menschen ehren? Auf des Verständigen und Tugendhaften Haupt ist graues Haar eine schöne Krone.

Drei Greise feierten zusammen ihr Jubelfest und erzählten ihren Kindern, woher sie so alt geworden?

Der eine, ein Lehrer und Priester, sprach: „nie kümmerte mich wenn ich zu lehren ausging, die Länge des Weges; nie schritt ich anmaßend über die Häupter der Jugend hinweg, und hob die Hände nie auf zum Segnen, ohne daß ich wirklich segnete und Gott lobte; darum bin ich so alt worden.“

Der andere, ein Kaufmann, sagte: „nie habe ich mich mit meines Nächsten Schaden bereichert; nie ist sein Fluch mit mir zu Bette gegangen, und von meinem Vermögen gab ich gern den Armen; darum hat mir Gott die Jahre geschenkt.“

Der dritte, ein Richter des Volks, sagte: „nie nahm ich Geschenke, nie bestand ich starr auf meinem Sinn; im Schwersten suchte ich mich jederzeit zuerst zu überwinden, darum hat mich Gott mit meinem Alter gesegnet.“

Da traten ihre Söhne und Enkel zu ihnen heran, küssten ihre Hände, und kränzten sie mit Blumen. Und die Väter segneten sie und sprachen: „wie eure Jugend sey auch euer Alter! Eure Kinder seyen euch was ihr uns seyd, auf unserm greisen Haar eine blühende Rosenkrone.“

*

Das Alter ist eine schöne Krone; man findet sie nur auf dem Wege der Mäßigkeit, der Gerechtigkeit und Weisheit.

Der Ueberwinder der Welt.

Im fernsten Indien kam Alexander der Große an einen Strom des Paradieses. Er trank von seinem erquickenden Wasser und labete sich sehr; er wusch darin sein Antlitz und schien verjüngt; er verfolgete den Strom durch ferne Wüsten, und kam an die Pforte des Paradieses. „Thut mir auf,“ sprach er, „denn ich bin der Ueberwinder der Welt, der König der Erde.“ Aber ihm ward zur Antwort: „du bist mit Blut befleckt, weiche! Dieß ist die heilige Pforte wo nur die Gerechten hineingehen.“

„So gebt mir,“ rief der König, „wenigstens ein Andenken daß ich hier gewesen;“ man reichte ihm einen Todtenschädel.

Unwillig nahm er denselben; der Schädel in seinen Händen ward immer schwerer daß er ihn nicht mehr tragen konnte, ja daß

ihn zuletzt alles Gold seiner Eroberungen, die Schätze Persiens und des Indus nicht aufzuwiegen vermochten. Bekümmert rief er einen Weisen und fragte ihn was das bedeute? „Das Menschenhaupt bist du," antwortete der Weise. „So lange deine Augen offen stehen, kannst du nicht gesättigt werden mit Gold und Silber; aber siehe! hier streue ich Staub auf den Schädel und bedecke ihn mit einer Handvoll Erde; der Todtenschädel wird leicht werden wie jeder andere Schädel." Er that's, und es geschah.

Und bald ward der Spruch erfüllet. Alexander zog zurück mit seinem Heere, und starb in Babel. Sein Reich zerfiel, und des Ueberwinders Haupt lag da wie ein anderer Schädel.

Der Tag vor dem Tode.

Ein Weiser spricht: „thue Buße Einen Tag vor deinem Tode." Welcher ist dieser Tag, und wer weiß wann er sterben werde?

Ein König lud seine Knechte zu einer großen Mahlzeit ein, sagte ihnen aber nicht die Stunde wann die Mahlzeit seyn würde. Die Klugen bereiteten und schmückten sich; denn sie sprachen: „es gebricht nichts in des Königs Hause; jeden Augenblick kann die Mahlzeit bereit seyn daß wir gerufen werden." Die Narren aber unter den Knechten zerstreuten sich und sagten: „es ist noch lange hin, und ehe der Ruf geschieht, haben wir Zeit genug uns zuzuschicken und anzukleiden."

Plötzlich geschah der Ruf; die Geschmückten gingen zum Feste; die Narren wurden zurückgewiesen. Sie hatten die Ehre sich selbst geraubet.

*

Salomo sagt: „Laß deine Kleider immer weiß seyn!" Auch deine Sterbekleider sind weiß; bereite dich und kleide dich in sie täglich. Sey weise Einen Tag vor deinem Tode.

Der frühe Tod.

Frühmorgens ging ein Mädchen in den Garten, sich einen Kranz zu sammeln aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Knospe da, geschlossen oder halbgeschlossen, des Morgenthaues duftende Kelche. „Noch will ich euch nicht brechen, sagte das Mädchen. Erst soll euch die Sonne öffnen, so werdet ihr schöner prangen und stärker duften.“

Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Strahl der Sonne gebeugt, erblaßt und welkend. Das Mädchen weinte über ihre Thorheit, und am folgenden Morgen sammelte sie sich ihren Kranz früh.

*

Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben, ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stufe der Herrlichkeit: der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten; denn seine Seele ist befleckt gewesen.

Der Lohn der zukünftigen Welt.

Richte nicht den Weg deines Lebens, alle seine Fußsteige sind gut, ob du gleich das Ziel eines jeden nicht übersiehest. Wäge auch nicht die Vorschriften des Gesetzes, daß du etwa sagest: dieß Gebot ist groß, darum will ich's halten; denn sein Lohn wird groß seyn. Gott hat dem Menschen nicht offenbaret welches der Lohn eines jeden Werk's seyn werde.

Ein König wollte einen Garten pflanzen, und lud die Arbeiter dazu ohne Bedingung ein; er ließ einem jeden seine Arbeit frei und fragte am Abende nur, woran er gearbeitet habe. Jeder zeigte was er gethan; dieser den Feigenbaum, jener den Oelbaum, der

die Cypresse, dieser den Palmbaum den er gepflanzet. Der Hausvater gab einem jeden den Lohn nach seiner Arbeit, und so war sein Garten mit mancherlei Bäumen bepflanzet. Hätten die Arbeiter gewußt, welcher Baum unter allen den größten Lohn brächte, so wäre des Hausvaters Absicht nicht erreicht worden; der Garten wäre nicht mit mancherlei Bäumen bepflanzet.

*

Ein Weiser ward gefragt: warum ihn Gott also gesegnet habe in seinem Leben? „Weil ich die kleinste Pflicht wie die größeste that, antwortete er, darum hat mich Gott also gesegnet."

Die Rose unter Dornen.

Ein frommer Mann der tief gekränkt und verwundet mitten unter seinen Verfolgern lebte, ging traurig einmal auf und ab in seinem Garten, an den Wegen der Vorsehung fast verzweifelnd. Wie festgehalten blieb er vor einem Rosenbusch stehen, und der Geist der Rose sprach zu ihm also: „Belebe ich nicht ein schönes Gewächs? einen Kelch der Danksagung voll süßer Gerüche dem Herrn im Namen aller Blumen, sein Weihrauchopfer. Und wo erblickest du mich? Unter Dornen. Aber sie stechen mich nicht; sie beschützen mich und geben mir Säfte. Eben dieß thun dir deine Feinde, und sollte dein Geist nicht mehr seyn und fester als eine hinfällige Blume?" Gestärkt ging der Mann von dannen; seine Seele ward ein Kelch der Danksagung für — seine Feinde.

Der Engel des Todes.

Furchtbar erscheint dem Scheidenden der Engel des Todes. Von seinem flammenden Schwert triefen bittre Tropfen; sein Anblick ist schrecklich.

Ist nichts das uns davon zu erretten vermöge? Kann niemand das Paradies schaun, er schaue denn vorher den Engel des Todes? Nicht also. Wer Werke der Liebe und Güte gethan, wer Menschen erfreuet hat und ihren Segen empfangen, der siehet den Tod nicht. Wie Auen des Paradieses schweben die guten Thaten seines Lebens und erquicken sein Herz und holen sanft hinüber seine Seele.

So ward Elieser, Abrahams treuer Knecht, von seinem Herrn dazu gesegnet daß er den Tod nicht sähe, für die Freude die er ihm im Leben bereitet. Auch Sarah, Assers Tochter, als sie dem Altvater Jakob die Nachricht brachte: „dein Sohn lebet!“ sprach er: „der Mund der mir dieß sagt, erquicket werde er dafür in der Stunde des Todes.“ Und als Bitja, die Tochter Pharao's, sterben sollte, damit man nicht spräche: „was hatte sie zum Lohn für ihre Gutthat daß sie den Moses erzogen?“ trat in ihrer letzten Stunde das Bild Moses mit allen seinen Thaten ihr herrlich vor Augen; das Bild des Todes verschwand vor diesem Anblick.

Wie man den Faden aus der Milch zieht, so scheidet die Seele des Guten von ihrem Körper, im Andenken dessen was sie durch ihn Gutes vollbrachte; die Seele des Bösen scheidet hinweg, wie man spitzige Dornen aus der Wolle reißet.

II.

Das Rosenthal.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Vorrede.

Das Rosenthal, dieser Titel scheine keine Ziererei, wenn ich bemerke daß ein großer Theil dieser Lehrsprüche aus Sadi's Blumengarten oder Rosenthal und ähnlichen Sammlungen genommen ist. Warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologien haben? Sind nicht die schönsten Blumen unserer Gärten morgenländischer, ist unsre Rose nicht persischer Abkunft?

Als eigentliche Kunstwerke verpflanzte ich indessen diese schönen Kinder der Phantasie und des Verstandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nämlich die man mit seinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm sind zwar oft übersetzt; schon 1678 soll eine deutsche Uebersetzung aus dem Französischen erschienen seyn, die ich nicht kenne; Olearius gab die seine 1697, und aus ihr sind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte, so konnte sie mich nicht hindern daß ich aus Gentius Ausgabe nicht einige dieser Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Wenn man in den rhapsodischen Gedanken des folgenden Stücks einigen Enthusiasmus für diese Lehrart findet, so bedenke man daß Lust und Liebe zur Sache selten ohne Begeisterung für dieselbe sey, die man dem Liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fordert.

Erstes Buch.

Lob der Gottheit.

Lob sey dem ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
  Wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
  Wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

*

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind, hat er geboten
  Daß er des Hauses Flur köstlich belege zum Fest
Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke befohlen
  Daß sie mit Ammenbrust Kräuter und Pflanzen erzieh',
Zartgeborene Kinder. Zum neuen Jahre des Frühlings [1]
  Bringt er den Blumen ein Kleid, Zweigen den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes in Zucker,
  Hebet den Dattelkern sprießend zur Palme empor.
Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
  Sich zum Dienste für dich; diene mit ihnen, o Mensch!

*

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiern,
  Sprechen: „wir ehren dich nicht, Höchster, wie dir es gebührt."
Die des Erhabenen Glanz in seiner Schöne beschreiben,
  Klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir erkennen dich nicht."

[1] Bei den Persern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländischen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenossen Geschenke und Kleider zu geben, ist bekannt.

Fragete mich nun einer nach seinem Lobe, was soll ich,
  Ich Geistloser, von ihm sagen, der zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten,
  Und das Opfer verstummt —
Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Verehrer der Gottheit
  Tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt;
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
  Fragt' ihn traulich ein Freund: bringest du uns ein Geschenk
Aus dem Garten in dem du gewesen? Ich war in dem Garten,
  Sprach er, wo glänzend umher Rosen, die vollesten, blühn.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schooß und Busen zu füllen,
  Meinen Freunden und dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmlischen Blumen,
  Ließ ich sinken das Kleid, sank mir die brechende Hand.

*

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die Liebe
  Von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt.

*

O du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
  Höher als jedes Bild, jegliche Rede von dir,
Siehe, wir hörten und lasen was je von den Vätern gesagt war,
  Sprachen darüber lang; aus ist nun unser Gespräch,
Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am Anfang.
Draußen der Pforte zu dir stehen und staunen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Waare,
  Sey im Gebet vor Gott weder ein Käufer noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
  Was dem Erbarmer gebiert, nicht was der Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
Aber zu rechter Zeit schweigen ist lauteres Gold.

Die Rede des Weisen.

Was nützet Ali's Schwert in seiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge wenn sie schweigt?
Was ist, o weiser Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüssel ist sie zu des Kaufmanns Schatz.

Unaufgeschlossen kannst du nimmer wissen
Ob edle oder schlechte Stein' er hegt.
Vor weisen Männern schweigen ist oft Tugend;
Oft ist mit Reden sich hervorthun Noth.

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß was das Herz des Sterblichen einschließt?
Wer als der Schreiber versteht eine versiegelte Schrift?
Schmähe mich also nicht mit falschem Lobe von außen;
Lob, was ich selbst mir gab, dieses erfreuet mich nur.

Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im Staube;
Flög' er gen Himmel empor, bleibet der Staub was er ist.

Das Aeußere und Innere.

Gab dem Zucker das äußere Rohr die liebliche Süße?
Oder war sie des Rohrs innrer verborgener Saft?
Duftet der Balsam wohl weil dir ein Krämer es sagte?
Oder erquicket er dich selber in eigner Natur?
So der Weise. Der Plauderer gleicht der hallenden Trommel:
Draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leeres Gefäß.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von dessen Natur du nicht mehr bist;
Was von dem glänzenden Feu'r stammet, wird Asche genannt.

Vortheile der Schönheit.

Schönheit ist eine göttliche Kraft; sie raubet die Seelen,
Zieht das Gemüth an sich, daß es so willig ihr dient.
Schönheit ist eine Salbe dem schwer verwundeten Herzen,
Schließet das Innere auf; nichts ist verschlossen vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird mit Ehr'
Und Gunst empfangen, hätten ihn auch selbst
Die eignen Eltern von sich weggebannt.

*

Eine Pfauenfeder lag zwischen Blättern des Korans.
Stolze, sprach ich, zu hoch ist diese Stelle für dich!
„Nicht! antwortete sie. Wohin die schöne Gestalt kommt,
Ist sie an ihrem Platz; jeder vergönnet ihn ihr."

*

Ein schöner, artiger, folgsamer Jüngling,
Wär' auch sein Vater widrig und verschmäht;
Er ist wie eine Perle die man gern
Aus ihrer Muschel zieht und köstlich schätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit ist ein mißlich Geschenk. Sie machet den Liebling
Eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn traurig und leer.

Die gute Gesellschaft.

Im Bade reichete mir einst
In meine Hand des Knaben Hand
Ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Bist du, sprach ich, Ambra? bist du Muscus?
Denn trunken entzündet sich an dir mein Herz."
„Ich bin, antwortet' sie, nur schlechte Erde;
Doch war ich ein'ge Zeit der Rose nah,
Und ihre süße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin."

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, sprach Lockmann, Weisheit gelernet;
Was mir an ihnen mißfiel, hab' ich mir nimmer erlaubt.

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft versagt ist, kann er ihr folgen?
Wen fortziehet das Glück, wird er nicht folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum hellesten Tage;
Keines Armes Gewalt schaffet die Helle sich selbst.

Der Weg zur Wissenschaft.

Sag, o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen gelangtest?
„Dadurch daß ich mich nie andre zu fragen geschämt."

Der Edelste.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
Gepriesen ward, er sey der edelste
Der Menschen, über ihn sey keiner mehr,
Sprach er: „Der bin ich nicht. Als ich einmal
Vierzig Kamele meinen Gästen gab,
Fand auf dem Feld ich einen armen Mann,
Der Dorn und Disteln sammlete, dafür
Sich Mittagbrod zu kaufen. Unbekannt
Sprach ich ihn an: „Warum, Mühseliger,
Arbeitest du, und gehest lieber nicht
Zu Chatem-Tai's Haus, wo jeder jetzt
Im Ueberflusse speiset?" „Wer das Brod,"
Antwortet' er, „sich selbst erwerben kann,
Hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig." „Der,
Ihr Freunde, war ein Edlerer als ich."

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, sind herrliche Kleider;
Aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.
Köstlich schmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;
Aber ein eigenes Mahl, sicher und fröhlich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speise dir süß die du durch Betteln erkauft hast?
Zieret das Kleid dich wohl das dir die Schande gereicht?

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speist' einmal
Auf seiner Jagd im freien Felde. Salz
Gebrach ihm. „Holet, sprach er, Salz,
Im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz."
„Wie?" sagten seine Diener, „großer König,
Bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?"
„Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Nuschirvan,
Ist aller Druck entstanden der die Welt drückt."
Alles Uebel der Welt ist aus dem Kleinsten entsprossen;
Klein war der Anfang stets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen,
Hieben die Knechte sofort, nieder zur Wurzel, den Baum.
Eignete er fünf Eier sich zu; sie nahmen der Hennen
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Qualen entfliehn; seine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es ist der Koran vom Himmel gekommen
Daß er die Menschen erzieh', nicht um bemalet zu seyn
Mit des Apostels Bilde. Der Priester sonder Erkenntniß
Gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher ist der Sünder der reuig zum Boden die Stirn neigt,
Als der Andächtige der stolz in die Wolken sie hebt.

Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur,
Aber der Weise hilft wem und worin er es kann.

Das Kleid des Geistlichen.

Wisse, mein Sohn, ein geistliches Kleid ist das Kleid des Erbarmens
Und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Gehässigkeit nicht.
Kannst du nicht Unrecht dulden, so lege das Priestergewand ab;
Oder du lügest ihm, und es wird Schande für dich.
Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfenen Steine?
Trübet ein Steinwurf dich, bist du ein sumpfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht der den zornigen Löwen horvorlockt.
Der ist's der auch im Zorn gütig die Worte beherrscht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papagai und Rabe fanden sich
In Einem Vogelbauer eingesperrt.
Der Papagai erschrack vorm häßlichen
Gesellen, und sprach voller Unmuth so:

„Welch eine widrige Gestalt! Sein Blick,
Und seine Art, wie sie abscheulich sind!
O Rabe, wäre zwischen mir und dir
Ein Raum von Orient zu Occident."

Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unseligen Tag.
Ein Unholder gehört nur mit Unholden zusammen;
Aber wo fändest du irgend noch einen wie dich?

Und wie dem Papagai des Raben, war
Dem Raben auch des Papagai Gesellschaft.
Er streicht die Klauen, klagt sein Schicksal an,
Und wünschet sich, in Würde zu spazieren
Mit seines Gleichen auf der Gartenmaur.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt daß diesem Unedlen,
Diesem Thoren du mich ihm zum Gesellen erkorst?
Wäre sein Bild an der Mauer gemalt, ich flöge von dannen;
Wär' er im Paradies, flög' ich zur Höllen hinab,
Einem geistlichen Mann, dem Raben, o schändliche Strafe,
Die ihn mit Papagain, Schwätzern und Buben gesellt!"

*

So fand sich einst ein ernster Derwisch im
Gelag der Lustigen. Er saß betrübt
Bei ihren Schwänken, bis ein Freier sprach:

„Findest du dich beleidet von uns? So beleidest du uns auch:
Warum kommst du hieher? da wir nicht kommen zu dir.
Hier bist du wie ein dürres Holz im Garten der Anmuth,
Wo eine Blume sich fröhlich der andern vermählt;
Bist ein widriger Wind für unsre Segel, der Schnee bringt.
Bist ein unschmelzbar Eis mitten in schmelzender Luft."

Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche,
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verschwende nicht die Zeit mit schlechten Menschen:
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir schmieden?
Aendert, von Menschen gehegt, je sich des Wolfes Natur?
Ist's nicht einerlei Regen, der hier auf salzigem Boden
Distel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Also verschwende du dir nicht Samen und köstliche Wartung:
Böses den Guten, und Gut's Bösen erzeigen, ist Eins.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene sich vorsetzet zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht selber ein Warnender sey.
Also scheuet der Vogel den Ort wo Vögel berückt sind;
Nimm Beispiele, damit du sie nicht anderen gibst.

Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppigen Reben;
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Zweites Buch.

Der Redner und Zuhörer.

Tadle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
Fehlet; der Lehrer gibt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
Daß er mit Blumen und Frucht fröhlich besäe das Feld.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebend'ge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
Weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wird's zur Lehre sich nehmen;
Selbst dein spielender Scherz wird ihm ein warnender Ernst.
Lies dem Thoren dagegen auch Tausend Capitel der Weisheit,
Seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger Scherz.

Wissenschaft für andere.

Wer für andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
Leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

Die Rüstung.

Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen das Laster;
Du, ein gewaffneter Mann, willt sein Gefangener seyn?
Irrt der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg ihm;
Stürzet der Seher hinab, wird er von allen verlacht.

Wissen ohne That.

Ohne die That ist Wissen, wie ohne Honig die Biene;
Sage der stolzen: „warum schwärmest du müßig und stichst?"

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich, sie fängt den schnellesten Vogel;
Eine Fessel, sie zwingt auch den gewaltigsten Mann.
Lieb' ist diese Schlinge; das Haar der Geliebten die Fessel,
Die uns Gedanken und Muth, Willen und Tugend bestrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß und den Flügel
Vor dem Honig der Lust; oder du klebest daran.

Unglückliche Krankheit.

Unglückseliger Kranker, der Honig und Zucker verlanget
Wenn ihm die Aloë nur Rettung und Hülfe verleiht!
Kann das Auge genesen das haftend am Auge des andern
Nach dem Pfeile verlangt, der es mit Schmerze durchbohrt?

Das Schwere.

Leichter ist es der Seele die schwersten Schmerzen zu dulden,
Als dem Auge sich selbst seinem Geliebten entziehn.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Palaste redet' einst
Die Kriegesfahne so den Teppich an:
„Wir, Eines Herren Diener, ich und du,
Wie anders gar ist unser Dienst und Lohn!
Ich, matt von Zügen und mit Staub bedeckt,
Bin ohne Rast und Ruh, auf Reisen stets,
Und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüsten, Staub, Gefahr und Müh,
Von Schlachten fern und von Belagerung,
Weilst hier am Hofe unter Jünglingen
Und Jungfraun, schöner als der schöne Mond,
Von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
Und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
Der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
Jetzt eingefesselt und dahin gestellt." —

Der weiche Teppich sprach: „dagegen hebst
Du auch dein stolzes Haupt zu Sternen auf;
Ich liege hier zu meines Herren Fuß
Und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer ehrsuchtvoll sein Haupt erhebet, der
Sucht in der Höhe selbst Gefahr und Sturm."

Königes Dienst.

Rühme dich nicht des Dienstes den du dem König erzeigest,
Gnade hält er es dir daß er zum Dienst dich gebraucht.

Könige und Weise.

Weisere Männer bedürfen minder der Könige Freundschaft,
Als der König des Raths weiserer Männer bedarf.

Der taube König.

Stellest du taub dich, König? O zieh aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter erscheint.
Alle des Adams Söhne sind Glieder unter einander;
Leidet ein einiges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Bist du allein nicht, der ihn empfindet, so nenn', o du Einz'ger,
Dich nicht unsres Geschlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertretene Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuße zu Muth sey?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kamel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kamel dem leitenden Kinde,
Daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebirg hinunter zum Abgrund,
Reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.
Löblich ist es den Menschen dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund hinab, wehe den Folgsamen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
Seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus.
Willt du von seinen Zweigen dereinst die Früchte genießen,
Haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß ist der koloquintene Trank den Güte dir darreicht;
Bitter der Zucker den uns murrend der Stolze verehrt.

Frohe Milde.

Nicht leichtsinnig eröffne die Thür freigebiger Milde;
Aber geöffnet schleuß nimmer mit Härte sie zu.
Nicht zum salzigen Pfuhl, es eilt der durstende Pilger,
Vogel und Ameis' eilt hin zum erquickenden Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch seinen Liebling erlangest,
Also des Ewigen Huld, wenn du die Menschen erfreust.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
Wie er so größre Kön'ge übermocht?

„Durch Gottes Schickung, sprach er; aber nie
Beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
Daß ich von seinem König übel sprach."

Groß zu achten ist nicht, wer große Namen verkleinert;
Strafe, Befehl und Macht, Reichthum und Hoheit vergeht,
Aber der Name bleibet! Und willt du daß deiner geehrt sey,
Sey der Verstorbenen Ruhm dir auch im Namen geehrt.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir ist jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
Der abwesend dich selbst gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
Wisse daß eben so gern andern er deine verräth.

Der Verleumder des Freundes.

Achtest du werth den Stein der deinen Spiegel zertrümmert?
Und ein verleumdender Feind machet den Freund dir verhaßt?

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie rinnende Bäche
Hat er in seiner Hand ihrer Gesinnungen Lauf.
Trifft dich ein böser Pfeil: den Pfeil schnellt freilich der Bogen,
Aber bemerke die Hand welche den Bogen regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehn kannst du durch reuige Beßrung;
Aber der Menschen Schmach tilget auch Besserung nicht.
Dulde den Vorwurf still, und danke Gott für die Wohlthat
Daß du dich besser fühlst als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott und der Mensch.

Gott sieht Fehler und decket sie zu; der menschliche Nachbar
Sahe sie nicht, und erzählt was er nicht sahe der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen was du weißt,
Niemand der Lästernden mehr hätte vor Lästernden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber, er gehet
Schonend vorüber, und deckt seine Gebrechen nicht auf.
„Hab' ich gefehlet, warum willt du auch, Heiliger, fehlen,
Daß du mich stolz und kalt, wie ein Ungütiger schmähst?"

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König augenblicks
Den Sklaven tödten der ihm mißgefiel.
Beraubet aller Hoffnung, stieß verzweifelnd
Der Arme Lästrung aus. So greifet der,
Der nicht entfliehn kann, selbst ins scharfe Schwert.

„Was spricht er?" fragt der König. „Herr, er spricht:
(Antwortet ein verständ'ger Mann am Thron)
Das Paradies ist derer die den Zorn
Bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!"

„So sey ihm dann verziehen!" sprach der Fürst.

„Nicht also! fiel ein Höfling ein. Monarchen
Muß man die Wahrheit sagen. Herr! er schalt!"

„Und hätt' er auch gescholten!" sprach der König.
„Die Lüge dieses guten Mannes war
Mir nützlicher als deine Wahrheit. Sie
Besänftigte mein Herz; du bringst es auf."

*

Des Menschenfreundes Lüge in der Noth
Ist edler als des Menschenhassers Wahrheit.

Der langsame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben ist leicht, wiederzugeben so schwer!

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erst auf dich; auf den Feind, wenn sie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerschneidet das scharfeinhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender Geist.
Güte bezwang die Welt. Mit sanften freundlichen Worten
Magst du den Elephant leiten am einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer; er prallet zurück dir,
Oder es reißt sich ein Fels los von der Mauer auf dich.

Der Beleidigte.

Wen du beleidiget hast, und hätt'st du ihm, zur Versöhnung,
Tausend Gutes erzeigt, traue dem Manne nie ganz.
Zogst du den Pfeil aus der Wunde, so bleibt doch lange der Schmerz nach;
Und im tiefen Gemüth wohnet am tiefsten ein Groll.

Der Mürrische.

Mensch von böser Natur, du bist in feindlichen Händen:
Wo du auch seyst, du entgehst deinem Gefängnisse nicht,
Nicht den Klauen die fest dich halten. Und stiegst du gen Himmel,
Nimmst du den quälenden Geist, nimmst du die Hölle mit dir.

Der aufsteigende Seufzer.

Nicht vom Walde der brennt, steigt so zum Himmel der Rauch auf,
Wie des gepreßten Manns Seufzer gen Himmel sich hebt.

Die Bestimmung.

Thränen und Seufzer löschen nicht aus die Tafel des Schicksals;
Bitten und Schmeichelein ändern kein Pünktchen auf ihr.
Kümmerte sich der Engel der über die Winde gesetzt ist,
Ob sein brausender Hauch irgend ein Lichtchen verweh'?

Das Roß und der Esel.

Hurtiger Reiter, gedenke doch auch des leidenden Lastthiers,
Das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuhle verdirbt.

Zufriedenheit.

Willt du dir Hoheit wünschen: du kannst nichts höheres finden
Als der Zufriedenheit unüberwindliche Macht.
Habe der Reiche Gold: die Geduld des Armen ist mehr werth
Als sein goldener Schatz, welchen die Sorge bewacht.
Theile Biram [1] den Armen das größte Wild zum Geschenk aus:
Wieget der Halm doch mehr welchen die Ameise bringt.

[1] Ein großer Jäger Orients.

Drittes Buch

Morgengesang der Nachtigall.

Weißt du was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen
Singt sie: „wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt neu sich gestärket und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?“

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des Schöpfers;
Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle so fern?
Kann ich den Freund, der in Armen mich hält, abwesend beweinen?
Kann ich mich dem entziehn, der mir mich selber geschenkt?

Gottes und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so wie wir die Könige fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Himmel die Welt.

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit heitrem Gesicht sie;
Leichter gedeihet ein Wort unter der fröhlichen Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden einem vertrauen,
Gehe zum Heitern, er ist auch der barmherzige Mann.

Der Verstoßene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der Thür stößt,
Wem er sie öffnet, den nimmt jeder mit Gütigkeit auf.

Die eigene Weise.

Jeglichem dünkt sein Witz und seine Weise die beste,
Wie sein eigenes Kind jedem am schönsten gefällt.
Wäre Verstand und Geist von unsrer Erde verschwunden,
Glaubete jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück."

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menschen Geschlecht hoch über die Thiere;
Sprichst du ohne Vernunft, stehet das Thier dir voran.

Kunst und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren und Reichthum,
Mehr als alle Gewalt fördert ein günstiges Glück.
Hingen hundert der Künste dir auch an jeglichem Hauptmaar,
Alle hangen umsonst, kränzet das Schicksal sie nicht.

Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwendet die Weisheit,
Gleicht dem Manne der pflügt, aber zu säen vergißt.

Der Lechzende.

Dem Lechzenden der in den Wüsten irrt,
Was hilft ihm Edelstein und Perle? Nur
Ein Tropfe Wassers, ihn erquickend, wär'
Ihm mehr als alle Perlen Orients.

„Wollte der Himmel mir, noch eh' ich sterbe, nur Eine
Bitte gewähren" (so sprach ächzend ein Durstiger einst),
„Einen rinnenden Strom der bis an die Kniee mir reichte,
Daß ich mit Freuden in ihm füllte den trockenen Schlauch."

Er sahe nicht den Strom; und als man ihn
Verschmachtet in der Wüste liegend fand,
Lag vieles Gold vor ihm, und diese Schrift:
„Was half dem Tsafer Edelstein und Gold?
Verschmachtet liegt er hier —"

Leben und Gut.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu erleichtern,
Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen mit Gut.
Glücklich ist wer genießet und sät; wer stirbt und zurückläßt,
Hieß ein reicher, und war nur ein unglücklicher Mann.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann der zweihundert lastbare
Kamel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
Und zahllos Gut besaß, nahm einst mich in
Sein Haus, und sprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf so viel
Besitz; hier eine Handschrift auf so viel
An Geld, mit guter Bürgschaft. Dieser ist
Mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
Nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft ist da gesund; nur fürcht' ich mich
Vorm Meer bei Magrib. Immer aber muß,

Eh' ich zur Ruhe mich begeben kann,
Ich doch noch Eine Reise thun."

„Wohin?"
Sprach ich.

Ich führe parthischen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er viel.
Sinesische Geschirre bring' ich dann
Zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
Von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
Nach Yemen in Arabien; von da
Kamlot nach Persien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen schweren Handel auf
Und setze mich in Ruh. Nun Sadi, sage
Auch du mir, was du Guts gehöret hast.

„Ich hörte, sprach ich, auf dem Felde Gur,
Als einer Karawane Führer vom
Kamele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden sagen: „eines Menschen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur zweierlei:
Genügsamkeit und, wo nicht die, das Grab.

Das Unersättliche.

Weißt du was nie zu ersättigen ist? Das Auge der Habsucht:
Alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus.

Falscher und wahrer Werth.

Ein verständig nützlicher Mann ist die güldene Münze;
Wo sie erscheinet, kennt jeder der köstlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägetes Leder;
Ueber der Gränze hinaus gelten sie das was sie sind.

Der Reiche und Arme.

Siehe den stolzen Reichen, den übergüldeten Erdkloß:
Siehe das gute Gold, schmählich mit Staube bedeckt.
Und doch wundre dich nicht. Einst stand in dürftigen Kleidern
Moses; es prangte vor ihm Pharao's goldener Bart. [1]

Das Gold.

Leichter gewinnest du Gold tief aus dem Schooße der Erde
Als vom Reichen; er läßt eher die Seele von sich.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung, wäre der Reiche
Billig, die Erde säh' keinen Bedrängeten mehr.

O Mäßigkeit, du, ohne die kein Reichthum
Auf Erden ist, o mache du mich reich.
Der Winkel der Geduld war Lockmanns Winkel;
Denn nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

Wünsche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was jeder wünscht, jeder — wer hätte noch was?

[1] Die Morgenländer erzählen viel von diesem prächtigen mit Gold und Edelgesteinen durchflochtenen Königsbarte, der jedermann Entsetzen eingeflößt haben soll.

Lied eines Wanderers.

Trägt ein Kamel mich nicht, so trag' ich auch nicht wie ein Lastthier;
Glücklich bin ich; ich bin weder ein König, noch Knecht.
Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von Sorge des Reichthums,
Athme den Athem frei, lebe mein Leben mir selbst.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
Ritze von deiner Hand eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir, so sprach ein prassender König,
Wann mich auf Erden nichts, gutes und böses nicht kränkt."
Mächtiger, sprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenster,
Ist dieß Königes Glück, bin ich so glücklich wie du.

Joseph.

Als der Hunger Aegypten drückte, speisete Joseph
Wenig, und wußte stets wie es dem Hungrigen sey.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kasten verschließt, ist jeglichem Holz gleich;
Auf die Kohle gelegt, athmet es süßen Geruch;
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab:
Wer nicht säet, dem wächst nimmer ein fröhlicher Halm.

Die lieblichste Traube.

Willt du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
Wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König sah im Traum einst seiner alten
Vorfahren einen, der vor hundert Jahren
Regieret hatte. Asche war sein Leib;
Doch seine Augen, offen in dem Sarge,
Sie blickten hell umher. — Er fragt die Weisen,
Was das bedeute? Und ein Frommer sprach:
„Mit offnen Augen siehet er sein Reich
In fremden Händen, ohne Rast und Ruh."

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
Und sie verließen auf ihr keine wohlthätige Spur!
Aber Nuschirwan lebt, noch unvergessen im Tode,
Er der gerechte Fürst, er der gutthätige Mann.
Folge Nuschirwan du, und gewinne das Leben zum Wohlthun,
Ehe die Stimme ruft: „nun ist auch dieser nicht mehr."

Umschrift der Krone des Königes Kosru.

Was sind viele Jahre? was ist das längeste Leben?
Sterbliche gehen stets über Gestorbenen hin;
Diese Krone, sie trugen vor uns so viele Monarchen,
Auf wie viele nach uns gehet sie künftig hinab!

Die nutzlose Mißgunst.

Niedrige Seelen wünschen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
Schauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch wenn Eulen und Fledermäus' am Mittag erblinden
Und verwünschen das Licht, dunkelt die Sonne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath, doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künste, die du kannst;
Eine behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunst des Bogens; sie zu beweisen
Nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde,
Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.

Der Zufall.

Ein seltnes Glück macht keine Regel. Einst
Gefiel dem Perserkönig seinen Ring,
Den schönsten Edelstein, auf einer Kugel
Zum Preise dem zu setzen der ihn traf.
Es schossen alle Kunsterfahrensten;
Und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf ihn,
Der unerfahren und von ungefähr
Vom Dache schoß. Das Glück gab ihm den Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins Feur;
„Daß," sprach er, „ungekränkt mein Ruhm mir bleibe
Soll dieser erste Schuß mein letzter seyn."

Langsames Glück.

Langsam kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;
Schnelle Vortrefflichkeit stehet am ehesten still.
Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind was sie sollen von Anfang;
Langsam wächset der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Freundschaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stimme des Knaben:
Jene zerstöret ein Wahn, diese verändert ein Traum.

Gelegenheit.

„Wärst du mit einer Schönen still allein;
Verschlossen sind die Thüren, alles schläft,
Und deine Lust erwacht. Die Dattel, sagt
Der Araber, ist reif, und niemand ist
Der sie zu brechen wehrt; wie? bliebe dann
Noch dein Gewissen unbefleckt und rein?"
So fragte man einst einen frommen Mann.

„Und blieb' es," sprach er, „rein, entging' ich auch
Der bösen That; Nachreden und Verdacht
Wär' ich doch nicht entgangen. Also flieh
Die That nicht nur, flieh die Gelegenheit."

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen, eh' es Wurzel schlägt,
Entnimmst du seinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein stark Gespann
Mühsam entreißen seinem festen Platz.

Diese Quelle bedecket ein Krug; doch laß sie ein Strom seyn,
Watet der Elephant selber mit Mühe durch sie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Wasser im Sieb eilet und fliehet davon.

Alte Bekanntschaft.

In einem Blumenkruge hatt' ein Kraut
Den Rosenbusch umschlungen. „Wie dann," sprach ich,
„Kommst du hieher?" „O laß mich," sprach das Kraut,
„Ich bin der Rose Miterzogene
Vom Garten her, und alte Freundschaft pflegt
Nach Treue man zu schätzen, nicht nach Werth."

Viertes Buch.

Der Trauerbote.

Sey kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall singet
Fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den Leichengesang.

Der Gesang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall singt: der Frühling ist wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in jeglichem Garten
Wollustsitze; bestreut mit den silbernen Blüthen der Mandel.
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht, der blühende Frühling.

Gärten und Auen schmücken sich neu zum Feste der Freude;
Blumige Lauben wölben sich hold zur Hütte der Freundschaft.
Wer weiß ob er noch lebt, solange die Laube nur blühet?
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Glänzend im Schimmer Aurorens erscheint die bräutliche Rose;
Tulpen blühen um sie, wie Dienerinnen der Fürstin;
Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmlischen Glanze;
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht, der blühende Frühling.

Wie die Wange der Schönen, so blühen Liljen und Rosen;
Farbige Tropfen hangen daran wie Edelgesteine.
Täusche dich nicht, auch hoffe von keiner ewige Reize.
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Tulpen und Rosen und Anemonen, es hat sie der Sonne
Strahl mit Liebe geritzt, blutroth mit Liebe gefärbet;
Du, wie ein weiser Mann, genieße mit Freunden den Tag heut,
Und sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Denke der traurigen Zeit da alle Blumen erkrankten,
Da der Rose das welkende Haupt zum Busen hinabsank;
Jetzo beblümt sich der Fels; es grünen Hügel und Berge.
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glänzende Perlen;
Balsam athmet die Luft; der niedersinkende Thau wird,
Eh' er die Rose berührt, zum duftigen Wasser der Rose.
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Herbstwind war, ein Tyrann, in den Garten der Freude gekommen;
Aber der König der Welt ist wieder erschienen, und herrschet,
Und sein Mundschenk beut den erquickenden Becher der Lust uns.
Jetzt sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden Schönen,
Sang, eine Nachtigall, ich der Rose. Rose der Freude,
Bist du verblühet einst, so verstummt die Stimme des Dichters.
Drum sey fröhlich und froh: er entflieht der blühende Frühling.

Anmuth des Gesanges.

Süßer Gesang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf,
Fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Gesang, er fängt das Gemüth der Menschen. Sie haben
Gerne den Mann um sich der ihre Sinnen erquickt.

Verloren lauscht das Ohr dem süßen Ton;
„Wer ist es der zwo Saiten ihm entlockt?"
Er labet wie der Wein beim Abendroth,
Und Ohr und Seele schlürfen sanft ihn ein.

Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; sie ist der Seele Gewalt.

Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kamel.
Tulpen entschließen sich, es entknospet die Rose dem Dornbusch,
Wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kamele,
Wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.

Die Liebe.

Sey gegrüßet, o Liebe, die uns so lieblich entzündet,
Alle Verlangen uns stillt, alle Gebrechen uns heilt,
Unser Plato und unser Galen. Der Sterblichen Zuflucht
Und Erquickung, ihr Arzt, selber auch ihnen Arznei.
Himmel erblicket um sich das Auge, das Liebe belebet,
Hüpfen sieht es umher Hügel und Berge für Lust.
Könnt' ich berühren anjetzt die Lippe meiner Geliebten,
Kläng' ich, ein Saitenspiel, hellen und fröhlichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tausend der Stimmen,
Jede schweiget in mir; Zung' und Gedanke verstummt.
Ist die Rose verblüht, ist ihre Schöne vorüber,
Hörst du der Nachtigall lockende Stimme nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klagest so laut und raubest dem Armen
Seinen einzigen Trost, süßen vergessenden Schlaf.
Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den Jammer
Ins verwundete Herz, in die verschlossene Brust.
Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Trost, mir den verstummenden Gram.

Die Blume des Paradieses.

Bringst du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?
Mir ein süßes Geschenk; sage, wer gab es dir? Sprich!
Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was hast du mit ihrem
Aufgelöseten Haar, was mit der Locke dein Spiel?
Schöne Rose, was bist du zu ihr? Du blühest in Dornen,
Sie ist der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.
Duftende Knospe! was bist du zu ihrer Lippe? Du welkest
Morgen; es blüht ihr Kuß ewig in rosigem Thau.
O Narcisse, was bist du zu ihrem trunkenen Auge?
Du verschmachtest, und sie blicket den Himmel umher.
O Cypresse, was bist du zu ihrem geschlankigen Wuchse?
Strebet in Edens Hain zarter ein Bäumchen empor?
O Verstand und o Liebe, was wähltet ihr, könntet ihr wählen?
Einzig wähltet ihr sie, einzig und ewig nur sie.

Die Perle.

Hin ist unsre Rosami, die edle Perle. Der Himmel
Schuf sie aus reinestem Thau, schuf sie zur Perle der Welt.
Stille glänzete sie, doch unerkannt von den Menschen;
Darum leget sie Gott sanft in die Muschel zurück.

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal (noch wohnet das Bild mir
In der Seele), von Durst und von der Hitze gedrückt,
Lechzend im Schatten saß, und meine Leiden erwägte,
Da ging eine Gestalt gegen mir über hervor,
Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie reichte
Freundlich dem Lechzenden süßen, erquickenden Trank.
War er mit Rosen gemischt, wie? oder troff von den Wangen
Ihr die Rose, die mir jede Erinnerung nahm
Meiner vergangenen Leiden? O, sprach ich, seliges Auge,
Das solch eine Gestalt jeglichen Morgen erblickt!
Wärst du von Weine berauscht, du wirst nach Stunden erwachen;
Trunken von diesem Trank, schlummerst du ewigen Schlaf.

Der Abschied.

Bitter und süß ist der Abschiedskuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemischt.
Also röthet der Apfel sich hier am Strahle der Sonne;
Weggewendet von ihr, blasset und trauret er dort.
Mitten im letzten Kusse den Athem sanft zu verhauchen,
Wäre der Liebenden Wunsch, wäre der Scheidenden Trost.

Das Unersetzliche.

An nichts geliebtes mußt du dein Gemüth
Also verpfänden daß dich sein Verlust
Untröstbar machte.
Innig liebt' ich einst
In jungen Jahren einen schönen Freund.

Sein Antlitz war mir wie das Heiligthum,
Zu dem man im Gebet sich wendet. Süß
War sein Gespräch; und seine Freundschaft schien
Mir meines Lebens köstlichster Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Menschen ist einer,
Einer an Treue wie er, einer an Sitten wie er!

Er starb. Da lag ich Tag' und Nächte lang
Auf seinem Grabe, seufzete und sprach:

„An dem Tage, da dir des Schicksals Dorn in die Ferse
Stach, o wäre mir auch niedergeschmettert mein Haupt!
Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten entbehret,
Nicht mehr sähe, daß ich unter der Erde mit dir
Läge, wie jetzo weinend auf deinem Grabe mein Haupt liegt.
O des unglücklichen Manns! denk' ich der seligen Zeit,
Da, auf Rosen gebettet, mir kam der Schlummer: die Rosen
Sind verblühet; sein Grab ist mir mit Dornen bedeckt."

Nun schloß ich zu mein Herz, und hielt es Untreu',
Nach ihm mir einen Freund zu wählen; denn
Wer unter allen Menschen wär' ihm gleich?

*

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Gewinn dir;
Aber die Welle des Sturms droht mit dem Tode dir auch.
Mit der Rose zu leben ist süß, doch stachlichte Dornen
Stehen umher, und sie welket im schönsten Genuß.
Gestern ging ich einher wie ein Pfau im Garten der Freundschaft,
Heute wind' ich mich ein wie ein gekrümmeter Wurm.

Der gesellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Irak, girrende Tauben,
Wen betrauret ihr? wen rufet dieß sehnende Ach?
Uns sind auch die Herzen verwundet, und unsere Augen
Weinen; es nahm uns Gott unsre Geliebten dahin.
Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch auch klagen;
Süß ist's, werden im Schmerz einer dem anderen Trost.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, so sprachen meine Gespielen,
„Weine daran, vielleicht findest am Grabe du Trost."
Laßt mich, sprach ich zu ihnen, o ihr unselige Tröster,
Hier nur in meiner Brust hat sie ihr einziges Grab.

Das Leben des Menschen.

Süß ist das Leben, doch ach das Leben währet nicht ewig,
Wenige Tage, so ist's wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittere Fichte des menschlichen Hieseyns;
Glaub es, und immer trägt Blüthe der Jugend sie nicht.
Schön ist die Rose, sie duftet mit zart entknospetem Kelche
Lieblich, jedoch du weißt daß sie in kurzem verblüht.
Also auch du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzogner,
Traue der Mutter Natur sanfter Verzärtelung nicht.
Geh nicht sicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es sind Heere der Wölfe dir nah.
Braucht es des Weisen Ohr zu betäuben mit langer Erinnrung?
Wer dann kennet sie nicht, Wechsel und Fluthen der Welt?
Athme der Frühlingswind: wo irgend auf Erden er wehe,
Treibet der Herbstwind ihn stürmend und schleunig hinweg.

Hättest du alle Reiche der Welt, mit alle den Reichen
 Kauftest nimmer du dir Einen zu lebenden Tag.
Also hefte das Herz, Freund Pilger, nicht an die Herberg';
 Bauet der Reisende sich mitten im Reisen ein Haus?
Haschest du nach Begierden hienieden: o glaube, Geliebter,
 Nieden ist nicht der Ort der die Begierde vergnügt.
Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienst hoch;
 Denn er weiß es, sie gibt keinen gesicherten Tritt.
Thue du was dir gebührt. Vor allem zähme die Zunge;
 Glaub es, auf Erden gibt's keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wissenschaft: kein Pfad ist sichrer dem Menschen
 Als den lange der Fuß weiserer Menschen betrat.
Hebe die Hände zum Thron, den alle betend umringen,
 Nichts ist dem reinen Gemüth süßer als beten zu Gott.
Meide den Schmerz je einen der Freunde gekränket zu haben,
 Aber vor allen den Freund welchem kein anderer gleicht.

*

Sadi, du hast die Welt mit dem Schwert der Rede gewonnen,
 Danke; du thatst es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Gesänge Ruf hat alle Länder erfüllet,
 Schnell wie der Tigris strömt, mächtig und stürzend wie er.
Aber nicht jeder, o Freund, erobert im Sturm was er wünschte;
 Glück und Gedeihen, es wird selten in Kämpfen erlangt.

Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust für Gram.
Wie oft begann ein gift'ger Wind, und schnell darauf
Erfüllete der lieblichste Geruch die Luft!
Oft drohte dir ein schwarz Gewölk: und ward verweht,
Eh' es den Sturm ausschüttete aus dunkelm Schooß.

Wie mancher Rauch der sich erhob war Feuer nicht!
Sey also stets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar sind
Die Güter, die du hoffen kannst, vom großen Gott.

Dank des Sterbenden.

Unter des Tigers Zahn hört' ich den Leidenden beten:
„Dank dir, Höchster, im Schmerz sterb' ich, doch nicht in der Schuld.“

Müh' und Belohnung.

Willt du den Honig kosten, und Bienenstiche nicht ausstehn?
Wünschest Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
Wenn er, den Krokodil scheuend, am Ufer verzieht?
Also wage! Was Gott dir beschied, wird niemand dir rauben;
Doch er beschied es dir, dir dem beherzeten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil sich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert.
Der die Schicksale theilte, der sonderte Tugend und Reichthum.
Wem er das eine verlieh', wollt' er nicht alles verleihn.

Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypresse: sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannst du, so sey ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht seyn,
Sey ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

III.

Spruch und Bild,

insonderheit bei den Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung 1792.

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitslehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht, als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man, durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anführen warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt, so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur muß man Verstand haben ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand daß an jedem Gegenstande jeder dasselbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedenen Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand daß jede verwickelte Aufgabe im menschlichen Leben jeder auf gleiche Weise sich auflöse, oder vielleicht nur irgend aufzulösen die Besonnenheit und geläufige Uebung habe; denn wäre dieß, so würde es keine Blödsinnigen,

keine Sklaven der Gewohnheit, keine gedankenlosen Nachsprecher geben. Je mehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Handlungsweise verfolget, desto mehr wird man inne wie wenige unter ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen wenigen werde immer zu denken. Man rechnet so gern mit Ziffern; man bringt so gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichtesten Mühe der rohen Materie gleichsam Gestalt und Form wird. Die hellsehenden Geister die solche Gestalten der Beobachtung erschufen, und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten: sie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volke sie lebten, die Lockmanns, Sadi, Aesops, oder, wenn man will, die Salomonen und Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; sie hatten aus einer rohen Masse geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth von Verständigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Resultat des Verstandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geschätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten sie nicht also geschätzt werden sollen? Besitzt unser Verstand eine edlere Gabe als diese Formenschöpfung? Ist es nicht ein Trug, wenn wir glauben daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, diese sittliche oder politische Lehre schon liege? Sie liegen darin, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher sagen kann daß der menschliche Geist sie in die Begebenheit hinein- als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun (nochmals gesagt) diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern andrer Rath, sieht, auch wenn man mit eignen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für viele ist es also das Höchste, anzuwenden

was sie gelernt haben; und das höchste Verdienst um sie besteht darin daß man sie nur das Wahre, das Richtige lernen lasse, und sie dieß wahr und richtig anwenden lehre.

Immer also sind mir die Erfinder feiner Sprüche, die Formenschöpfer richtiger und feiner Resultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die wahren Gesetzgeber und Autonomen des menschlichen Geschlechts vorgekommen, die, indem sie selbst dachten und trefflich sprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Gesetz also zu denken, als einem schweigenden Imperativ, durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Sanction gaben. Unter den Morgenländern findet sich eine Menge dieses geprägten Goldes verständiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus so vielem andern, erhellet wie alt die Cultur unsers Geschlechts im Orient sey! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen, und nachher in oder aus mehrerern Sprachen scharfsinnige Gedanken, schöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnsprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vortrages las. Es schien mir daß man nicht aus, sondern mit ihnen denken lernen solle, und ich bemerkte mit Freuden daß unter allen Nationen mehrere der würdigsten Männer dieselbe Liebhaberei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern gesammelt oder übersetzt, theils ihre Gedanken selbst in dergleichen Form zu bringen gesucht haben. Ein Verzeichniß derselben zu geben ist dieses Orts nicht; mir genüget es anjetzt, da ich bloß meine vorstehende Sammlung der Sprüche Sadi's und andrer morgenländischen Dichter zu rechtfertigen habe, einiges anzuführen das den Ursprung derselben, ihren Werth oder Unwerth, sodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

1.

Unter dem Namen der morgenländischen Dichtkunst begreift man gewöhnlich die Poesie so verschiedner Völker und Zeiten Asiens als man in Europa schwerlich unter einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die Poesie der Ebräer, als die älteste, faßt schon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtausende in sich, und gehet der Literatur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geschrieben die sich zur eigentlich wissenschaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalsprache zu schnell unterging; man kann also diese Poesie nicht anders als ein frühverblüthes Kind, die Tochter der Jugend eines zerstreueten Volks betrachten, das seitdem nie seine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menschliche Gemüth ist, mit andern verglichen, kindliche Naivetät, Religiosität, Einfalt.[1]

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz; sie waren Versmacher, aber keine Dichter.[2]

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an Schönheit der Formen, im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichsten Umständen, geblühet; ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben,

[1] Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

[2] Eichhorns Vorrede zu seiner Ausgabe von **Jones commentar. poëseos Asiat. Lips. 1777.** Imgleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtforscher. B. 5. S. 117.

sondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet. [1] In einem so großen Zeitraume, so weit umher verbreitet, und mit stolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte sie allerdings eine so künstliche Gestalt gewinnen daß gegen sie die Poesie der Hebräer wie ein Kind dastehet. Das Volk der Wüste, nachher Ueberwinder und Besitzer der Welt, ward auch in seinen Bildern stolz, reich und heftig; ihre Beschreibungen sind prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künstlich, und, dem Islamismus zufolge, andächtig und erhaben. [2] Oft ward ein Scharfsinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen eine feinere Wendung dergestalt sublimiret daß für uns Europäer eben der Geist ihrer weisen Sprüche und Reden, auf den sie es am künstlichsten anlegten, gewöhnlich zuerst verrauchet. Da überdem nun diese Nation im ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche sie, seitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Besitz nahmen, noch tiefer hinab sank, so wird selbst in ihrer Poesie ein sonderbarer Contrast von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beschreibungen, edle Empfindungen wechseln mit harten Gesinnungen, insonderheit des Stolzes und der Rache, dergestalt ab daß man oft nicht weiß ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnsinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verschiedenheiten in dieser Dichtkunst gibt auch ein Erdstrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohamed bis auf unsre Zeiten. ein Abstand von dem feinsten Hofdichter zur Zeit so vieler Khalifen und Fürsten die der Poesie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüste, der auch seine weisen

[1] Citata siehe in Dahlers Handbuch der Literaturgeschichte an den gehörigen Orten. Es wäre schön wenn Eichhorn eine charakteristische Geschichte dieser Poesie, sofern sie in Europa bekannt ist, und in seinem Gesichtskreise gäbe.

[2] Die Sammlung dieses Theils hat nur wenig arabische Stücke: S. 88, 89, 91, 97 (die Liebe; die laute Klage; die Perle; der gesellige Schmerz).

Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge solcher Verschiedenheiten ist ein allgemeines Urtheil sehr mißlich.

Die Poesie der Perser endlich, eine Tochter der arabischen, ist die jüngste und feinste. Als Persien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poesie unter diesem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artigkeit, Musik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; insonderheit ward Schiras in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmtesten Dichter. Scheikh Moslaeddin Sadi, dem die meisten Blumen unsrer Sammlung zugehören, war unter diesen; daher es nicht unangenehm seyn wird auch nur etwas von seinem wenig bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193 geboren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von einer, der Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er sogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Festungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo) kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr als Brautschatz für seine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören was der liebliche Dichter selbst davon saget:

Aus meines Freundes zu Damaskus Armen
Ging unmuthvoll ich in die Wüstenei
Jerusalems, und lebte da mit Thieren;
Bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis, wo ich
Mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang im Koth, bis aus Aleppo
Ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
Anredete: „Wohin, o Musladin,
Bist du gerathen? Lebst du hier?"

Ich sprach:

Als ich die Menschen floh und auf den heiligen Bergen
Gott nur suchte, gerieth unter Unmenschen ich hier.
Leichter, des Freundes Fessel ertragen als außer dem Garten
Freiheit suchen, die uns ärgere Bande gewährt.

Mitleidig sah er meine Sklaverei,
Und kaufte mich mit zehn Ducaten los,
Und führte nach Aleppo mich, und gab
Mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Ducaten. Ob nun Sadi glücklich war?

Die Tochter war herrschsüchtig, harten Sinns,
Von frecher Zunge, meinem Rathe stets
Zuwider; also daß die Ehe mir
All meines Lebens Süßigkeit verdarb.

Suchst du die Höll' hier unter dem Himmel, so suche die Wohnung
Eines friedlichen Manns dem sich ein Dämon gesellt.

„Bist du nicht," sprach sie, „jener Sklave den
Mein Vater sich mit zehn Ducaten kaufte?"
„Ja," sprach ich, „ja! Mit zehnen kauft' er mich;
Mit hundert hat er mich an dich verkauft."

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
Und am Abend es sich selber zum Bissen erkor,
Sprach das Lamm: „O! ich dacht' es nicht daß du, mein Erretter,
Der mich vom Wolfe befreit, selber mir wärest ein Wolf."

Sonst wissen wir wenig von Sadi's Lebensumständen. Er führte das Leben eines Derwisch, und brachte es größtentheils auf Reisen zu. Er gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den

räuberischen Türken, an seine Wallfahrten nach Mekka, an eine Reise nach Kaschgar in Indien, wo er einen schönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte, und beehrte seinen Abschiedskuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedskuß der Freundschaft.[1] In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon genugsame Proben gibt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeiget, in dessen herzlicher Zueignung an Abu-Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hofe erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der moralischen Poesie für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, trotz der Unfälle seines Lebens, den Zunamen des Glücklichen: denn dieß bedeutet Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünfundachtzigsten Jahre seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen Ferdusi ihren ersten heroischen, Enweri ihren ersten elegischen, Sadi ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich Haphyz, von dessen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer andern Zeit Proben geben werden,[2] hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten, so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben,[3]

[1] S. der Abschied.

[2] Das Stück „die Blumen des Paradieses" ist von Haphyz.

[3] Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen: Eine englische

und er wird als ein Heiliger mit Recht verehret. Auch in seinem Buche von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt daß wenn Leila und Metznun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Gränzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und Edelgesteinen;
　Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und schön.
Aber verband sie die Kunst, so werden in Königes Krone
　Oder im Armband sie Männern und Frauen zum Schmuck.

Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges der Schiras gegen Nordost begränzt, und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande wie damals da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Neskhi-Buchstaben eingegraben die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünfhundertundfünfzig Jahren, und seine Werke stehen, wegen ihrer Moralität und wegen der darin enthaltenen vortrefflichen Lehren, bei allen orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel von schwarzem, mit Gold gemaltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht, und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg worin er begraben ward. Diesen bestreuen Sadi's Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt, zu jedermanns Ansicht, eine sehr schöne Abschrift von Sadi's Werken, und an den Mauern sind verschiedene persische Verse, von denen Personen angeschrieben die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommen Leute die hier auf ihr eignes Verlangen beerdigt worden sind. (Siehe William Franklins Bemerkungen auf einer Reise von Bengalen nach Persien. Seite 48.)

2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß, so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ihrer gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären stehet. Da wir uns hier bloß an ihren spruchreichen, parabolischen Ausdruck zu halten haben, so dünkt uns ein einziges Wort zureichend den Charakter desselben in seinem Ursprunge und in seiner Natur zu bezeichnen.[1] Im vielartigen Gebrauche dieses Wortes, das prägen, ein Bild aufdrücken, vergleichen, d. i. ein Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrschen, d. i. sein Wort aufdrücken, mit seinem Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Genesis, Kraft und Anwendung dessen was ein Spruch, eine parabolische Rede seyn soll.

„Poesie," sagt ein Autor, den der Geist des Alterthums, insonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte,[2] „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, wie der Gartenbau älter als der Acker, Malerei als Schrift, Gesang als Declamation, Gleichnisse als Schlüsse, Tausch als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ihre Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen des Nachsinnens oder Erstaunens saßen sie, und thaten ihren Mund auf zu geflügelten Sprüchen."

„Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit."

[1] משל.

[2] Kreuzzüge des Philologen. S. 163 f.

„Leidenschaft allein gibt Abstractionen sowohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel; Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge. Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft zeigt sich die Wirkung der Leidenschaften, wie alles was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Affect mit einer besondern Richtung trifft; wie jede einzelne Empfindung sich über den Umkreis aller äußern Gegenstände verbreitet; wie wir die allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwendung uns zuzueignen wissen, und jeden einheimischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer Ausführung, die Empfängniß und Geburt neuer Ideen und neuer Ausdrücke, die Arbeit und Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Ekel daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Leidenschaften vor unsern Sinnen vergraben."

Was unser Autor so überströmend und selbst parabolisch sagt, hat Baco, haben andere Philosophen auf ihre Weise behauptet, und es wäre schön gewesen wenn der gelehrte und sprachenreiche Commentator der asiatischen Dichtkunst, Wilhelm Jones, darauf nähere Rücksicht genommen hätte. Er würde uns in seiner Galerie orientalischer Bilder [1] jedesmal im Zusammenhange gezeigt haben wie nur der Verstand das Bild prägt, Leidenschaft oder Empfindung dasselbe überträgt, ausmalet oder schnell verläßt, und sich zu einem andern wendet. Dieß geschieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themse; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geschmack, in gleichem Maß, auf gleiche Weise.

Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dieß hilft den Sentenzen, den Machtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft sehr auf; es macht sie zu Blitzen,

[1] Von der Rose und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. s. f. **Cap. V—VIII. Comment. de poësi Asiat.**

zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geschehen daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu schnell nachfliegt; da sich denn unsre kühlere Phantasie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaß der Bilder stößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold gesetzt findet. Hier sollten wir bedenken daß bei allen Völkern, bei denen die Prose, zumal durch Geschichte, Redekunst und Philosophie, nicht ausgebildet war, immer derselbe Fall eintrat, und daß sich überhaupt die leidenschaftliche Sprache, das os divinum magna sonaturum ein viel mehreres erlaubt halte, als z. B. der erzählenden oder der schildernden Poesie zustehet. Auch bei den Griechen, wie schnell läuft Pindar selbst bei seinen Sprüchen aus einem Gleichniß ins andre! wie kühn setzt er oft die widerwärtigsten Bilder zusammen, so daß unsre Sprache, die sich sehr kühne Zusammensetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen kann. So ist's mit mehreren lyrischen Dichtern der Griechen; so mit dem spruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit der Sprache der handelnden Personen vergleicht; und warum sollte es in der Poesie der Morgenländer anders seyn müssen, da sie in Ründung und Composition der Bilder Lehrer unsres Geschmacks zu seyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi ist der Fall solcher Bilderhäufung viel seltner als in andern, zumal arabischen Dichtern; und doch zweifle ich ob er, ganz übersetzt, für uns ein durchhin lesbares Buch seyn würde. Eben die Zusammenreihung scharfsinniger Gedanken und Sentenzen, die die Morgenländer als eine Perlenschnur lieben, ist uns fremde; wir lösen lieber die Schnur auf, und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt wie in Kleidern, so auch in Sprüchen helle Farben: sein heiterer Himmel verlangt dieselben; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geschichte webt er also helle Bilder, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geschichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi ist dieß zwar

der Fall nicht häufig; er erzählt so einfach als Aesop und Lockmann seine Geschichte; wo er indessen die Stimme erhebt, malt er seine Gleichnisse, seine Lehren mit eben so lebhaften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwächet genug habe, so bittet er dennoch jedes schwache Auge das an sanftere Verflößungen gewöhnt ist um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, sondern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut, so ändere man sie, und nutze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann oder Jünglinge dieß eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern der größesten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrschaft? Vom Gebirge Kaf an bis zu den Gränzen des Meeres, von diesen bis zu den Wüsten Arabiens und der Thebaide sehen sie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königsstädten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern der Könige endet. Der Verständige der diese Dinge erblickt, siehet Völker um sich, jenen so ungleich die einst diese herrlichen Werke bauten. Sie sind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerstört, vom Joche der Armuth, der Unwissenheit und des Despotismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstlichen Trümmern. Mich dünkt diese Ansicht könne uns schon Weisheit-Sprüche über die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhamedaner, der in einer Religion und unter einer Regierungsform lebt welche eben beide die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherrlichkeit gewesen; der unter einer Regierungsform lebt in welcher nichts heilig und sicher, alles der Willkür, dem schnellsten Wechsel, dem albernsten

Ungefähr unterworfen ist, und das Höchste immer ans Niedrigste gränzet; einem solchen ist es wohl zu verzeihen wenn er sich seine Weisheit zum Ruhekissen macht, und sich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröstet. Gut daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menschenalter leben; gut daß wir uns nicht durch ein Opium solcher Lehre, „daß doch alles nichts, alles hinfällig, unvollkommen und eitel sey," in den gefährlichen Traum wiegen lassen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zufolge, unser Schicksal von oben erwarten, indeß Verschmitzte oder Verwegene, Scheinheilige oder Freche die Genien sind die unser Schicksal hienieden schreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menschheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unser Schicksal uns selbst einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwisch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch sein Ende finden muß, und nur ein Thor oder ein Kind sich dieses verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauspiels, einer Musik und Handlung uns den Schlüssel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines schönen Grabmals lesen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in diesem Punkt ist Sadi kein trauriger Rabe, sondern eine Nachtigall, singend der vergänglichen Rose. Lasset uns hören wie er sein Werk schließt:

Vollendet ist mein Blumengarten nun
Mit Gottes Huld. Was ich hineingepflanzt,
Gehöret mir; ich stahl es andern nicht.

Rühmlicher stehet uns an ein eignes Kleid, das ergänzt ist,
Als ein neues, so wir bettelnd von andern erborgt.

Und ob nun Sadi, seiner Lehre gleich,
Die holdanziehendste, die lieblichste
Einkleidung suchte; dennoch wird der Stumpfsinn
Mit kecker Zung' ihn brausend also schmähn:
„Kein Kluger ist's, der an so leere Müh'
„Des Geistes Saft verschwendet, und den Rauch
„Der Lampe, Nächte durch, dafür verschlingt."
Ihr Guten und Verständigen, ihr kennt
Den Werth der Perlen die ich hier verband,
Der Arzenei die ich mit Honig mischte.
Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, so hab' ich erinnert:
Sadi wünschet dir Glück; wünsche du Sadi die Ruh'.

3.

Ich kann diese rhapsodische Abhandlung nicht schließen, ohne meine Gedanken, oder wenigstens meinen Traum über den **Werth vortrefflicher Sprüche** geäußert zu haben. Wie wir's auch verbergen mögen, wir müssen, wenn wir Menschen seyn wollen, nach Grundsätzen handeln. Auch der Pöbel kann sich ihnen nicht entziehen, so verderbt sie bei ihm auch oft seyn mögen; ja wir finden solche eben bei der Gattung von Menschen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverhohlensten und stärksten. Von **Sancho=Pansa** an kennen wir eine Classe Personen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern ist; und was sind Sprüchwörter anders als kurze, kräftige, oft sehr sinnreiche Volkssprüche, die als Grundsätze der Denk= und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des gesunden Verstandes und der Sittenweisheit gelten. Diese, wenn sie gut sind, verhöhnen zu wollen finde ich ungerecht und unmenschlich; vielmehr

sollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größesten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine und gelehrte Grundsätze kann dieß nicht geschehen; es geschieht aber dadurch wenn man in Reden ans Volk, oder in Schriften die zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In allen guten Volksschriften, im Landpriester von Wakefield z. B., und in einer der lehrreichsten Schriften die unsere Sprache besitzt, Lienhard und Gertrud, ist dieser natürliche Kunstgriff sehr wohl gebraucht. Benjamin Franklin, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortrefflich anzuwenden gewußt, und sein einziger Aufsatz „die Wissenschaft des guten Richards“ enthält einen solchen Schatz von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mithin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln erzogen, nach solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man kehre die seinigen gegen ihn selbst, oder bringe ihm bessere Führer seiner Gedanken bei als die sind nach denen er sonst handelt.“

Niemand der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin solchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht bei sich bemerkt daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein entschiedener

vortrefflicher Grundsatz, der Spruch und das Beispiel eines standhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu statten kam, und ihm zur stärkenden oder heilenden Arznei, zur Gesundheit und Labung diente? Jetzt erhob sich dadurch seine niedergedrückte Seele, sein Fuß trat fester an solchem Stabe einer guten Erinnerung auf, sein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt stählte sich die Brust gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung wie durch einen dargereichten Schild der Minerva; jetzt sank die auflodernde Gluth des Hasses, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths schnell nieder, wenn, wie heilige himmlische Tropfen, einige kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weisen, als eines Engels in Menschengestalt, sie berührten. Dieß war das Zaubermittel wodurch jene alten Helden, die Weisen der Vorwelt, auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr sie wirkten, desto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugnisse davon geben die pythagoreische und stoische Schule, von welchen, insonderheit von der letzten, wir noch einen Reichthum der edelsten Samenkörner besitzen, deren die menschliche Seele und Sprache nur fähig seyn kann. Epiktets, Seneca's, Mark-Antonins und so vieler anderer Schriften sind Schatzkammern dieser, der vortrefflichsten menschlichen Sprüche und Sentenzen; der Geist derselben theilte sich der ganzen Literatur der Alten dergestalt mit, daß Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Kunstrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und sich dadurch jenen grundsatzreichen Ausdruck schufen, ohne welchen alle Kunst und Gelehrsamkeit ein leerer Schatte bleibet. Man durchgehe die Sprüche die Stobäus, Erasmus, Lipsius, Grotius, Neander und mehrere aus den Alten gesammelt, und denke an Sokrates, der auch zu diesem Zwecke des Euripides Schauspiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an den Stifter des Christenthums selbst, dessen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, fast ganz aus kurzen Sprüchen und parabolischen Ein-

kleidungen bestehen, wodurch sie eben aufs menschliche Gemüth so sonderbar wirkten. Noch jetzt erholen sich alle Menschen von religiöser Erziehung und Bildung an kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geistlicher Lieder; diese sind gleichsam die Muskeln und Nerven, durch welche sich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und so wird auch ein ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter seyn will, nach Grundsätzen derselben als ein classischer Weiser handeln. [1]

Mich dünkt also, wer zur Bildung einer Nation auch auf diesem Wege beitragen will, der folge den alten Weisen, und bringe Grundsätze in menschliche Seelen; oder er bessere die darin vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbestechliche Wahrheit; denn ungebildet muß jeder Mensch, jedes Volk heißen, dem es entweder an diesen Grundsätzen fehlet, oder das sie gering hält und nicht ausübt. Wie sehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundsätze liegen so fern ab von unsrer Lebensweise daß, weil wir sie nirgend geübt sehen, wir zuerst ihnen, zuletzt allen Grundsätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt ist, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundsätzen, wenn gleich nach schlechten Vorurtheilen, handeln; wozu dieser Unglaube an jede edlere Form der menschlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben so sehr als er das Herz verenget und lähmet. Laß es seyn daß andern die schönsten Sprüche und Maximen bloß Worte bleiben; dir bleiben sie das nicht, wenn du ihren Werth erkennest, dich an ihnen freuest, und in ihnen lebest. Nein, ihr habt nicht vergebens geschrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Nationen,

[1] S. Heyne's schöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der pythagoreischen Sprüche: **Sententiosa vetustissimorum gnomicorum quorumdam poëtarum opp. Lips. 1770.**

Montagne und Charron, St. Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rousseau; jenseit des Meeres Baco, Sidney, Shaftesbury, Addison, Pope, Fielding, Sterne und so viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundsätze, Maximen ins Licht gestellet oder in Gang gebracht, sondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich classische Anmuth und Präcision gabet, seyd ihr damit Vernunft-, Sprach- und Sittenlehrer der Menschheit auf eine Reihe von Geschlechtern hin geworden. Je mehr eure Denkart die Denkart andrer wird, desto mehr berichtigen, stärken und verfeinen sich gerechte, gütige, edle Menschengedanken; das Richtmaß ihrer Urtheile wird einstimmiger und gerader, die Bleiwage ihrer Handlungen sicherer und feiner. Auch in Gesprächen der Gesellschaft gebt ihr bei denen die euch verstehen und lieben den Ton an, und bringet dadurch statt eines scythischen Geschreies, bei dem jeder Vogel nach seiner Weise singet, melodische Harmonie in die Grundsätze und Gedanken der Menschen. Denn wie man sich auch gebärden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenschaft, die barbarischen Feinde unsres Geschlechtes und Wohlseyns, sie bestehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundsätze, den Kanon ächter Menschlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verschlägt mein Nachen? Er findet sich auf der Höhe des Meeres, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen besäetes Ufer halten sollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unserer Nation in diesem Felde betrifft, noch dieses hinzufügen.

Von jeher hat sich die Denkart der Deutschen durch moralische Sprüche und biedere Grundsätze dergestalt ausgezeichnet, daß wir ihnen sogar manches andere dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von diesem Wege abgekommen zu seyn scheinen. An unsere alten Renner, Freidank, Waldis Reinecke u. A., deren

Sprache leider veraltet ist, nicht zu gedenken, schlugen Opitz, Logau, Hagedorn, Haller, Gellert, Utz, Lessing, Gleim, Cronegk und andere noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieselbe philosophisch-moralische Bahn ein, so daß wir gewiß an schöngesagten Lehren keinen Mangel haben; um so mehr aber fehlet es uns vielleicht daran daß die Gesinnungen und Sprüche dieser Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigstens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter, übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzosen ihre vorgenannten Schriftsteller zehnfach besser als wir die unsern kennen, lesen, anführen und gebrauchen. Ueber die Ursachen davon ließe sich ein langes Capitel schreiben; besser wäre es wenn man sie wegräumen könnte. Dem moralischen Genius unserer Nation also, der die alten Alexandriner seines Opitz, Logau, Haller, Hagedorn, Kästner ziemlich vergessen zu haben scheint, widme ich, wie einer indischen Gottheit, auch diese wenigen, vielleicht schon welken Hexameterblumen zu gleichem Schicksal, und werfe sie demüthig in den königlichen Hauptstrom unsres Vaterlandes, den ehrwürdig schleichenden Lethe.

IV.

Gedanken einiger Bramanen.

Aus den zerstreuten Blättern, vierte Sammlung, 1792.

Zwei Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitterer Früchte
Blühn zwo Blüthen, vom Thau himmlischer Güte bethaut.
Dichtung die eine, sie labet den Geist mit Wasser des Lebens;
Freundschaft die andre, sie stärkt, heilt und erquicket das Herz.

Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am sträubenden Haar.

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
Mit Gleichgültigen und Guten
Sey dir ja nicht einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
Fiel auf ein glühend Eisen,
Und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
Und glänzt' als eine Perle,
Und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
Zur segenreichen Stunde,
Und ward zur Perle selbst.

Freundschaft.

Wie der Schatte früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit den Bösen:
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
Wächset wie der Abendschatte,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße:
Leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schale, die nie bricht;
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold.

Der Freund.

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
Die kurze Sylbe Freund? Er nannt' in ihr
Des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
Von Gram und Furcht und Selbstbetrug und Noth;
Den treuen Schatz von unserm Leid und Freuden,
Der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
Des Herzens Arzt, von uns das beßre Selbst.

Die Kohle.

Flieh ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garstige Kohle,
Glühend brennet sie dich; gluthlos beschmutzt sie die Hand.

Der treulose Freund.

O wie tiefer schmerzet uns der Unfall,
Wenn uns süße Worte schlau betrogen,
Wenn uns Freundesdienst in Unglück lockte,
Wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuschten!
Mutter Erde kannst du Menschen tragen
Die, wenn Unschuld ihnen sich vertraute,
Sie mit süßer Freundschaft Milch vergiften?

Treulosigkeit.

Hältest du es für Witz den vertrauenden Freund zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, ist er ein Held?

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
Trägt in sich den Samen der Zerstörung.
Ist es Wunder, ist es zu bedauren
Daß ein Leib, der Elemente Kunstbau,
Wiederkehrt in seine Elemente?
Kannst du nun mit deinem eignen Körper
Unzertrennlich nicht beisammen wohnen;
Wie daß du mit Freunden es verlangtest?

Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
Finden sich und trennen sich die Menschen.
Jede zarte Blume der Bekanntschaft
Pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz dir.
Ach, und Trennung von geliebten Freunden
Ist uns wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit gibt es keinen Arzt mehr.

Die Verstorbenen.

Freund, du klagest um die die keiner Klage bedürfen;
Weder um Lebende klaget der Weise, noch um die Gestorbnen.
Fand in dieser Umhüllung die Seele Jugend und Alter,
Wird sie es einst auch finden in jeder andern Umhüllung.
Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz sind Körper-Empfindung;
Alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende Dauer.
Trag es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weise, den nichts stört,
Dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding ist, der ist unsterblich;
Was die Gestalten formt, ist unvergänglich und ewig.

Dreifacher Zustand.

Was geboren ward muß sterben;
Was da stirbt wird neu geboren.
Mensch, du weißt nicht was du warest;
Was du jetzt bist, lerne kennen;
Und erwarte was du seyn wirst.

Bestimmung der Natur.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden.
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papagaien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün, hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
Bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
Das Leben uns gegeben. Fehlen die,
Was hat der Mensch am Leben? Hat er sie,
Was fehlte ihm, worüber wollt' er klagen?

Religion.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfungen Menschen
Bildet' und lehrete sie die Götter verehren, da sprach er:
„Denkt der Götter, o Menschen, so werden sie eurer gedenken;
Aber gedenkt auch euer einander, und schaffet das Glück euch.
Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet der Gaben
Keine zum Danke zurück, der begeht an den Himmlischen Diebstahl."

Also wer nur für sich das Mahl bereitet, der isset
Brod der Sünde. Was lebt, empfing vom Brode das Leben,
Brod erzeugte der Regen, den Regen gaben die Götter;
Huld der Götter erwarben der Menschen gütige Werke,
Gütige Werke kommen von Gott; so lebet die Gottheit
Allenthalben in allem mit ewig rollendem Kreise.
Wer dem göttlichen Kreise nicht folgt, der lebet vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet am Morgen,
Sieh wie der silberne Mond milde mit Thau sie erquickt,
Ungebeten; so strömt der erfrischende Regen zur Erde
Ungebeten; so thut auch der Gutmüthige guts.

Die Sache der Menschheit.

„Dieß ist einer von uns, dieß ist ein Fremder!" So sprechen
Niedere Seelen. Die Welt ist nur ein einiges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sie die Aeste freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Neigt er sich, damit er andern helfe.

Die Weihe des Fürsten.

Badest im Strome du dich? O König, die innere Seele
Wäscht kein Wasser; sie will einen lebendigern Strom.
Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die Wellen,
Zwischen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Huld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerfließet,
Und von Zornesfeuer nicht entflammet,
Wen die stürmige Begier nicht fortreißt,
Wer die kargverschloßne Hand nicht kennet:
Drei der Welten möchte der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägst du einen Edelstein am Fuße?
Und der Mann von Werth ist dir verachtet?
Setze den und diesen in die Krone
Dir, o Fürst; nicht ihnen, dir zur Zierde.
Roß, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
Wort und Mann wird nach Verdienst gewürdigt.

Edelstein und Glas.

Möge der Juwel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künstlers, in des Käufers Händen
Wird erkannt was Glas und was Juwel sey.

Zierde.

Die Perle zieret nicht das Ohr,
Die kluge Rede zieret's.
Der Demant zieret nicht die Hand,
Sie zieren gute Thaten.
Der Ambra macht dich nicht beliebt,
Gefälligkeit macht Liebe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiser Mann
Ist immer eine Blume.
Wird sie erkannt, so pranget sie
Im Diadem des Fürsten;
Wo nicht, so blüht und duftet sie
Sich selber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und Mangel an Kenntniß,
Jede von ihnen allein ist zum Verderben genug;
Sind sie nun alle vereint, und jede von ihnen mit Arglist
Und mit Stolze gepaart, weh dem Beglückten da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben;
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
Mischen, und er ist fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth, der ist der freundliche Mann.

Die verständige Natur des Menschen.

Auch ein Thier verstehet Worte:
Roß und Elephant verstehet
Seinen Führer; aber Menschen
Finden aus was nicht gesagt ward,
Sehn Bedeutung ineinander,
Sehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttin ist ein junges Weib;
Sie liebet keinen alten Ehgemahl
Der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
Und seiner Sünden Schuld entkräftet trägt.

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
Und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
Und fremde gütig richtet; unbefleckt
Am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
Und Freund, er ist der Göttin Liebling.

Das Licht.

Sowie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstrahlt;
So vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menschen ein Leid unschuldig begegnet,
Ist er in Schicksals Hand wie ein geworfener Ball;
Nieder prallt er zu Boden, damit er über sich steige,
Da wie ein Erdenkloß starrend der Böse zerfällt.

Sache und Erfolg.

Was dich reget, sey die Sache
Die du thust, nicht ihre Folgen.
Elend wird wer sie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei sieben Dingen wird mein Herz betrübt:
Wenn ich den schönen Mond am Tage dunkel sehe,
Und welken sehe eines Weibes Schönheit,
Und ohne Blumen sehe See und Wiesen,
Und einen schönen Mann unweise handeln,
Und einen mächt'gen nur nach Gelde streben,
Und einen guten immer arm erblicke,
Und einen Günstling nur verleumden höre.

Gedeihen der Menschheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied mehr;
Menschen von Menschen getrennt sind ein entfallenes Haar.

Armuth.

Armuth macht den Mann beschämet,
Scham und Unglück macht ihn muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben;
Ach so senkst du böse Armuth,
Endlich in das tiefste Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, so ist das Leben der Menschen;
Kaum einen Augenblick — hält ihn das Lüftchen empor.

Herrschende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
Der gefället sich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
Aus Begierden Angst und Thorheit.
Er verlieret das Gedächtniß,
Die Vernunft und mit ihr alles.

Wie der Sturm auf Meeres Wellen
Mit dem schwachen Kahne spielet,
Spielt Begierde mit Gedanken.
Glück und Ruhe sind verschwunden,
Denn nur der, o Mensch, ist glücklich,
Dem zerfließen die Gefühle
Wie ins stille Meer die Ströme.

Wissen und Thun.

Kinder sprechen von Wissen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes Gemüthe,
Dessen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der Welt ist.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Essen und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und welche Vermögen
Sonst er übe, sie trüben ihm nicht die Stille des Geistes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer befleckt wird.

Verschwendeter Werth.

Wer auf diese Welt geboren
Nicht nach edeln Werken trachtet,
Um dereinst im weitern Leben
Dieses Lebens Frucht zu sammeln,
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühsam einen dürren Boden,
Nur um Unkraut drein zu säen.
Einen Krug von Edelsteinen
Setzet er zum Sandelfeuer,
Schlechte Hülsen drein zu kochen.
Einen schönen Dattelgarten
Haut er ab, daß statt der Palmen
Er darin sich Nesseln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob sich Unglück dir entgegenstellte,
Du sterbest über lang' und kurze Jahre;
Verfolge kühn dein klugbegonnen Werk.

Als Geister einst am Berge Meru drehten,
Wiewohl sie Edelstein' und Kostbarkeiten fanden,
Wiewohl sie Gift in wilden Strömen schreckten,
Sie ruhten nicht, bis daß die Götterspeise
Ambrosia [1] in ihren Händen war.

Milde Gesinnung.

Wer freundlich mit den Menschen lebt,
Dem wird das Feuer Kühlung,
Das Salzmeer wird ihm Labung seyn,
Der Löwe wird ihm dienen,
Die Schlange wird ihm Blumenkranz,
Das Gift zur Götterspeise.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall liebliche Stimme;
Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige Treu'.
Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele, die Mutter
Ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige Zeit.

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnsucht
Thut der Weise guts und weiß es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
Weiht er sie der Andacht reinem Feuer.

[1] Amortam bei den Indiern. Die Geschichte davon, eine Episode des epischen Gedichts Mahabharat steht in Wilkins Anmerkungen zum Bagat-Gita S. 146. u. f.

Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
Und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

Religion.

Niemand schaden, allen Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
Ist Religion. Und diese Freundin
Geht mit uns wenn alles einst zurückbleibt.

Abschied des Einsiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
Freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur anderen Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

V.

Vermischte Stücke

aus verschiedenen morgenländischen Dichtern.

Meist ungedruckt.

Al=Hallils Klagegesang.

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane![1] wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes führten.
Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder
Euren Bruder. Ich seh' ihn freundlich lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von sich, und er sah den offnen Himmel.
Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater wird uns auch dort die Hütte bauen. —
O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?
Heil der keuschen Mutter die dich geboren!
Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie der Bach der das Paradies durchschlängelt,
War dein Herz; wie der Morgenstern dein Innres.
Sanft wohlthätiges Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstrahl.
Auge warst du dem Fürsten wie dem Armen;
Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.

[1] Al=Hallil nennet ihn Houmana.

Worte des Trostes gabst du uns, nicht Wermuth;
Heucheltest nie uns Demuth, nie uns Freundschaft.
Ungesehen auch warst du edel, übtest
Im verborgenen Guts, wie Gott, dein Vater.
Nie erwartetest du was du nicht selber
Leisten konntest, o du der Menschheit Zierde.
Und gewelket so bald sind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!
Nie eröffnet sich uns sein holder Mund mehr.

Die mähende Zeit.

Wo ist deine Mutter? wo ist dein liebender Vater?
Wo die Freunde die einst mit dir die Jugend getheilt?
Wo so viele die um dich lebten? Sie blühten wie Bäume,
Hart am Ufer; der Strom riß mit dem Ufer sie hin.
Also mähet die Zeit; sie mäht zur Rechten und Linken,
Dir vor den Augen, und du Sterblicher siehest es nicht?

Werth des Kleinsten.

Wenig zu wenig gelegt, wird bald zum steigenden Haufen;
Tropfe nach Tropfe wird einst mit den Jahren ein Strom.

Worte.

Tugend und Kunst sind Worte, wo ihnen fehlet der Schauplatz;
Ueber der Kohle nur gibt Aloë süßen Geruch.

Das wechselnde Glück.

Aus zweien Tagen nur besteht die Zeit:
Aus einem heitern, einem stürmischen.
In zweien Ordnungen besteht die Welt:
In einer sichern, einer wechselnden.
Sag also dem der mit dem Glücke zürnt:
Den Tapfern drückt das Ungemach zuerst.
Leichname schwimmen oben auf dem Meer,
Indeß die Perle tief am Grunde ruht.
Siehst du nicht daß der Sturm, wenn er ergrimmt,
Die Ceder bricht und das Gesträuch verschont?
So manche Bäume trägt der Erde Schooß,
Und dennoch steinigt man den Fruchtbaum nur.
Am Himmel sind der hellen Sterne viel;
Doch Mond und Sonne werden nur verdunkelt.
Du hieltest viel vom Glück, da dir es gütig war,
Und fürchtetest nur seine Uebermacht.
Es schläferte dich ein und täuschte dich;
Auf helle Nächte folgen dunkele.

Feindschaft zwischen Freunden.

Fache den Funken nicht an der zwischen Freunden erglimmt ist;
Leicht versöhnen sie sich, und du bist beiden verhaßt.

Al-Hallils Rede an seinen Schuh.

Mit Tausenden von meinem Volke zog
Ich auch einher am Tage jenes Zorns,
Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Nach' erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Drommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächt'gen jubelten;

Die Ketten klirrten, die vor Abend noch
Der Ueberwundnen Thräne netzen sollten.
Einmüthig reichten Untergang und Tod
Die Hände sich, und schritten vor dem Heer.
Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:
„O Rüstung zum Verderben!“ sprach ich, tief
Im Winkel meiner Brust. — „Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir tödten Menschen. Blut vergießen wir,
Und loben dich!“

Mein Herz schlug stärker; ich
Trat in den Sumpf. Vergeblich mühte sich
Mein Fuß, den Schuh hinaus zu ziehen. Fest
War er. Die tapfern Heere schritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeschrei, ein wüstes Sausen füllte
Mein Ohr; ich stand betäubt und sprach also
Zu meinem Schuh:

„Wie? mein Begleiter, jetzt
Verlässest du mich, und erwartest lieber
Den Moder hier? Und soll ich dich denn auch
Verlassen, wie in dieser Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du Guter, gingest freilich
Nie mit mir böse Wege; keinem Pfade
Der Frevler drücketest du je dich ein.
Die Augen die von Blute strömen, blieben
Uns fremd; dem zügellosen Sieger eiltest
Du nimmer nach. Wir gingen sanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer ersank,
Jetzt in den Schatten der friedsel'gen Nacht,

Der Ruhegeberin, der Reichen, die
Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,
Und nieden uns der Freuden schönste schenket.
Dann sagte leise mir der Mond ins Ohr:
„Sohn der Aësch a, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.“ —

Die Wege gingen wir; nicht jene denen
Du strenge jetzt unwillig dich entziehst.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todtschlag! — Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger seine Klau'n dazu; es singen
Erschlagne Heere drein, und Drachen zischen
Aus Wüstenei'n zerstörter Wohnungen. —
„Du stiller Mond, den sie mit Mordgeschrei
Erschrecken, scheine nicht auf sie; und nie
Umfange sie mit deinem sanften Arm,
Die sie verscheuchen, du friedsel'ge Nacht.“

Eigener Glaube.

Suche was deiner Natur gemäß ist. Jegliches Wesen
Wirkt in eigner Natur, in ihr nur ruhig und glücklich.
Wer sich der äußeren Wirkung ergibt, wird Feinden gefangen;
Auch in Religion. Der Glaube der deines Gemüths ist,
Ist dir besser, o Freund, als des Fremden besserer Glaube.

Wahrheit und Recht.

Wie die Strahlen der Sonne, so können des Rechts und der Wahrheit
Strahlen verlöschen nie; prob' es, sie zünden von selbst.

Lob und Lüge.

Wer die Wissenschaft der Güte vorzieht,
Wird nie glücklich seyn; und wer der Menschen
Loben liebet, dient gewiß der Lüge.

Wasser des Lebens.

Könnt' ich des Lebens Trank mit feigen Thränen erbetteln,
Lieber gestorben als ihn schnöde mit Thränen erkauft.

Der Unwissende.

Wer nicht besitzet ein Buch das seine Zweifel zerstreuet,
Und wie im Spiegel die Welt ihm mit Belehrungen zeigt,
Und den verborgenen Schatz in seiner Seele nicht aufschließt,
Bleibet, solange er lebt, stets ein unwissender Mann.

Die schweigende Nachtigall.

Warum, o Nachtigall, hörst du schweigend den krächzenden Raben?
„Weil eine Nachtigall gern neben dem Raben verstummt.“

Nutzlose Kraft.

Ohne Gelegenheit ist die Hand des Starken in Fesseln;
Nützet dem Löwen die Kraft dem man die Klaue geraubt?

Das leuchtende Gestirn.

Wie das erhabne Gestirn dem Wanderer leuchtet im Thale,
Und dem Schiffbrüchigen glänzt, also erhebe du dich.
Nicht wie der niedrige Rauch, der emporsteigt um in der Höhe
Zu verschwinden; er ist auch in der Höhe nur Rauch.

Was in deiner Gewalt ist.

Niemand der Sterblichen je zu kränken, das hab' ich in Händen;
Doch zu verhüten den Neid, steht nicht in meiner Gewalt.

Mißbrauch.

Tugend zu mißbrauchen ist gefährlich,
Weit gefährlicher als keine haben.

Dem Namenlosen.

Al-Hallils Rede.

O daß mein Ohr dich hörte! Daß ich dich
Zu meiner Rechten mit mir wandeln sähe,
Denn in mir weint mein Herz vor Unmuth, ich verhülle
Mein Angesicht dem Lästrer deiner Lehre.

Wind ist sein Wesen, ein versengender
Wind aus der Wüste, der den Hauch erstickt,
Und jede Pflanze tödtet.

Trau ihm nicht,
Dem Höhner der Religion, o Jüngling!
Er scherzt dir Thränen zu, und sendet Pest umher.
Wie klapperndes Gebein am Rabenstein
Zu Nacht den Wanderer mit Grausen füllt,
So tönt, so hängt zusammen seine Lehre,
Ein Pfuhl in Mittagshitze — bleib ihm fern.

Wer naht dem Lager eines Drachen? Wer
Stürzt in den Abgrund sich? Und sahst du je
Den Adelaar im Sumpfe wohnen? Hörtest
Du aus Rauchfängen je die Nachtigall?

Der eigene Schatten.

Al-Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüstig fort,
Daß dich die Nacht nicht übereile.

Sieh
Dort jenen Knaben der sich seines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendsonne,
Frohlockend freut. Er klopfet in die Hände,
Daß dieß sein Wahnbild ferne Hügel deckt,
Und stehet still und säumt. Indessen sinkt
Die Sonne; finstre kalte, schwarze Nacht
Stürzt aus Frohlocken ihn in Herzensangst,
Aus Angst des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesstimmen.

Jüngling,
Wenn du dich deines eignen langen Schattens
Erfreuest, weh dir! so ist deine Sonne
Dem Untergange nah. So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergissest du
Des Wahnes hinter dir, und eilest fort.

O Herr der Welt! die Menschen vor dir spielen
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit,
Und hochberühmte Kunst; und messen sich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indessen du auf Wettern fährst und Welten
Zehntausendmal zehntausend ordnend lenkst.
Wer sagt vor dir: Hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts das du zu Etwas, und, o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erschufst.

Das Aeußere und Innere.

Hängst du Tapeten von sieben Farben über der Thür auf,
Und dein inneres Haus ist mit der Matte belegt?

Dein Bruder.

Wer ist ein Bruder mir? Der in der Noth mir zu Hülf kommt.
Wuchsest du denn vom Baum daß du es andern nicht bist?

Die Krähe.

Wer nicht trachtet nach Gut damit er auch andre beglücke,
Wer für Kinder und Weib, Vater und Mutter nicht lebt,
Wer sich der Menschen nicht, nicht ihrer Freuden erfreuet,
Ist wie die Krähe, sie lebt arm von erstohlenem Gut.

Mitgefühl.

Fremde gesellen sich gern. Wer nie verlassen gewesen,
Weiß im Inersten nicht wie's dem Verlassenen sey.

Falsche Hoffnung.

Wer auf dem Wagen der Hoffnung fährt, hat Eine Gefährtin
Sicher zur Seite. Das Glück? Nein doch! Die Armuth, o Freund!

Der schlafende Tyrann.

Einen Tyrannen sah ich am hellen Mittage schlafen;
„Pest des Menschengeschlechts, schlummere, schlummere fort!"
Sprach ich. Wer im Schlaf mehr als im Wachen der Welt nützt,
Dem wünscht jeder so gern ewigen Schlummer, den Tod.

Strafe der Unschuld.

Sich des Bösen erbarmen, das heißt den Guten verabscheun.
Wer dem Verbrecher verzeiht, strafet die Unschuld für ihn.

Verrath.

Löblich ist es verzeihn. Doch Menschenquälern die Wunde
Zu balsamen, es ist gegen die Menschheit Verrath.

Unmäßigkeit.

Nähre den Leib zu sehr, so werden die Bande der Seele
Sanft von einander gehn, dünner und dünn wie ein Haar.
Füttere deine Begierden, du nährest hungrige Wölfe;
Reißen sie einst sich los, wirst du ihr Opfer zuerst.

Der Zorn.

Zähle dich nicht zu Menschen solange Zorn dich empöret;
Nur in der Ruhe gedeiht Menschheit des Menschen, Verstand.

Der Adler.

Sprich, warum ist der Adler der König aller Gefieder?
Weil er kein Thier zerreißt, und an Gebeinen nicht nagt.

Die Gegenwart.

Ein persisches Lied.

Dunkler Ocean umgürtet
Unsre Erd' und unser Leben.
Fluthen rauschen über Fluthen,
Auf den Fluthen ruhen Wolken,
Dunkler Abgrund ist die Zukunft.
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieße sie.

Siehe, dort auf Kafs Gebirgen
Schwingt sich Anka [1] in die Wolken.
Jeder Staub entsank der Schwinge,
Und man sagt, er sey unsterblich.
Wohin schwang er sich? Wo ist er?
Nur die Gegenwart ist sicher;
Jüngling, auf! genieße sie.

Wie der Tag, so glänzt dein Antlitz,
Wie die Nacht ist deine Locke,
Deine Lippen Morgenröthe.
Morgenroth und Tag und Nächte,
Auch die schönsten, fliehn vorüber.
Nur die Gegenwart ist sicher,
Jüngling, auf! genieße sie.

Verschwiegenheit.

Auch den vertrautesten Freund verschone mit deinem Geheimniß!
Forderst du Treue von ihm die du dir selber versagst?

Wahre Wohlthat.

Speise mit Wohlthat du den Bedürfenden; himmlisches Manna
Kostet er; rück' es ihm auf, wird es ihm Aloë, Gift!

Insecten.

Wie Ameisen den Löwen, zernagen die Neider den Edlen. —

---

[1] Anka, ein fabelhafter, großer Vogel der morgenländischen Dichter; das Sinnbild großer Anstrebungen und der menschlichen Seele selbst. Kaf, das höchste Gebirge Asiens.

Der unerkannte Feind.

Nie verachte den Mann, eh' du sein Innres erkannt hast;
Wähne den Busch nicht leer den wohl ein Tiger bewohnt.

Unnütze Rede.

Was nutzt dem Thoren weise Rede? was
Nutzt ihm ein Zuspruch der ihn bessern will?
Denn kommt es hoch, so stützet er das Haupt
Auf seine Rechte, nickt und gähnet: Ja!
Und dehnet sich, und möchte gern hinweg.

Zur Rechten und zur Linken sieht er Reichthum,
Und vor ihm Ehrensäulen; hinter sich
Jungfrauen.

So der Thor. Er kennet alles,
Versteht und weiß. Was Weisen Zweifel macht
Ist ihm gewiß.

Wie durch ein Loch des Daches
Das Mondlicht scheint, so scheint des Weisen Rede
In eines Thoren Herz.

Gleichgültig ist
Der trocknen Thierhaut Sonnenschein und Regen;
Selbst Glück und Unglück wirkt auf Thoren gleich.

Schamlosigkeit.

Ein schamloses Gesicht ist eine erlöschende Lampe.
Ein schamloses Gesicht ist ein entrindeter Baum.

Adler und Eule.

Wäre denn auch kein Adler im weiten Reich der Gefieder;
Müßte die Eule darum ihre Gebieterin seyn?

Trommel und Laute.

Rühre die Laute nicht, wenn ringsum Trommeln erschallen;
Führen Narren das Wort, schweiget der Weisere still.

Der Zuträger.

Wer dir zubringet, nimmt. Wer fremdes Geheime dir zuträgt,
Wisse: der will von dir deine Geheimnisse, Freund.

Schwere des Goldes.

Wer Gold siehet, und wär' er selbst der Gerechtigkeit Wage
Mit dem eisernen Arm, neiget sich nach dem Gewicht.

Trüglicher Weg.

Willt du mit Nachbars Gunst zum Paradiese gelangen,
Findest am Ende du dich sicher zur Hölle geführt.

Königsdienste.

Der Feuranbeter habe hundert Jahr
Dem Gott gedienet, und ihn angefacht;
Ergreift die Flamm' ihn Einen Augenblick,
Vergessen ist sein Dienst — er wird verzehrt.

Geduld.

Dulde, mein Freund, Geduld ist die schönste Zierde der Edeln.
Weißt du? der Freude Thor schließet Ein Schlüssel, Geduld.
Freund, der Geduldigen Thor ist stets geöffnet; es ziehet
Durch dasselbe hinein — wer? der Geduldigen Schaar.
Drücket dich Unfall, stehe beherzt; Geduld ist ein Panzer.
„Aber mein Weg ist beengt.“ Dulde! dort weitet er sich.

Das geduldige Kamel.

Uebereile dich nicht; das laufende Roß überwirft sich,
Und das geduld'ge Kamel kommet im Schritte zum Ziel.

Zu früher Genuß.

Wer seine Saat aufisset im Keim, der nehm' in der Ernte
Statt der Aehren denn auch einzeln mit Stoppeln vorlieb.

Der heilige Wahnsinn.

Einst ließ ein König in Arabien
Sich „Meznu's Liebe zu der Laila“ [1] lesen,
Wie er, ein kluger und beredter Mann,
Sich seiner so vergessen daß er liebend
Der Welt entsagt und lebt in Einsamkeit.

Der König ließ ihn kommen. Meznu sprach:
„O König, sähest du nur meine Laila!“

Der König ließ sie kommen. Laila trat
Vor ihn, ein blasses, hagres Angesicht.
„O,“ rufte Meznu, „sieh, o König, Laila
Mit meinen, nicht mit deinen Augen an!“

[1] Eine sehr berühmte Liebesgeschichte bei den Morgenländern.

Die ihr nimmer geliebt, kennt ihr die Qualen der Liebe?
Da ja keinem der Schmerz ohne die Wunde sich naht.
Gib mir Einen, o Fürst, der selber erfahren was ich litt,
Daß mein Leiden ich ihm Tage nach Tagen vertrau'.
Könnte die Turteltaube mich hören, sie seufzete mit mir;
Aber dem Glücklichen dünkt Leid des Unglücklichen Traum.

Der König wandte sich und sprach gerührt:
„Der Liebe Wahnsinn ist ein heil'ger Wahnsinn."

Wiedervergeltung.

Wer des Gefallenen nicht schonet, der fürchte Vergeltung!
Ihm, dem Gefallenen, reicht keiner den helfenden Arm.

Der kleine Feind.

Wer einen kleinen Feind der Schwäche wegen verachtet,
Lässet den Funken glühn, weil er kein Feuer noch ist.

Das Ungleiche.

Zehn Arme liegen ruhig
Auf Einer Streu beisammen.
Zwei Königen ist immer
Das weitste Reich zu eng.

Veränderung des Orts.

Reise! Verändre den Ort! Des Lebens reifeste Frucht wird
Durch Erfahrung, die dir Sinn und Gedanken erneut.
Siehe das stehende Wasser, und schau die rinnende Quelle;
Jenes modert, und dieß strömet den hellesten Trank.

Bliebe die Sonne des Himmels an Einem Orte, der Perser
  Und der Araber säh' bald mit Verdrusse sie an.
Ginge der Mond nie unter, er brächte Schaden der Erde;
  Flöge der Pfeil nicht ab, nimmer erreicht' er das Ziel.
Gold in der Grube wird wie leere Stoppel geachtet;
  Aloë, wo sie wächst, gleicht dem gemeinesten Holz.

Die Probe.

Der ist nicht vollkommen gut, ihr Brüder,
Der nicht gut seyn kann auch unter Bösen.

Der Mächtige.

Wär's dem Pöbel erlaubt
Daß er betrügt;
Keinem der Edeln ziemt's.

Glauben stellet man zu
Fürstlichem Wort,
Dem man die Treu' gelobt.

Und doch traue dich, Freund,
Selten der Huld
Süßer Versprechungen;

Trau' der lächelnden Stirn,
Traue dem Blick
Gnädiger Augen nicht.

Was der Mächtige will,
Nicht was er spricht
(Schwür' und gelobt' er auch);

Was der Mächtige will,
Merke; du hörst:
„Pflüge den Sand mir hier!"

Der gute Name.

Der ist nicht groß der große Namen schmäht.
Glück, Hoheit, Macht und Reichthum gehn vorüber;
Ein guter Name der Verstorbnen bleibt:
Den ehr' auch du daß man einst deinen ehre.

Der Strom.

Wie ein Strom ist die Begierde,
Unsre Wünsche seine Wellen,
Unvergnüglichkeit das Unthier,
Das in seiner Tiefe ruht.

Wie die Vögel auf den Wellen,
Treiben vorwärts unsre Sinnen;
Sie verachten was sie haben,
Bis das Unthier sie verschlingt.

Und die brünstig tolle Liebe
Ist der Wirbel in dem Strom,
Seine beiden Ufer heißen:
Bittre Reu' und Traurigkeit.

Nur der Mensch von reinem Herzen,
Jeglicher Begier entsagend,
Bleibet sicher stehn am Lande,
Watet sicher durch den Strom.

Die Abkunft.

Kanaan war ein Knecht, und stammte vom göttlichen Noah,
Abram, des Ewigen Freund, der doch von Heiden entsproß.
Also die schöne Rose; sie wächst aus stachlichten Dornen,
Also ein schönes Gemüth, edel in eigner Natur.

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durst nach äußerem Gut, du getäuschter Mensch!
Entzaubere dir Verstand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten,
Nur dieser beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und fass' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Wassertropf' an der Lotosblume,
Unaussprechlich leise gleitet das Leben hinab.
Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der tugendhaften Genossenschaft, in stiller Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling scheiden und kehren zurück.
So spielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil du bist!
Denke, woher du kamest?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schooß?
Bedenk es oft.

Die sieben Meere der Welt, die acht Urberge werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn' und Rudra dauren fort; [1]
Nicht du, nicht ich. Ob dieß und jenes Volk
Fortdaure, ängstet dich das?

[1] Die Elemente der Welt.

In dir, in mir, in jedem Wesen ist Wischnu; [1]
Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubst.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seele,
Und banne den Wahn des Verschiedenseyns hinweg.

Auch deine Neigung setze nie zu fest,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn,
Sey gegen alle gleichgesinnt,
Wenn du erreichen willt des Ewigen Natur.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechte zittert der Bambusstab.
Und noch ist deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausschöpfen willt du mit deiner Scherbe den Ocean?

Grab eines Edeln.

Begraben haben wir bei Merwa jetzt
Der Fremden Vater in der stürm'gen Nacht,
Den Mühlstein jedes Feindes, der mit ihm
Zu kämpfen unternahm.

Begraben haben wir den Mann, an dem
Der Hunger oft erfahren (der das Land
Feindselig drückte), daß er mit ihm rang
Und ihn erwürgte.

Von Ansehn war er dünne wie ein Schwert,
Nur seine Brust und seiner Hüfte Sennen
Sie waren nimmer welk noch matt.

War er bei Ernsten ernst, sein Ernst gefiel;
Und wolltest du's, ergötzte dich sein Scherz.

[1] Die Gottheit, die die Welt erhält.

Du littest Unrecht: er erfreute dich
Als Rächer; zog mit dir wohin du gingst,
Trug willig, was du ihm nur legtest auf.
Besuchten Freunde seine Wohnung, trieb
Er strenge sein Gesind an, daß das Mahl
Bereitet würd', und nahm sie fröhlich auf.

Klage eines Vaters um seinen Sohn.

Fraget ein Mann dereinst von seinem Bruder: „Wer ruht hier?"
O so ströme du Grab, ströme die Thränen ihm zu,
Die ich weinte; der Vater beweint den einzigen Sohn hier.
Klagend rief er: „Warum nahmest, o Gott! du ihn mir?"

Gesetz der Natur.

Der Geborene wird zum Tode geboren! der Himmel
Hat es geordnet so; keiner entgehet dem Schluß.
Moses starb: selbst Moses, der Freund des göttlichen Ausspruchs,
Und so gehen auch wir, einer und alle dahin.
Lebe du rein, o Mensch! der Reine wandelt zum Himmel,
Und dort gilt es ihm gleich, lebt er hier kurz oder lang.

Des Heiligen Grab.

Schreibt mit eisernem Griffel auf diamantenen Felsen,
Grabet den großen Riß tief in das innerste Herz,
Daß in der Grube hier der Weisheit Quelle versiegt ist,
Daß in das Dunkel hier unsere Sonne versank.
Klagt ihr Kinder von Zion und weinet: die heiligen Tafeln
Sind zerbrochen; sie ruhn hier in des Heiligen Gruft.

VI.

Ueber ein morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des spätern Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen —
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Goethe.

Vorrede zur Sakontala.[1]

Längst wußte man daß die gelehrte Kaste der Indier alte dramatische Gedichte besäße; aus dem großen Reichthum ihrer Mythologie und epischen Märchen war solches auch leicht zu vermuthen; eine Blume aber wie die Sakontala erwartete, und zwar beim ersten Funde, wohl niemand. Dem reich- und vielverdienten W. Jones war dieser glückliche Fund beschieden; sein Name wird mit der Sakontala blühen, wenn manche seiner andern Bestrebungen vergessen seyn werden; denn auch darin waltete über dieß indische Drama ein gutes Schicksal, daß W. Jones es nicht, wie er es mit andern Erzählungen und Poesien gemacht, anglisiren, sondern treu darstellen wollte. Wörtlich übersetzte er es zuerst in Latein (und es wäre kein übel angewandtes Papier, wenn man diese wörtliche Uebersetzung öffentlich machen wollte), dann ins Englische treu und einfach.

Ein zweites gutes Schicksal waltete über die Sakontala, da sie zur deutschen Uebersetzung dem gleichfalls vielverdienten und auch wie Jones zu früh dahingegangenen G. Forster in die Hand

[1] Zur zweiten Ausgabe, Frankfurt am Main 1803 bei August Hermann dem Jüngern. Anm. d. Herausg.

kam. Er, beider Sprachen und der Naturgeschichte Indiens kundig, dabei ein Mann von Geschmack und zartem Gefühl, bereicherte seine Uebersetzung mit Erläuterungen, deren das englische Original entbehret; treffende Erläuterungen auch für andre Poesien der Indier, die ohne Kenntniß der Naturgeschichte dortiger Gegend einen großen Theil ihrer Anmuth verlieren. Uns Deutschen wird G. Forsters Name eben auch mit der Sakontala in lieblichem Andenken leben.

Eben deßhalb ist bei dieser Ausgabe an seiner Uebersetzung nichts geändert, auch seinen Erläuterungen nichts hinzugefügt worden. Deutschland hat an ihr viel Freude genossen, und so bleibe sein Kranz unberühret. Die jüngere Generation lerne auch hier von dem Indier immer vertrauter mit dem Geiste der Natur werden, und genieße ferner an dieser Sakontala Freude.

Denn sie verdienet's. Das einfache Märchen des entscheidenden Ringes beut in der größten Mannichfaltigkeit eine Reihe Scenen dar, die von der sanftesten Idyllen-Anmuth im Hain der Einsiedler, zum höchsten Epos eines Paradieses über den Wolken reichen. Mit Blumenketten sind alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst wie ein schönes Gewächs natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehauchet.

Im indischen, nicht europäischen, Geist muß man also auch die Sakontala lesen; die Idyllenscenen z. B. mit der Sanftmuth und Naturliebe dieses Volks, das in einer vom Himmel mit Naturgeschenken so reich ausgestatteten Gegend lebt, und sich derselben erfreuet. Ihm werden Scenen der Natur, der Vertraulichkeit mit Pflanzen und Thieren, endlich der sinnlichen Liebe selbst nicht lang-

weilig. Ihr Blut sprudelt nicht wie das Blut der von Gährung erhitzten Völker. Die Götterverehrung die man dem Könige erweiset, so ganz in indischen Sitten und indischer Denkweise, wird man sich gefallen lassen; nicht nur weil, wie der Theaterdirector beim Eingange zu vernehmen gibt, das Drama ein Hof-Divertissement seyn soll, sondern auch weil eben hieraus, aus dem Vornehmen und Göttlichen der Königswürde, die höchsten Schönheiten des Drama entsprießen; auf einem niedrigern Boden konnten sie nicht entwickelt werden. Dahin gehört der Anstand des Königes im Haine sowohl als im Palast, in der Liebe sowohl als in seinen Geschäften; dahin die Zauberdecke die auf seinen Fehl, die Vergessenheit seines Versprechens gelegt wird; eine höhere Macht hält ihm die Sinne gefangen, ein Fluch hat ihm, jedoch nur auf kurze Zeit, sein Gedächtniß geraubet; und auch diesen Fehl büßet er eben so edel als schmerzlich. Dahin endlich gehört sein Erwachen aus einer Traurigkeit die zu nichts führet, seine Fahrt auf dem Wagen des Donnergottes, seine Belohnung — das Wiederfinden der Sakontala und seines heldenmüthigen Knaben. — Auf der andern Seite, Sakontala, das Kind der Natur, aufgeblüht im reinsten Aether, einem Schutz- und Erziehungsort der Frauen. Wald und Blumen, die geheiligte Einsamkeit sind das umzäunte Paradies, worin diese unbekannte Hochgeborne als eine Blume verborgen und ungestört sich entfaltete, ihre unschuldige Seele gebildet und gepflegt von der Hand der Weisheit ihres Pflegevaters; — und für wen? für den edelsten Mann; Er, der hochverehrte, angebetete König — Sie, die von der ganzen Natur gefeierte weibliche Unschuld und Liebe.

Ich zweifle ob menschlich zartere und zugleich vornehmere Ideen unsres Erdenweltalls können gedacht werden als diese königliche Würde, diese Natur und Liebe, Indiens Heiligthümer. Das Epische in ihnen ist unübertrefflich.

Und zugleich allenthalben das Wunderbare höchst natürlich. Alles ist in der indischen Natur belebt; hier sprechen und fühlen Pflanzen, Bäume, die ganze Schöpfung ist — Erscheinung, des und des Gottes, in dieser und jener Verwandlung. Nah und fern wirken Geister auf Geister; die sie umgebenden, darstellenden Hüllen und Formen sind — Maja, eine liebliche Täuschung. In dieser Vorstellungsart, in der alles sich so leise und zart berühret, kann mit Beibehaltung ewiger Urformen alles aus allem werden. Ein wechselndes Spiel für die Sinne wird das große Drama der Welt; der innere Sinn der es am tiefsten, innigsten genießt, ist Ruhe der Seele, Götterfriede.

Sehr zu wünschen wäre es also wenn mehrere dramatische Stücke der Indier von Kalidas und anderen Dichtern treu übersetzt würden; ja es ist zu verwundern daß, statt anderer weniger nutzbaren Bemühungen, dieß noch nicht geschehen, da W. Jones in seiner Vorrede zur Sakontala, und Fra Paolino da San Bartolomeo in seiner Reise nach Ostindien [1] deren eine Reihe anführen. Begierig schlug ich in W. Jones Werken [2] den Titel auf: „die Jahreszeiten, ein beschreibendes Gedicht von Kalidas;" und fand beim Umschlagen des Blattes nichts als ein Avertissement daß dieß das erste im Sanskrit gedruckte Buch und dieser Ehre werth sey, in jeder Zeile. Lieber hätte ich aus einer Uebersetzung dieß Lob ihm selbst gegeben. So ist wohl auch niemand der sich nicht, aus W. Jones englischen Reimen hinweg, jede indische Erzählung, jeden indischen Hymnus in die einfachste Prose wünschte; denn nach einem Gleichniß aus der Sakontala selbst paßt sich die englische Reimkunst zur indischen Dichtung, wie

[1] Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien, übersetzt von J. R. Forster. Berlin. 1798. B. 2. Cap. 2. S. 375. u. f.

[2] The Works of W. Jones. Vol. VI. p. 431.

zehrendbrennendes Wasser auf die zarte Mallikablume, die es (wie die Engländer die Hindus selbst) sengt und zerstöret. Lieset man die Verzeichnisse indischer Handschriften in W. Jones Werken und in Ouseley's Collectionen, die sich in den Händen sprachgelehrter Britten befinden, und siehet was aus ihnen übersetzt worden, so hat man freilich zu mancher Verwunderung Anlaß.[1] Doch was nicht ist, wird werden. Genug daß diese Geistes- und Gemüthsschätze der friedseligsten Nation unsers Erdballs sammt ihrer Sprache, der kaufmännischsten Nation desselben Balles anvertraut sind; früher oder später werden sie solche doch auch auf Gewinn anlegen. Du legtest solche nicht darauf an, guter William Jones; dein Name, Präsident indischer Literatur, bestehe ewig.

Uebrigens ist Sakontala oder der entscheidende Ring, seiner Abweichungen vom griechischen, französischen und englischen Theatercostüme ungeachtet, ein Drama, wie irgend eins es seyn mag, eine wahre, ja ich möchte sagen die zarteste Schicksalsfabel. Das Leben im Hain und am Hofe sind so treu geschildert, die Charaktere so fest und zart gehalten; unmerklich, und unauflöslich den Sterblichen, wird der Knote zusammengezogen und königlich-göttlich gelöset. Die Sprache ist geschmückt, blumenreich und nie doch übertrieben, das Betragen der Personen und Stände gegen einander, seyen sie Götter oder Menschen, ist so anständig und artig, daß in allem diesem das Stück seines Gleichen suchen dürfte in allen Sprachen, unter allen Nationen. Auch die eingemischten Stimmen

[1] What has been done for Major *Ouseley*, sagt ein Engländer selbst, who to a perfect acquaintance with classical literature unites a knowledge of Hebrew, Syriac, Turkish, Arabic and Persian, which properly encouraged would make his Oriental Collections a fund of elegant and useful information? *Nothing. Jonathan Scott.* Schluß der Vorrede zum Bahar-Danusch, or Garden of Knowledge. Vol. I. 1799.

der Musik, die Züge der Malerei, des Schmuckes, des Scherzes sind eben so original als zierlich; die Begriffe der Religion endlich, zumal in den Wohnungen des Paradieses, sind (wer darf's läugnen?) selbst paradiesisch. Finde Sakontala auch in dieser Ausgabe wie in der ersten viele Freundinnen und Freunde, empfange sie auch bald aus den reichen Schätzen Indiens dramatische Geschwister die ihr gleichen!

Weimar den 2 Mai 1803.

J. G. v. Herder.

Erster Brief.

Sind Sie auch des Glaubens daß kein morgenländisches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe — eine Behauptung der man viele Ursachen unterzulegen wußte — so werden Sie wohl diesem Glauben absagen müssen wenn ich Ihnen ein morgenländisches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein tsinesisches? etwa eine Schwester jenes Waisenkindes das Voltaire in französischer Kleidung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der tsinesischen besten Schauspiele die du Halde anführet, und um die sich von Europa aus niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus diesem Lande. Sakontala heißt mein Drama: ein indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster ins Deutsche so gut übersetzt daß es sich fast besser als das englische Original lieset.[1] Säumen Sie nicht zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeichnung derselben, bei der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Geschlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle; der Wagenführer redet ihn an, und schildert ihn wie ein Grieche den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle

[1] Sakontala oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipzig 1791.

des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht daß man sofort vor dem Gemälde des Orts und der Handlung stehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine Stimme; diese Antilope, o König, hat in unserm Walde ihren Zufluchtsort!“ Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und der Einsiedler ladet ihn ein in diese geweihete Freistätte, in der die Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit, Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wundersamen Ahnung. Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama! Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakontala angekündigt, sondern ihr auch im Gemüth des Lesers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt ihr Schirm seyn muß; denn wenn in diesem Haine das gejagte Reh seine Freistätte findet, wie sollte die eines solchen Schutzes nicht genießen, die als ein Kind des Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl das dieß ganze Stück hindurch, insonderheit in weiblichen Seelen, sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königin dieses Mitgefühles. Liebliche Reden sind's die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine Vorbedeutung ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und liebkosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallikablume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht vorbedeutet, sondern wirksam

eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Sakontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hängt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dieß süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlanständigkeit und einer paradiesischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen! und da es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Nausika Tochter, Tochter einer Nymphe des niedern Himmels sey, so findet er den Wunsch seines Herzens erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrei über die Nähe eines wüthenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne sey es von mir alle Auftritte so zu durchgehen; lesen Sie, und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an, durch alle schüchternen Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit, ja was die Liebe zartes, selbst buhlendes und tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt finden. Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten Weise Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun schlinget sich der Knote. Bei dem Abzuge des Königes erschallen Trauerstimmen, die Freundinnen der Sakontala werden besorgt, wir hören daß ein böser Gast auf sie, unwissend ihr selbst, einen wilden Fluch gelegt habe der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, ist wieder gekommen, er, der wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; lesen Sie wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet, wie er ihren Ab-

schied den Nymphen kund thut und diese antworten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Lesen Sie die Lehren die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt, und nun die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erscheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr Führer, wie der Priester, wie sich der König selbst betragen. Die Katastrophe rückt fort, der Knote wird zusammengezogen. Nach der höchsten Beleidigung die einem unschuldigen Wesen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Qualen der Reue, der Liebe, des endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschildert und ausgedrückt finden. Geben Sie dabei auf jeden Zug Acht; keiner ist müßig, selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann sehen Sie wie aus der tiefsten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum König, zum Gehülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude sich mit Duschmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheinet. Werfen Sie also mein Blatt weg und lesen das Buch, aber nicht europäisch, d. i. um etwa nur den Ausgang zu wissen mit flüchtiger Neugierde, sondern indisch, mit fein aufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Ist es möglich daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können als sofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an

einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben wann er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht, darüber dürfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesem Werke! ein Gesichtskreis über Himmel und Erde. Welch eine eigene Art alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen wüßte. Ueberdem ist die Zeit in welche dieß Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten die darin herrschen sind nicht die heutigen Sitten. Das Band das Götter und Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonderbar geflochten daß wir es, der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darstellen könnten. Führen Sie mir nicht den Macpherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chatterton mit seinem Rowley an — Dinge die keine Vergleichung leiden. Macpherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Rowley des kühnen Jünglings sahe man seinen Ursprung eben so leicht an als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansieht, die uns die englischen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen. Wer aber mit indischer Genauigkeit und bedeutungsvoller Zartheit eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der große Apollo, oder der indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wunderschönheit. Das Fremde selbst ist dem Stück ein Siegel der Aechtheit: „wunderbar, unglaublich sogar, sagte jener Kirchenvater, aber eben deßhalb ist's wahr.“

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Aechtheit des Stücks betrifft, ist nichts glaubwürdiger als die Art wie es zu uns gelanget. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach indischen Schauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sey. Sehen Sie die Rechenschaft an die er von seiner Uebersetzung gibt, „wie er dieß Stück zuerst Wort für Wort ins Lateinische gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins Englische übersetzt, und zuletzt, ohne irgendeinen wesentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, seiner Uebersetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publicum als ein authentisches Bild der alten hinduischen Sitten vollendet habe." Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt, aus andern Uebersetzungen genugsam bekannt; sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus arabischen und persischen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen ist an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der bengalischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die Treue und Aechtheit der mitgetheilten Alterthümer auf eine Art gesorgt wie mir sonst kein Beispiel bekannt ist. Sie dürfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen gibt er Anzeige was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr Jones seine eigenen Nachbildungen

von dem was er wörtlich übersetzte treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die morgenländische Dichtkunst sowohl als in seinen eigenen Gedichten den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf einige indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine politischen Begriffe zog, welches denn auch seine Poesie selbst, die im höchsten Grade englisch ist, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den englischen Schnitt, den sonst diese Nation nie verläugnet? Sie führen die Scene der Fischer die den Ring bringen, und den lustigen Mohawya an, und nennen sie Shakespearisch; aber was ist Shakespearisch? Ist es die Natur selbst, so shakespearisiret diese in Indien sowohl als in England, so daß ich gerade im Gegentheil diese Scenen im höchsten Grade indisch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. F., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen sie bei Griechen, Römern oder Indiern anbringen; sie verstopft den Geist und gibt dem Geschmack zuletzt eine falsche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müssen Sie die anderweit bekannt gemachten urkundlichen Schriften der Indier, oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke.[1] Wenn Sie diesen ungeheuern Vorrath indischer Literatur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen daß ein so bücherreiches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünschen daß statt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. s. man uns mit nützlichern und angenehmern

[1] On the Literature of the Hindous in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq. Die dänischen Missionsberichte und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in einzelnen Datis.

Schriften der Indier, vor allen mit ihren besten Poesien in jeder Art beschenke? Diese machten uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie ich denn gern bekenne aus der einzigen Sakontala mehr wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben als aus allen ihren Upnekats und Bagawadams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern epischen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme (Saitia oder Kawija-Sastra) nicht minder; denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Classe der Sudras gesellen, wenn die Schriften die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind als die ewigen Büßungslehren und Göttergeschichten der Bramanen? Die leichten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr, gewiß ein gültiger Richter; so auch ihr feines System der Musik und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekanntermaßen indischen Ursprungs, und der feine Märchengeist des Volks zeigt sich in seiner Mythologie genugsam. Daneben ist die metaphysische und moralische Speculation bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, so daß, wenn jedes dieser Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Europäer merkwürdig und interessant sey, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern las ich's also daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu, künftigen Uebersetzungen so gut als absagt; ich hoffe aber dennoch daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurückkehren, und, wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Literatur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat. Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassenden Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wissenschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet wo er stehet,

und er könnte auch bei andern Rücksichten seiner edeln Natur entsagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel, so entdecken Sie mir solche unverhohlen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glauben, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nämlich aus Scherz und im Ernst mit Aristoteles Poetik verglichen, und zu bemerken gesucht ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben soll, den Aristoteles recht beherzigt oder Aristoteles auf Kalidas gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr., halte ich eine solche Prüfung nützlich; denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa so gut als völlig ohne den Aristoteles entstanden ist, mithin wir an ihnen unabhängige Punkte der Vergleichung genug haben, so war es mir, weil doch eins dieser Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft mit einander gewesen, sehr angenehm ein in seiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasselbe dem Regelmaß des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freie Punkte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst bloß Local-Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sey?" ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöset worden. Denn ob Lessing gleich seinen Aristoteles gegen die Anmaßungen mehrerer französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen gründlich gerettet hat, so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre dramatische Dichter, z. B. der Engländer und Spanier, noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt daß bei jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher Seite sie auch liege, ansehnlich gewinnen würde. Versuchen wir's also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?" Dieß kann uns nicht hindern, lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten, und gibt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will daß diese Handlung ernsthaft, sodann vollständig sey, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine Größe habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dieß ist bei der Sakontala kein Streit, in ihr ist Handlung, d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck vom Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe, und da Aristoteles selbst sagt daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse, so können wir's dem Dichter Kalidas zutrauen daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei dramatischen Stücken dieß Maß der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. Uns dünkt zu lang was unsern Vorfahren nicht also dünkte; ein mittelmäßiges französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger als das längste Stück von Shakespear; oft wird uns in der Vorstellung lang was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein dramatisches Stück sey ein Ganzes von Anfange bis zu

Ende, belebt in allen seinen Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck; so hat es sein Maß, seine Größe in sich. Sakontala ist ein solches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern die daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grade befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, lässet sie sich Zeit, und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Bewandtniß scheint's mit dem andern Theil der Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen welche dahin gehören; denn wenn dieß Drama durch Mitleiden und Furcht wirken soll — kann es eine zartere und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegnissen fühlen? Aber auch gegen Duschmanta? Hier, m. Fr., verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreißen, sondern gemach entwickeln wollen, denn eben dadurch wird vielleicht der Unterschied des Orients und Griechenlands sichtbar.

Duschmanta hat den Wald und in ihm seine geliebte Sakontala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie auch diesen verlieren. Sakontala weiß von diesem Verhängnisse nichts; Duschmanta eben so wenig; beide leiden also unverschuldet. Glauben wir dieses nun ganz und rein wie es der Dichter will und es wahrscheinlich die Indier glaubten, so hat Duschmanta eben so viel Anrecht an unser Mitleid als Sakontala selbst; und der Dichter hat gewiß nichts versäumt ihm dieses zu erwerben. Aeußerst hat er den König geschont und geehret; das Versprechen Sakontala abzuholen ist nicht vor unsern Augen geschehen, und ehe sie ankommt, erblicken

wir ihn unter den edelsten Beschäftigungen seines königlichen Amtes. Sie steht vor ihm, er kennet sie nicht; durch Macht des Schicksals ist Wald und alles aus seinem Gedächtnisse verschwunden; alle seine Mühe eine Spur davon in seiner Seele aufzufinden ist vergeblich. Selbst da die Götter sie weggerückt haben, schreibt er's der Zauberei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von seiner Seele, und er ist im entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst keine seiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reißen. Der Dichter rechnete darauf daß wir dieß alles, wie er es uns vorstellte, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete darauf nicht. Er will daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln sollte. Die Maschinen des Wunderbaren erlaubt er nur außerhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie werden, denn in ihr müsse jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Aristoteles; der indische Dichter konnte nicht so denken, oder sein Held ward abscheulich; selbst Sakontala konnte sodann, auch nach allen ausgestandenen Qualen der Reue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas also die magische Decke der Vergessenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in diese Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung einzuführen. Nicht nur sind Geister allenthalben mit im Spiele, sondern ehe der König in den Wald tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter Sakontala hangendes böses Schicksal von ihr zu entfernen. Sein Wunsch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt daß aus ihrem Schooß ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens, entspringen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinderniß wie ein höherer Geist hinwegsehend ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß gibt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle, und läßt das Verhängniß

walten. Der Grieche forderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfang bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weßhalb, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sey, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schärfere Gebrauch der Vernunft ist's der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung, nur deßhalb so angenehm, „weil nicht nur die Weltweisen, sondern auch andre Menschen gerne lernen, gern ihre Erkenntniß vermehren." Je zusammenhängender und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama, daher er auch seinem Trauerspiele den philosophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken." Ein so hohes Ziel hatte das indische Drama nicht. „Wozu eine lange Rede?" sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „wenn Sie mit Ihrem Putze fertig sind, Madame, so belieben Sie nur zum Vorschein zu kommen. — Insofern ein erleuchtetes Publicum von unsern theatralischen Talenten Vergnügen empfängt und ausdrückt, insofern und nicht weiter setze ich auf diese Talente einen Werth." Die Schauspielerin gibt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung die fürs Theater gehöret, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschützer aller frohen Künste und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch dieß vom Theaterdirector gedacht

scheinet, so hat es dennoch seine wahre Seite. Vergnügen ist immer der nächste Zweck aller frohen Künste, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unsre Seelenkräfte, so mag man in ihm weder lernen, noch seine Leidenschaften reinigen. Nun hat aber insonderheit das Wunderbare bei jedem Volke sein eigenes Maß als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht entbehren, und Aristoteles selbst hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot gestellet: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen; denn das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopöe gehöret;“ da denn alles zuletzt theils auf die Materie, theils auf die Macht des Dichters, theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama spielet. Was Einem Volke, Einer Zeit unglaublich ist, ist's der andern nicht, bei welcher sodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöhet, ihre Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauschender Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir mit diesem und vielleicht mit mehreren indischen Stücken gewesen zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reiches (des ersten Reiches der Erde in ihrer Meinung), reichet dicht an die Region der Götter, auch die Stammmutter derselben mußte also daher entsprungen seyn, und nur der entscheidende Ring des Schicksals konnte sie beide vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste natürlich.

Wollen Sie mich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desselben sind Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete und Verwünschungen der Einsiedler und Weisen als unwiderrufliche Aussprüche des Schick-

sals.[1] Ja findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirdischen noch nicht so hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe sich zur Umarmung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternenraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Außer ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königs Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, das solltest du nicht thun! Du solltest deinen Vater Kanna erwarten." Oder wenn Sie, zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten ob Ihnen nicht wenigstens

[1] Die Geschichte des Königs Parikschitu, die einen großen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala, ganz darauf gebaut. S. Sammlung asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

in der entsetzlichen Scene, da der König sie ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königin, die rechtmäßige Gemahlin Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten Gestalt dasteht, ob Ihnen nicht, damals wenigstens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstabe der Zeit und der Entfernung, unter Chören lobpreisender Sänger, und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß."

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendete König aus Unwissenheit, ja in der Meinung daß er auf seinem heiligen Sitze sehr rein und edel handle, da er sich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie was Aristoteles von solchen Scenen (Cap. 14) sagt, und Sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein Knote, der Auflösung eines Gottes werth, weil Götter ihn selbst geknüpft haben; Sakontala wird entrückt (wir wissen nicht wohin?), aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ist's der Götter werth daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer Verblendung so lange gelitten hatte, durch sie aus der tiefsten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königs, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit,

gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge, die größeste Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde gewesen, und er stand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem was der König gelitten hat, dünkte mich's also die billigste Strafe daß sein Freund auch etwas leide, und für sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königs, der seinem Freunde beispringt, zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestimmung findet, so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und die darin verflochtenen Charaktere wo es sie findet, und in allen Nüancen: Wald und Hof, Komisches und Tragisches ist in ihm; es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelanget: „wie sich Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben es gehöre? Ist es ein Trauer-, ein Lust- oder ein sogenanntes Mischspiel?" Ich antworte kurz: ein episches Drama.

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Local- und Zeitmäßige der griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir wissen daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstanden sey, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses Chores wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war (widrigenfalls sich beide auf ewig hätten scheiden müssen), so darf niemand Zweifel erregen ob, wo kein griechischer Chor, kein griechischer Markt oder Palast stattfindet, irgendeine der Beschränkungen stattfinden müsse, an welche unter andern Umständen auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der

Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit, von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen Fabel redet dieser nichts weniger als das Wort; die zusammengesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz: sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theaterdichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle europäischen Nationen endlich brachten, ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf seltsame Mißverständnisse, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dieß alles? Weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottesdienstlichen oder republicanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht urtheilvoller, feiner, tiefer als sie es bei den besten Griechen gewesen seyn mochte, aber bedingungsloser und gleichsam un-umschränkter. Daher die Form der alten spanischen und englischen Stücke; daher auch die Form dieses indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweier unvermischter Gattungen, des Trauer- und Lustspiels, zu erhalten. „Nach den Regeln der Kunst," sagt er, „sind Trauerspiele, worin das Glück in Unglück verwandelt wird, die schönsten. Die Fabeln von einer

doppelten Zusammensetzung, die sich durch einen entgegengesetzten Glückswechsel der Tugend- und Lasterhaften enden, sind minder schön, und es ist nur der Schwachheit der Zuschauer zuzuschreiben, wenn man ihnen den ersten Platz zueignet;" denn nicht fürs Trauer-, sondern fürs Lustspiel, meint er, schicke es sich daß die ärgsten Feinde zuletzt als Freunde auseinandergehen. Deßgleichen ist er sehr dagegen daß man das Drama zu einer Epopöe verlängere, oder eine Epopöe mit ihren Episoden auf die Bühne bringe, u. f.

Die Ursache warum Aristoteles so strenge abschloß, erhellet von selbst; denn mit dieser Verlängerung und Vermischung des Drama ging nothwendig die Schärfe seines ganzen Kunstbegriffs verloren. Die verlängerte Senne erschlaffte, das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr so unverwandt auf jene Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Lustspiel aufs Lächerliche ausgehen; es mischten sich viele und vielerlei Empfindungen durcheinander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe philanthropische Mitempfindung oder in jene kalte Passivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der dramatischen Kunst ist. Es wäre viel zu weitläuftig, hier untersuchen zu wollen wiefern dieses bei allen Nationen eingetroffen sey, die statt der Trauer- und Lustspiele Märchen, Gemälde des bürgerlichen Lebens oder Abenteuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volke ganz fremd. Welchen Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die Zeit entscheiden; genug daß dieß erste Stück das wir von ihnen kennen, ob es gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen

Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst gränzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlingt sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks einiges zu sagen. Jene sind, nach indischer Art, nicht scharf, aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grade idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles was eine indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttin Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn." Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottes-Gedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinzlich geschildert: flos juventutis in principe, princeps juventutis. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührend schön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büßungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichtes mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag

die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte! [1]

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur jenes Klima mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechenland scheinet arm dagegen, noch mehr sind's die nordischen Länder. Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen, aber sie ertönen nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Die Indier haben also auch das gekannt was Aristoteles den gewürzten Ausdruck (λόγον ἡδυσμένον) des Drama nennt, wozu bei den Griechen Rhythmus, Harmonie, Gesang gehörte; denn wie sehr dieß Drama im Ausdruck gewürzt sey, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja fast länger als Aristoteles Poetik selbst ist. Hielten Sie es auch nicht, m. Fr., in mehreren Rücksichten beinahe nothwendig daß Sakontala nicht das einzige übersetzte indische Schauspiel bleibe? Haben Sie eine Stimme die so weit gelangt, so wenden Sie das Beste an das Sie vermögen. —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bei, die sich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indessen belebet sie doch alle der Geist Eines Klima.

[1] Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte als: „Nelens Sohn war Duschtanden. Auf der Jagd beschlief dieser die Sugundelei; sie brachte den Sorüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassatani für den Seinigen erkannt. Dieses Kind hieß Baraden, und von ihm stammt eure Familie ab." (Sugen nämlich spricht zum Könige Parikschitu). „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer; er unterwarf sich alle Könige der Welt." Dieß ist das Kind das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielet.

Kama's Erscheinung.[1]

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem rings alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.
Sey mir gegrüßet, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengestalt wie die glänzende Sambagomblume
Seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei-Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
Thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
Hatte schaffend sich der Gott geübet,
Und aus aller Herzensfeßlerinnen
Feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattin,
Legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.

[1] Kama, der Gott der Liebe.

Da erhoben sich der Wollust Hügel,
Rund, wie Wilwamfrüchte, leise wallend,
Wie der Ton der seufzendsüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,
Auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
Barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Das Buch der gerechten Mitte,

und

Exempel der Tage.

Sinesisch.

Aus der Adrastea.

Das Buch der gerechten Mitte, Tshong Yong genannt.[1]

Was vom Himmel hinab dem Herzen angeformt ist, heißt die vernünftige Natur; was dieser Natur gemäß ist, heißt Regel; die Herstellung dieser Regel heißt Erziehung.

Sie darf keinen Augenblick mangeln; könnte sie mangeln, wäre sie nicht Regel. Ein Weiser also merkt und wacht auch auf das was nicht gesehen wird; er fürchtet und scheut auch das was man nicht höret.

Denn eben das Geheime und Feine ist tief versteckt; der vollkommene Mann spähet ihm nach im Innersten seiner.

Furcht und Zorn, Traurigkeit und Freude, ehe sie aufschießen, gewähren einen Zustand der Ruhe, den man die Mitte nennt; aufgeschossen im rechten Maß, gemäß der Regel, heißen sie Eintracht. Mitte ist das große Fundament der Welt; Eintracht ist die Regel des Weltalls. Aus beiden entspringt der Bestand der Welt, aller Dinge Fortpflanzung.

Confucius spricht: der Vollkommene hält die Mitte; der Missethäter beleidigt sie. Jener hat und hält sie, weil er vollkommen ist, dieser beleidigt sie aus Frevel.

[1] Confucius Neffe hat es zusammengeordnet. Drei Uebersetzungen sind bei dieser Probe, die der Anfang des Buches ist, gebraucht worden, des P Intorcetta in den Relations de divers voyages, Par. 1672 T. IV. mit dem Commentar darüber in dem Confucius Sinar. Philosophus, Par. 1687, wo dieß Buch der zweite Theil der Scientiae Sinicae magnae ist, und die umschreibende Uebersetzung in den Mémoires concernant l'histoire des Chinois T. I. p. 459. Der Name des Buches heißt: Le juste milieu, oder Medium constanter tenendum. Gleichsam eine Sinesische Adrastea.

Confucius spricht: wie erhaben ist diese Mitte! Von längsther trafen und hielten wenige sie.

Warum treffen und halten so wenige diesen Weg? Die Rohen erreichen ihn nicht; die Klüglinge streben über die Mitte hinaus. Beide bleiben der Vollkommenheit fern: jene, weil sie die Regel nicht erreichen; diese, weil sie über sie hinaus sind.

Alle Menschen essen und trinken; wenige schmecken. Wie zu beklagen ist's daß man die Mitte nicht kennet und hält!

Confucius spricht: Xua, der Kaìser, wie klug war er! Er fragte die Seinigen um Rath, prüfte auch die gewöhnlichen Antworten; zu bösen Rathschlägen schwieg er, die guten lobte er, und wählte zwischen beiden äußersten, sein Volk zu regieren, die Mitte, das Beste. Dadurch ward er eben Xua, der Kaiser.

Confucius spricht: Jedermann sagt: „Ich bin klug!" Sobald Leidenschaft ihn antreibt, geräth er in tausend Netze und Stricke; er fällt in die Grube, und weiß nicht hinaus. Jedermann sagt: „Ich bin klug!" und wenn er von ungefähr die Mitte trifft, weiß er sie kaum Einen Monat zu halten. Hoei, mein Schüler, der war ein Mann! Hatte er irgendeine Tugend erreicht, er hielt sie fest, schloß sie in sich und ließ nie von ihr. Er hielt die Mitte.

Confucius spricht: Man kann Königreiche friedlich und glorreich regieren, Ehren und Gewinn ausschlagen, auf nackten Schwertern einhergehen, und doch noch fern von der Mitte seyn, fern von der Stärke sie fest zu halten.

Was ist Stärke? fragte Xu-lu, Confucius Schüler. Confucius sprach: Fragst du nach Stärke der Nord- oder Südländer? oder was für euch Stärke sey? Die Südländer setzen sie in Gelindigkeit und Sanftmuth. Sanft mit andern umgehen, auch die Widerspänstigen nie zu hart strafen, dieß ist ihnen Stärke, an der ihre Weisen halten. Die Nordländer setzen sie in Härte und Strenge. Auf Lanzen und Panzern schlafen, furchtlos sterben ist ihnen Stärke;

an der halten ihre Tapfern. Der Vollkommene bequemt sich andern, und wird doch nie weich; mitten unter Gekrümmten stehet er aufrecht; o was gehört dazu für Stärke! Wenn im Reiche Tugend und Gesetze gelten, nie stolz zu seyn; werden sie verachtet, sie nie zu verläugnen, selbst nicht mit Todesgefahr, o was gehört dazu für Kraft!

Confucius spricht: Verborgenes erforschen, wunderwürdiges unternehmen, daß es die Nachwelt preise, ist mein Werk nicht. Der Rechtschaffene tritt den Weg an und verfolgt ihn; auf ihm stehen bleiben und ablassen, mag er nicht. Der Rechtschaffene hält sich am Regelmaß der Mitte. Die Welt fliehen, weder gesehen noch erkannt werden und es nicht merken, dieß vermag der Heilige nur.

Die Regel der Vollkommenen ist weit und zart. Männer und Weiber können sie wissen, und doch noch ihre feinste Schärfe nicht kennen. Der Heilige selbst wird finden was er nicht weiß, was er nicht thut.

Weisheit, wie glänzest du in Himmel und Erde! Noch will der Mensch dich verkennen, und murrt über deine Gaben. So erkenne er dich dann mindestens in den erwählten Seelen die du bewohnest. Die Welt ist zu klein für ihre Tugend, die Bosheit der Welt zu schwach gegen dieselbe.

Der Adler schwingt sich in die Wolken; der Delphin stürzt sich in die Tiefe des Meeres, so der Heilige. Er erhebe oder lasse sich nieder, so glänzt an ihm seine Tugend; er schreitet zum Ziele. Wie viel Schritte gehören dazu in den gemeinsten Pflichten! Von Kraft zu Kraft, von Tugend zu Tugend steigend, kommt man zum Gipfel.

Erforsche den Menschen im Menschen; jede Kenntniß die nicht aus ihm kommt, gehört nicht für ihn. Vom Walde selbst, spricht der Dichter, nahm der Forstmann den Stiel zur Axt die den Wald fällen sollte; vom Menschen lernt der Weise wie er Menschen leite und bessere.

Fragt euer eigen Herz; beurtheilt nach euch andre. Die erste Regel der Weisheit ist: andern nie zu thun was wir nicht wollten daß sie uns thäten.

Wie weit bin ich noch davon entfernt, sprach Kieu. Ich fordre mehr von meinen Kindern als ich meinen Eltern thue, mehr von meinen Untergebenen als ich meinen Obern leiste; ich erweise meinen ältern Brüdern nicht was ich von meinen jüngern Brüdern erwarte; meine Freunde sind in meinem Herzen nicht das was ich in dem ihrigen zu seyn wünsche. Glücklich ist der der gerechter und treuer ist als ich; tausendmal glücklich, der es an jedem Tage in Thaten, jeden Augenblick im Wort ist! Dessen Worte der That, dessen Thaten den Worten entsprechen, der, wenn ihm diese zu Gebot stehen, sie nie aus vollem Munde schüttet, und wenn ihm an jenen etwas fehlet, sich Gewalt anzuthun das Herz hat — ein solcher Mann, stehet er nicht fest und sicher?

Der Vollkommene lebt seinem Stande gemäß und wünscht keinen andern. Reich und geehrt, arm und verachtet, ein Verbannter, ein Bedrückter wird er seinem Stande gemäß sich würdig betragen, überall zufrieden mit seinem Schicksal. Reich und geehrt, behandelt er die Untern nie unfreundlich; arm und niedrig, schmeichelt er den Obern nie. Vervollkommnend sich selbst, sucht er nie die Schuld seiner Unfälle in andern, und ist daher nie unwillig, nie unzufrieden. Aufwärts klagt er nicht über den Himmel; drunten beschuldigt er Menschen nicht. In Ebenen weilt er, erwartend des Himmels Anordnung; indeß der Unverständige Willkür verlangt und gefährliche Wege wählt.

Confucius spricht: Dem Schützen gleicht der vollkommene Mann; wenn er nicht traf, sucht er den Fehl in sich, in seinem Gewehr, in seiner Kunst, in sich.

Die nach Vollkommenem streben beginnen einen langen Weg; aber vom Nächsten fangen sie an. Zum Höchsten streben sie hinauf, aber vom Nächsten. Erkennt der Pöbel das Nächste?

Die Ode singt:

Nicht lieblicher tönt die Harmonie der Laute,
Als der **Gattin** Sinn, die Eintracht liebt.
Wo **Brüder** mit einander friedlich wohnen,
Da wächst die Freude des Hauses. Seliges Haus,
Wo deine Gattin sich an **Söhnen** und **Töchtern**
Und **Enkeln** erfreut, da freun sich **Vater** und **Mutter**
Harmonisch glücklich im spätsten Alter noch.

Exempel der Tage. [1]

1.

Das größeste Uebel des Staats: die Ratte in der Bildsäule.

Hoan-Kong fragte einst seinen Minister, den Koang-Tschong, wofür man sich wohl in einem Staat am meisten fürchten müsse? Koang-Tschong antwortete: „Prinz, nach meiner Einsicht hat man nichts mehr zu fürchten als was man nennet: die Ratte in der Bildsäule."

Hoan-Kong verstand diese Vergleichung nicht; Koang-Tschong erklärte sie ihm also:

„Ihr wisset, Prinz, daß man an vielen Orten dem Geiste des Orts Bildsäulen aufzurichten pflegt; diese hölzernen Statuen sind inwendig hohl und von außen bemalet. Eine Ratte hatte sich in eine hineingearbeitet, und man wußte nicht wie man sie verjagen sollte. Feuer dabei zu gebrauchen getrauete man sich nicht, aus Furcht daß solches das Holz der Statue angreife; die Bildsäule ins Wasser zu setzen getrauete man sich auch nicht, aus Furcht man möchte die Farben an ihr auslöschen. Und so bedeckte und beschützte die Ehrerbietung die man vor der Bildsäule hatte, die — Ratte."

„„Und wer sind diese Ratten im Staat?"" fragte Hoan-Kong. „Leute," sprach der Minister, „die weder Verdienst noch Tugend haben, und gleichwohl die Gunst des Fürsten genießen.

[1] So nennen die Sinesen ihre Staats- und Sitten-Erzählungen, die oft voll lehrenden Witzes und Scharfsinns sind.

Sie verderben alles; man siehet es, und seufzet darüber; man weiß aber nicht wie man sie angreifen, wie man ihnen beikommen soll. Sie sind die Ratten in der Bildsäule."

2.

Das Pferd und der König.

Kin-Tsong, der König von Tsi, hatte ein schönes Pferd welches er besonders liebte. Durch ein Versehen des Stallknechts starb das Pferd; der König ward darüber so zornig daß er eine Lanze ergriff den Knecht damit zu durchbohren.

Glücklicherweise war Yan-Tse gegenwärtig, der ihm also zusprach: „Prinz! bald wäre dieser Mensch des Todes gewesen, ohne von der Größe seines Verbrechens überzeugt zu seyn."

„Ueberzeuge ihn also", sprach Kin-Tsong.

Darauf ergriff Yan-Tse die Lanze, wendete sich zum Verbrecher und sprach:

„Kind des Unglücks! siehe das sind deine Verbrechen; höre sie sorgsam. Zuerst bist du Schuld am Tode des Pferdes, dessen Verpflegung dir der König aufgetragen hatte. Du mußt also sterben. Fürs andre bist du Schuld daß der König, mein Herr, wegen des verstorbenen Pferdes sich so entrüstet hat daß er selbst Hand an dich legen wollte. Siehe das ist ein neues Verbrechen, größer als das vorige. Endlich muß es das ganze Land mit allen umliegenden Gegenden erfahren daß der König, mein Herr, um eines Pferdes willen einen Menschen getödtet hat; dadurch verliert er seinen guten Namen. Siehe, du Unglückssohn! das ist dein größtes Verbrechen: so viel andre Dinge ziehet es nach sich! Erkennest du es?"

„O laß ihn gehen!" rief der König. „Um seinetwillen will ich meinen guten Namen nicht verlieren. Ihm sey vergeben."

3.

Der Verzweifelnde.

Als Kung-Tsee (Confucius) in seiner frohesten Jugend, begleitet von einer Menge junger Lehrlinge, an die Gränzen des Reichs Tsi, wohin er ehrenvoll eingeladen war, gelangte, hörte er die Stimme eines Verzweifelnden, der, unter einem Baume sitzend, sich selbst entleiben wollte. Er stieg hinab vom Wagen und redete ihn freundlich an. „Sohn des Unglücks," sprach er, „entdecke mir was dich quälet; vielleicht kann ich dir helfen. Ohne Zweifel erlittest du viel Gram." —

„Viel Gram," antwortete der Verzweifelnde, und sah ihn zuerst stumm an. „Deinem Mitleid will ich ihn erzählen, und dann — sterben."

„Von meiner Jugend an studirte ich; dann wollte ich reisen. Ich reisete, verließ mein väterliches Haus, irrete alle Königreiche zwischen den vier Meeren durch, kam zurück, da starb mein Vater, da starb meine Mutter, für die ich nichts gethan hatte. — Erster Gram."

„Auf meinen Reisen hatte ich gesucht Weisheit zu erlangen, Menschen erkennen zu lernen. Ich glaubte, ich wäre so weit mich und andre zu führen. Als die Zeit der Trauer vorbei war, reisete ich, bot dem Könige von Tsi meine Dienste an, und er verschmähete sie; er wollte mich sogar nicht anhören. — Zweiter Gram."

„Ich hatte Freunde in meinem Vaterlande und in der Fremde; ich glaubte daß ich mich auf sie verlassen könnte. Verschmäht vom Könige, wandte ich mich zu ihnen, und fand bei ihnen statt mitleidender Freundschaft Gleichgültigkeit und Verachtung. — Dritter Gram."

„Endlich der grausamste von allen. Ich hatte einen Sohn, die erste Frucht meiner jugendlichen Ehe; und dieser Sohn, statt seine

kindlichen Pflichten gegen mich zu erfüllen, irrt in der Welt umher, spricht daß er weder Vater noch Mutter habe.“ —

„Das alles stellte sich meiner Seele in letzter Nacht so schwarz dar. Wie? sprach ich zu mir, du wolltest ein Weiser seyn und andre zur Weisheit führen; du glaubtest dich über die Pflichten gemeiner Menschen erhoben, und warst weder ein guter Sohn, noch ein guter Unterthan; denn du hast nichts gethan, weder für deine Eltern, noch für deinen Fürsten, noch für dein Vaterland, noch für die Gesellschaft. Kein guter Vater warst du sogar, da du die Erziehung deines Sohnes vernachlässigtest, und ihn zum schlechten Menschen machtest. — Dieß alles sagte ich mir, haßte mein Leben, und begab mich an diesen einsamen Ort. Laß mich sterben.“

„Freund,“ sprach Kung-Tsee, „nicht also. Das größeste Uebel des Lebens ist am Leben zu verzweifeln; der Schaden ersetzt sich nie. Vom ersten Fußtritt an in dein Leben hast du dich verirret; du wolltest ein Weiser werden, ehe du ein Mensch warst. Die nächsten Pflichten um dich mußtest du erfüllen, ehe du in die entfernteren tratest; daher alle dein Unglück.“

„Indeß, mein Freund, halte nicht alles verloren. Ein heiliger Spruch ist allen Lebenden in die Brust geschrieben, und hat sich durch alle Jahrhunderte bewähret; an ihn glaube! „So lange man lebt, muß man an nichts verzweifeln!“ Auf, Freund! Traurigkeit verwandelt sich in Freude. Kehre zurück ins Leben, und kenne von jetzt an seinen Werth. Nutze jeden Augenblick desselben, und du wirst, belehrt durch deine eigenen Fehler, weise und glücklich werden.“

Gerührt wandte sich Kung-Tsee zu seinem Heere junger Schüler die alle Weise werden wollten, und sprach: „Lernt an fremdem Unglück.“

Er stieg in seinen Wagen, und bald sahe man die Zahl seiner Schüler um dreizehn vermindert. Sie entfernten sich still, und gingen

hin Menschen zu werden, ehe sie Weise und ehe sie Gelehrte wurden. Auch der Verzweifelnde ermannte sich, und kostete, neuverjüngt, den erquickenden Trank des Lebens.

4.

Der Drache und der Strom.

Als Kung-Tsee sich im Reiche der Tscheus aufhielt, besuchte er den berühmten Stifter der Secte Tao, den Philosophen Lao-Kium. Auf einem Ruhebett empfing ihn dieser, und bewegte sich kaum als Kung-Tsee mit einigen seiner Schüler vor ihn trat. „Ich habe von Euch sprechen hören," redete er Kung-Tsee an: „man sagt daß Ihr die Maximen der alten Könige, Weisen und Gesetzgeber den Menschen unserer Zeit einprägen wollt, und Euch deßhalb viel Mühe gebet. Nutzlose Mühe! Menschen ins Leben zurückzurufen, die nicht mehr sind. Der Weise bekümmert sich um sich selbst, und um die Zeit worin er lebet. Ist diese ihm günstig, so nutzet er sie; wo nicht, so ziehet er sich in die Stille, und läßt die Welt gehen wie sie geht. Wer einen Schatz hat, theilt ihn nicht jedermann mit; er bewahrt und nutzt ihn für sich selbst. Mache es auch also, junger Mann; so handelst du weise. Jetzt, scheinet es, bist du anmaßend. Was sollen uns die Muster der Alten?"

So fuhr Lao-Kium fort; Kung-Tsee hörte aufmerksam zu, und als er sich wegbegeben, sprach er zu seinen Begleitern, die ihn um sein Urtheil vom Weltweisen Lao-Kium fragten: „Gesehen habe ich den Lao-Kium, kenne ihn aber ebensowenig als — den Drachen.[1] Der Fisch, weiß ich, schwimmt; das Thier der Erde geht oder kriecht; die Vögel fliegen; was der Drache thut, weiß ich

[1] Der Drache ist das Sinnbild der höchsten Weisheit und Macht im Kaiserthum Sina.

nicht. Auch wie man Thiere, Fische, Vögel fängt, weiß ich etwa; aber wie man den Drachen fängt, habe ich nie noch erforschet." —

So sprach er, und kam an einen Strom, vor dem er wie andächtig stille stand. „Seht, sprach er, die rinnenden Wellen! Sie rinnen Tag und Nacht, bis sie sich alle im großen Weltmeer vereinen. So wir. Von Yao und Schuns Zeiten kam die Lehre der Weisheit zu uns herab; lasset uns andern sie geben, damit diese auf ihre Nachkommen sie fortpflanzen bis ans Ende der Zeiten. Wir haben empfangen, wir wollen geben, und uns nicht zu den Weisen zählen die für sich allein da sind. Das wenige das wir mittheilen können an Wissenschaft und Tugend, wird uns nicht arm, sondern in andern reich machen. Menschen und Zeiten sind für einander; der fabelhafte Drache lebe für sich allein. Denkt daran, Freunde! Wir sind die Wellen im Strome der Zeiten."

5.

Der Vogelsteller.

Auf einem Spaziergange kam Kung-Tsee mit seinen Schülern an einen Vogelherd; sie sahen dem Vogelsteller zu wie er die im Netze gefangenen Vögel in Käfige vertheilte. Es waren junge Vögel; ängstlich suchten sie ihre Freiheit, aber vergeblich.

„Ich sehe lauter junge Gefangene, sprach Kung-Tsee zum Vogelsteller; wo sind die Alten?"

„Die Alten? sprach dieser, die sind zu klug und mißtrauisch als daß sie sich fangen ließen. Nach allen Seiten blicken sie umher und nahen keinem Netz, keinem Käfige. Die jungen die sich zu ihnen halten machen es wie sie, und entgehen jeder Gefahr. Nur die vorwitzigen, die sich von ihnen trennen, fängt man, und einige alte etwa die den jungen nachfliegen."

Kung-Tsee sah seine Schüler an. „Habt ihr gehört was dieser Mann sagt? Wie bei den Vögeln, so bei den Menschen. Anmaßende Kühnheit, ungemessenes Zutrauen auf sich, Stolz auf die kleine Wissenschaft, auf das wenige Verdienst was sie erlangt hat, treibt unvorsichtig die Jugend ins Verderben. Sie versteht alles, sie ist über nichts verlegen. Keinen Aelteren darf sie zu Rath ziehen, da sie alles besser weiß als die Alten. So fliegt sie ihren eignen Weg ins erste beste Netz das sie auffängt."

„Einige Alte bewundern die aufsprühenden Funken der Jugend, vertrauen sich ihr, folgen ihr sogar, reden und handeln wie sie, und finden am Ende sich mit ihr in Einem Netze gefangen; das thörichte Alter neben der thörichten Jugend. Denkt, meine Freunde, an das was der Vogelsteller sagte."

6.

Die Klagende.

Mit zwei oder drei seiner Schüler reisete Kung-Tsee durch das Gebirge Tay-Tschan. Sie hörten eine klagende Stimme in den Gebirgen; sogleich ward Tsee-Kung gesandt sich um die Ursache des Jammers zu erkundigen. Er kam zurück mit der Antwort:

„Es ist die Stimme einer Unglücklichen. Ich bin, sprach sie, ein Weib die der Schmerz verzehrt. Drei geliebte Personen habe ich in dieser Wüste verloren, meinen Schwiegervater, meinen Gemahl und meinen Sohn; alle drei zerfleischte hier ein Tiger."

„Und du wagest dich hieher?" sprach ich zu ihr. „Fürchtest du nicht auch daß dich der Tiger verzehre? Warum an einem so gefährlichen Orte wohnen, in den Gebirgen? Wähle dir einen andern."

„Das geschieht nie," antwortete sie. „Im Flecken wo ich wohne herrscht Freundschaft und Erbarmen; man stehet einander bei, man hilft sich und genießt Friede. In der Ebene, habe ich gehört, sind

die Menschen feindselig auf einander und böse; in den Gebirgen hier lebt man einträchtig und glücklich. Ach! lieber in die Klauen des Tigers fallen als in die Hände und Zähne böser Menschen! Ich kam hieher den Tod der Meinigen zu beweinen, meinem Schmerz Luft zu schaffen und meinen Thränen. Laß mich fortweinen! Es ist Schmerz was aus mir klagt; kein Murren, keine Beschwerde gegen den Himmel." Sie wandte sich von mir, und dort — seufzet sie noch.

Gerührt saß Kung-Tsee in seinem Wagen, unbeweglich. „Die Unglückliche," sprach er endlich, „sollte allen Unglücklichen ein Muster seyn, zu klagen ohne sich zu beklagen, durch Thränen sich Linderung zu verschaffen, nicht murrend sich zu empören. Sie hat sich den Gesetzen des Himmels unterworfen, und sagt uns über Tiger und Menschen eine traurige Wahrheit. Aber sie spricht auch von guten Menschen in diesen Gebirgen; wohlan, Freunde! wir wollen sie besuchen, uns ihrer freuen, und uns über die Menschen in der Ebene trösten." So fuhr er weiter.

7.
Die Katze und die Maus.

Als Kung-Tsee einst von seinem Nachmittagsschlummer erwachte, nahm er, seiner Gewohnheit nach, das Instrument Kin sogleich zur Hand, griff aber auf ihm so leise, schwache, und wie es seinen Schülern vorkam, traurige Töne, daß diese, die im Vorzimmer waren, ihn für krank oder mißmuthig hielten. Bestürzt trat Tseng-Tsee zu ihm und entdeckte ihm seiner Freunde Besorgniß.

„Ich danke euch für eure Theilnehmung an meinem Befinden," sprach Kung-Tsee, „und eben so für die Aufmerksamkeit die ihr auf die Töne der Musik wendet. Sie sind nicht leer verhallende Luft-

hauche die einige Augenblicke dem Ohre schmeicheln, sodann aber ohne Spur verschwinden; Griffel sind sie, die der Seele eingraben was durch sie gesagt werden sollte. Aber beruhigt euch. Meine Töne waren nur schwach, nicht traurig. Eben sah ich, als ich erwachte, die Katze und eine Maus in gegenseitiger Aufmerksamkeit auf einander. Den Ausgang dieser Aufmerksamkeit wollte ich erwarten, und beide Parteien darin nicht stören: darum griff ich die Töne so leise."

„Nicht wahr, meine Freunde, ihr würdet nie auf diese Ursache gekommen seyn, wenn ihr mich nicht gefragt hättet? Ihr hättet mir vielleicht gar eine wichtige Materie, eine schwere Aufgabe Schuld gegeben, die mein Inneres beschäftigte? So geht es bei tausend Vermuthungen im Laufe des Lebens. Trauet ihnen nie blind, schreibt keiner Zerstreuung, keiner gedankenvollen Miene zu viel zu, die vielleicht auch nur an die Katze und Maus denket. In allen Vermuthungen aber die euch, vielleicht vergebens, ängstigen, grübelt nicht für euch selbst, sondern, wo es seyn darf, fraget."

8.
Der Eimer.

Auf dem großen Platz worauf uralters der Kaiser der Tscheus mit seinen Großen über die Wohlfahrt des Reichs rathschlagete, war in der Mitte ein Brunn, und neben dem Thron stand ein Eimer. Als Kung-Tsee diesen alten Reichspalast durchging, fragte er den Mandarin, der ihm seine Denkwürdigkeiten erklären sollte, um die Bedeutung des Eimers. „Der Eimer heißt Y," sprach der unwissend-stolze Mandarin, „d. i. Werkzeug der Verzeihung. Verzeihen soll der Sohn des Himmels, der Kaiser; dieß ist seine erste Tugend."

Kung-Tsee, lächelnd über die Auslegung sowohl als über die Staats- und Sittenlehre, trat zum Brunnen mit dem Eimer. Sanft ließ er ihn hinab, und da der von Binsen geflochtene Eimer leicht war, schwamm er auf der Oberfläche des Wassers, kein Tropfe kam in ihn. „Leeret ihn aus!" sprach Kung-Tsee zu den Nächsten die um ihn standen. „Ausleeren?" sagten diese; „er ist leer!" —

„Also," fuhr Kung-Tsee fort, „muß man es auf eine andre Art angreifen, wenn man in diesem Gefäß Wasser aus dem Brunnen haben will." Mit Macht ließ er ihn von der Höhe hinab in den Brunnen werfen. Der Eimer füllte sich und ging unter. „Wo ist er? sprach Kung-Tsee, und sah in die Tiefe als ob er ihn mit den Augen suchte. „Vergebens suchst du ihn," rief man ihm zu; „der Brunn ist tief, er liegt am dunkeln Boden."

Da zog Kung-Tsee den binsenen Eimer empor, leerte ihn und sprach: „Jetzt will ich die wahre Art zeigen diesen Eimer zu füllen und zu gebrauchen." Langsam doch kräftig ließ er ihn am Seil, woran er hing, nieder; im Gleichgewicht schwebte der Eimer halb über, halb unter dem Wasser, und füllete sich zur Hälfte. „Seht," sprach er zu den Umstehenden, „das Bild einer guten Regierung und überhaupt des Glücks in allen Dingen. Ein Fürst der die Geschäfte zu weich angreift, bringt keines zu Stande; eine Obrigkeit, ein Hausvater der seine Untergebenen nach Belieben schalten und walten läßt — sie sind der obenhin schwimmende Eimer, in dem kein Tropfe Wassers war."

„Dagegen — übereilt und übertreibt man alle Geschäfte, handelt man leidenschaftlich, im Zorn oder in andern Affecten, so wirkt man freilich mächtig, gewiß aber auch verderblich. Das war der Eimer den man hoch hinab mit aller Gewalt in den Brunnen stieß; er füllte sich gleich, ging aber auch unter. Man sah nicht mehr wo er war."

„Ein Regent, eine Obrigkeit, ein Hausvater, jeder Mensch endlich der auf seinem Platz zu stehen weiß, und ihn würdig ausfüllt; nie zu gelinde, nie zu strenge, nachgebend und kräftig, fordernd das was ihm gebührt auf die leichteste Weise — er ist der halbgefüllte Eimer, im Gleichgewicht schwebend. Er schwamm nicht unnütz über den Wellen, noch sank er überfüllt zur Tiefe hinunter. Dieß ist der Sinn des binsenen Eimers am Thron. Uralters that man bei jeder Thronbesteigung vor dem neuen Monarchen was ich jetzt gethan habe, und zeigte ihm damit das einzige Mittel sein Reich glücklich und wohl zu regieren — die Mitte, das Maß. Ich habe nur einen alten Gebrauch ausgelegt; nutze ihn jeder nach seiner Weise."

Bescheiden trat er zurück; der Mandarin schämte sich; die Umstehenden gaben ihm Beifall. Er selbst nutzte diese Erfahrung, bauete seine Sitten- und Staatslehre darauf; er schrieb sein Buch Tschong-Yong, die rechte Mitte. Gleichschwebend senkte er den binsenen Eimer in den Brunnen der Weisheit.

9.

Die veränderte Zeit.

Als Kung-Tsee (Confucius) seine Staatsbedienung im Königreich Lu niedergelegt hatte, und, um anderswo nützlich zu werden, durch mehrere Provinzen zog, begegnete ihm im Königreiche Tsu ein Einwohner desselben, Cie-Yu. Um Staatsbedienungen zu entgehen, stellte dieser sich schwach; so ging er neben dem Wagen des Kung-Tsee und sang:

„Adler! Adler! wohin ist dein scharfer Blick?
Da das Reich einst blühete, sah man dich;
Du verschwandst als seine Größe sank,
Und unterschiedst die Zeiten.

Anjetzt, zu welcher Zeit,
Zu welchen Sitten erscheinest du?
Das Vergangene ruft niemand zurück;
Doch in die Zukunft kann man schaun,
Und sie durch Vorsicht ändern.

Adler, fleuch!
Wer jetzt am Ruder steht,
Darf weder seiner Würde Glanz behaupten,
Noch ist sein Name sicher, sein Glück und sein Leben selbst."

Confucius stieg vom Wagen, wollte ihn sprechen; er war aber im Gedränge verschwunden.

*

Er reisete weiter, aus dem Königreiche Tsu ins Königreich Tsai, und kam an einen Strom. In einiger Ferne sah er zwei Feldarbeiter; zu denen schickte er seinen Schüler Tsu-lu, um sich nach einer Furt durch den Strom zu erkundigen. Scham-Tsu (so hieß der eine) fragte: „wer der Mann im Wagen sey?" und als er Kung-Tsee nennen hörte, sprach er: „Der fragt mich? Hat er den Fluß nicht schon genug hin und her erprobet?" Er trieb seine Ochsen an und zeigte ihm die Furt nicht.

Tsu-lu ging zum andern. Kie-Nie (so hieß er), als er den Namen Kung-Tsee hörte, hielt er den Pflug still und sprach zu Tsu-lu: „Freund, wenn ich unsre Zeiten und Sitten betrachte, so dünken sie mir ein herabstürzender Strom, den niemand hemmen mag; je tiefer hinab, desto reißender wird er und stärker. Euer Lehrer reist hin und her Staatsübeln zu steuern, statt der Verwirrung Ordnung herbeizuführen und eine gute Regierung; vergebens mühet er sich. Die Zeiten werden ärger und ärger. Und ihr, was ziehet ihr mit ihm? Thätet ihr nicht besser zu mir zu kommen, der ich mich Ehren und Würden entzog, und hier mein Feld pflüge?" Er trieb seine Ochsen an, und zeigte ihm die Furt nicht.

Tsu-lu ging zum Wagen zurück, wiederholte seinem Lehrer was diese beiden Ackerleute gesagt hatten: „Wie (sprach Kung-Tsee seufzend), ist's so weit daß der Mensch statt mit Menschen mit Ochsen und Vögeln lebe? Wohnt nicht jede Gattung bei ihres Gleichen? und ist dieß nicht Naturordnung? Wenn ich mit den verschiedenen Völkern meines Landes nicht leben darf, mit wem soll ich dann leben?"

„Man sagt und klagt daß Zeiten und Sitten böse sind und schlechter werden; wären sie gut, so dürfte ich nicht umherreisen sie zu bessern." Er suchte sich eine Furt durch den Fluß und fuhr weiter.

*

Tsu-lu blieb auf dem Wege zurück. Er begegnete einem Greis der einen Korb auf seinem Stabe trug. „Begegnetet Ihr keinem Wagen?" fragte er den Alten. „Ei, sprach dieser, Ihr seyd ein junger, starker Mann; Ihr solltet etwas besseres thun als Eurem Meister nachziehn. An ihn denket Ihr allein, und wisset übrigens kaum Reis und Erbsen, Gerste und Weizen zu unterscheiden." Hiemit setzte er den Korb nieder, und jätete Unkraut aus auf seinem Ackerlande.

Tsu-lu setzte sich zu ihm, und erfuhr daß auch er, einst ein Staatsdiener, sich der Zeiten wegen hieher aufs Land gezogen habe. Er führte ihn in sein Haus, wo alles wohl eingerichtet war, stellete ihm seine Kinder vor, bewirthete ihn und ließ ihn, mitleidig über die Mühe die sich Kung-Tsee gebe, von sich. Als Tsu-lu seinen Meister wieder fand, erzählte er ihm alles; Kung-Tsee aber schickte ihn zurück an den ländlichen Weisen und ließ ihm sagen: „Wenn verständige und geschickte Männer sich dem Staat entziehen, handeln sie darin recht oder unrecht? Deine Kinder erziehst du zu guten Sitten; hast du keine Pflichten gegen die Verfassung die dich erzog? Du zerstörst also an deinem Theil die große

Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Nicht um sich zu bereichern, noch um sich zu erheben, sondern um gerecht und billig zu seyn, dient ein Weiser dem Staat." Tsu-lu kam mit dieser Antwort in das Haus des Greises; der war aber nicht daheim, sondern auf dem Felde bei seiner Arbeit.

10.

Die beste Art der Vorstellung.

Tschuang-Vang, König von Tsou, entschloß sich einen ungeheuer großen Wall aufführen zu lassen. Diese unnütze Arbeit forderte viele Kosten und eine ermattende Mühe der Soldaten und Landleute; mehrere Reichsbeamte thaten also dagegen Vorstellung, aber umsonst. Der hohe Wall ward betrieben.

Tschu-yu-ki, ein Mann von Geist, der sich aufs Land begeben hatte, erfuhr was bei Hofe vorging, und indem er den Acker bauete, sprach er mit seinem Pfluge: „Pflug, ich will hingehen und den König sehen!" Und antwortete sich selbst im Namen des Pfluges: „wie, bist du deines Lebens satt? So viel große und verdiente Männer sind mit dem Tode belohnt worden, und du?" — Er antwortete sich selbst wieder: „Ei wenn die vornehmen Herren hinter dem Pfluge gegangen wären wie ich, würden sie es vielleicht anders gemacht haben." Sofort ließ er den Pflug stehen, und ging dem Könige seine Meinung zu sagen.

Kaum trat er hinein, so sprach der König, der ihn kannte: „ohne Zweifel will mir Tschu-yu-ki auch eine Vorstellung thun!"

„Gewiß nicht, gnädiger Herr (sprach dieser), wie käme mir das in den Sinn? Zwar ist mir nicht unbekannt was man zu sagen pflegt, daß große Herren auch gnädige Herren seyn müssen. Eben so wahr ist's auch daß, wie nur eine gute Erde den Thau aufnimmt, von dem sie befruchtet wird, und nur ein gerades Holz

zu einem Richtmaß taugt, also auch weise und tugendhafte Regenten gerne Vorstellungen hören. Wahr ist es auch daß die Leute reden als ob Eure Majestät ein Werk unternommen das Dero Unterthanen zu großer Last gereichet. Aber wer bin ich daß ich Eurer Majestät Gegenvorstellungen thun wollte? Nein, sage ich nochmals, das sey ferne von mir."

Drauf wandte er sich zu den gegenwärtigen Dienern des Kaisers, und fuhr also zu reden fort: „So unwissend ich auch bin, habe ich doch sagen hören daß der König von Yu um sein Reich gekommen weil er dem Rathe des Kong-Tschi-Ki nicht gefolget. Aus eben dem Grunde ward Tsin eine Beute des Königs von Tsu. Auch Son würde den Tsao nicht überwältigt haben, wenn dieser dem Hi-fu gefolgt wäre. Kurz, wir zählen drei Kaiser und sechs Könige die darum zu Grunde gegangen weil sie die Vorstellungen kluger Leute nicht leiden konnten." Kaum hatte er dieß gesagt, so eilete er zur Thür —

Aber der König ließ ihn zurückholen. „Seyd ohne Furcht," sprach er; „Eure Vorstellung hat Eindruck auf mich gemacht. Was mir bisher gesagt ward, und wie es mir gesagt ward, reizte mich zum Zorn; Ihr sagtet mir nichts das mich hätte entrüsten können. Ihr habt mir Exempel vorgehalten die eben so wahr als treffend sind; ich stehe von meinem Vorhaben ab." Und sogleich ward Befehl gegeben die Arbeit liegen zu lassen. Ja, was noch mehr, der sonst so unleidliche Gebieter machte bekannt daß er die als seine Brüder ansehen würde die ihm nützliche Vorstellungen übergäben. Im ganzen Reich erwarb ihm dieß Ruhm und Zutrauen; das Volk pries ihn in Liedern, und — diese Aenderung hatte ein Landmann bewirket.

11.
Der Stärkere über den Starken.

Als der König von U den Vorsatz gefaßt hatte die Staaten von King anzugreifen, und seinen Vorsatz öffentlich bekannt machte, ließ er zugleich wissen daß wer ihm deßhalb eine Gegenvorstellung zu thun wagte, es mit dem Leben büßen sollte.

Tsao-y-Tse, der die Gefahren dieses Feldzuges einsah, sann auf ein Mittel sie dem Könige zu zeigen. Er ging deßhalb mit seinem Bogen früh in den Garten; der Morgenthau durchdrang sein Kleid, und als er in der gewöhnlichen Stunde mit andern im Dienst vor den König trat, bemerkte es der König. „Woher bist du," fragte er, „so naß und triefend?"

„Prinz," antwortete er, „ich komme eben aus dem Garten wo ich etwas sonderbares gesehen habe. Eine Heuschrecke saß auf dem Baum, die, als sie sich am Morgenthau erlabt hatte, fröhlich ihren Gesang anstimmte. Hinter ihr saß ein Heuschreckenfresser den sie nicht sah; hätte sie ihn gesehen, sie würde so ruhig nicht gesungen haben. Ich aber sah den Heuschreckenfresser; verstohlen schlich er herbei, lauerte auf sie, und glaubte sie schon ertappt zu haben. Er sah den über ihm schwebenden gelben Vogel nicht der auf ihn Jagd machte; ich aber sah den Vogel. Schon längte er seinen Hals, den Heuschreckenfresser zu verschlingen, und sah mich nicht, der unter dem Baum stand und eben — den Pfeil auf ihn abdrücken wollte. Indem ich dieß alles sah, dachte ich bei mir selbst: „ihr armen Thiere, alle beschäftigt mit der nahen Beute, glaubt ihr derselben schon gewiß zu seyn, und seht die Gefahr nicht die über euch schwebet? Sähet ihr sie, ihr vergäßet der Beute, und eiltet euch selbst zu retten und euer Leben."

„Ich weiß was du sagen willst," sprach der König. „Man lasse das Reich King in Ruhe; wir haben mit uns zu thun."

12.
Eigne und fremde Schuld.

Kin-Tsong, König von Tsi (er der den Aufseher seines Lieblingspferdes mit eigner Hand erstechen wollte), [1] als er eines Tages reichlich getrunken hatte, warf seinen Königsschmuck bei Seite, setzte sich nachlässig hin, ergriff ein musikalisch Instrument und fragte die um ihn waren: ob ein tugendhafter König sich nicht auch ein Vergnügen machen dürfe? „Warum nicht?" antworteten sie insgesammt. „Wohlan," sagte Kin-Tsong, so laßt eilig den Wagen anspannen und Yen-Tse herholen daß er an unserer Freude theilnehme."

Sogleich erschien Yen-Tse in Ceremonienkleidern. „Wir haben es uns bequem gemacht (sagte der König, als Yen-Tse vor ihn trat), vergessen der Geschäfte und genießen eine fröhliche Stunde. Habe es auch so gut wie wir, Yen-Tse, lege ab deine Kleider." „Vergeben Sir mir, gnädiger Herr," sprach Yen-Tse, „das darf ich nicht; es ist wider unsre Gebräuche. Man nimmt es für eine gewisse Regel an daß ein Kaiser, der sich selbst vergißt, das Reich nicht lange behalten könne; dieß gilt auch von Königen, Fürsten, Dienern des Staats und Hausvätern. Im Tschi-kung heißet's: es sey einem Menschen besser daß er jung sterbe als daß er die Gebräuche beleidige."

Kin-Tsong ward schamroth, stand auf, und sagte: „Ich bin ein Mensch ohne Wohlstand; ich gestehe es; aber woher kommt's? Weil ich solche Leute um mich habe. Sie haben alle an meinem Fehler Theil."

„Prinz," antwortete Yen-Tse, „ihr Antheil an diesem Fehler wird so groß nicht seyn. Wenn ein Regent die Gebräuche in Ehren hält, so sind die ihm Gleichgesinnten gern um ihn; die andern gehen

[1] Siehe S. 207.

ihm gern aus den Augen. Eben so natürlich geschieht das Gegentheil, wenn der Regent sich vergißt. Strafen Sie ja nicht Ihr Versehen an Fremden." „Du hast Recht," antwortete Kin-Tsong, legte sein königlichen Kleider wieder an, dankte Yen-Tse, und ließ ihn wieder heimfahren; gab auch fortan auf sich Acht, und genoß von denen die um ihn waren Achtung.

13.

Der treue Diener auch im Tode.

„Die Fehler der Regenten," sagt Lieu-hiang sind alle von Folgen; es sind Schritte die dem Verderben entgegenführen. Solche Fehler sehen und dazu schweigen, wenn man berechtigt ist dagegen zu reden, ist eben so viel als die Wohlfahrt seines Herrn nicht lieben, mithin kein getreuer, eifriggesinnter Diener seyn."

„Dieser Eifer aber hat seine Gränzen. Die allgemeine Regel ist, daß wenn man dreimal Vorstellung gethan und nicht gehört worden ist, man sein Amt niederlege und sich entferne. Geschieht dieß nicht, so setzt man Ehre und Leben in Gefahr; ein Verlust dem man billig zuvorkommen sollte. Schweigt man dagegen wenn ein Regent große Fehler begeht, so setzt man ihn sammt dem Staat in Gefahr; dann muß man bei einem wahren Eifer sein Leben selbst nicht achten. Nur darauf kommt es an daß man das Gemüth des Herrn kenne, die Umstände reiflich erwäge und sich alles zu Nutz mache, sowohl sich selbst zu sichern als dem Regenten und dem Staat nützlich zu seyn."

Liu-Kong, als er den Staat von Uei regierte, bediente sich in geheimen Geschäften des Mi-tse-toan, der ein Mensch ohne Verdienste und Tugend war, dagegen der verständige und tugendhafte Kiu-pe-yu keinen Antheil daran haben durfte. Su-tsiu, damals Minister, gab sich alle Mühe jenen zu entfernen, diesen

dem Prinzen zu nähern; alles aber umsonst. Als er dem Tode nahe war, rief er seinen Sohn zu sich und sagte: „ich befehle dir hiemit daß nach meinem Tode die Trauerceremonien am gewöhnlichen Orte nicht gehalten werden, ich bin dieser Ehre nicht werth. Ich bin nicht so geschickt gewesen meinem Herren den wichtigsten Dienst zu leisten, den Mi-tse-toan von ihm zu entfernen. Wähle also nur den nordlichen Saal dazu; und auch der ist zu viel für mich."

Als Su-tsiu todt war, erschien der Fürst bei der Trauerceremonie. Da er sahe daß man nicht den gewöhnlichen Saal dazu gewählet, fragte er den Sohn um die Ursache, der ihm dann Wort für Wort erzählte was der Vater auf seinem Todtenlager gesagt und verordnet. Liu-Kong stampfte mit dem Fuß, veränderte die Gestalt und sagte, gleich einem der aus tiefem Schlaf erwacht: „mein Lehrer hat sich in seinem Leben umsonst bemüht mir einen treuen Diener zu verschaffen und einen Bösewicht von mir zu entfernen. Er hat sich keine Mühe verdrießen lassen, und selbst nach dem Tode ein Mittel gefunden seine Vorstellung an mich zu wiederholen. Das heißt ein unermüdeter Eifer." Augenblicklich ließ er den Saal zu den Ceremonien ändern, schaffte den Mi-tse-toan weg und nahm den Kiu-pe-yu zum Minister an. Das ganze Reich freuete sich über diese Veränderung und befand sich dabei wohl.

14.
Die Stiefmutter.

Unter der Regierung des Sven-Vang fanden die Wächter des Schlosses einen eben erschlagenen Mann auf dem Felde, und einige Schritte davon zwei Brüder, die man als wahrscheinliche Urheber des Mordes gefänglich einzog. Da der Todte nur Eine Wunde hatte, die also auch nur Einen Thäter vermuthen ließ, ent-

stand die Frage, welcher von beiden der Thäter sey? Keiner der Brüder wollte die Schuld auf den andern kommen lassen; jeder sagte: er sey der Mörder. Die Sache kam vor den König.

„Beiden das Leben zu schenken," sprach er, „hieße Mördern Gnade widerfahren lassen; beide tödten zu lassen, da nur Einer den Mord verübt haben kann, wäre wider die Gesetze und grausam. Am besten muß sie die Mutter kennen; Einer muß sterben; ihr Urtheil entscheide."

In Thränen brach die Mutter aus, da ihr der Befehl des Königs überbracht ward. „Indessen, wenn ich wählen soll und muß," sprach sie, „so sterbe — der Jüngste. Der Aeltere lebe."

Der Richter wunderte sich daß wider die Gewohnheit der Mütter, die den Jüngsten gewöhnlich am meisten lieben, diese Mutter den Aeltesten wähle; darauf sprach sie also: „Der dem ich das Leben rette, ist nicht mein leiblicher Sohn; er war meinem verstorbenen Mann in der ersten Ehe geboren. Ihn wie meinen Sohn zu achten, versprach ich dem Vater, und habe bisher mein Wort gehalten. Verletzen würde ich's, wenn ich jetzt zum Schaden des Aeltesten aus Mutter-Zärtlichkeit mein Kind, den Jüngsten, wählte. Ich fühle was mir die Wahl kostet." Weinen und Seufzen erstickten die Worte.

Als dem Könige die Wahl der Mutter berichtet ward, schenkte er beiden Söhnen das Leben.

15.
Umgang der Jünglinge.

King-kuang, eine edle Frau, hatte nach dem Tode des Gemahls ihren Sohn Uen-ye sorgfältig erzogen. Sie ließ ihn studiren, und als er nach geendigten Studien wieder nach Hause kam, gab sie auf sein Betragen Acht, vorzüglich auch mit wem er

umginge. Da sie sah daß alle seine Gesellschafter ihm mit ungemeiner Höflichkeit begegneten, schloß sie daraus daß sie an Jahren so wenig als sonst ihm gleich seyn müßten, mithin er von ihnen nichts lernen könne.

Also als einst sich die Gesellschaft entfernt hatte, sprach sie zu ihrem Sohn: „Als Kaiser Vu-vang einst aus dem Audienzzimmer trat, ging ihm eins seiner Kniebänder los, sein Strumpfband fiel nieder. Er sah um sich und ward keinen gewahr, dem er glaubte befehlen zu können daß er ihm das Strumpfband aufhübe; lauter verdiente, ehrwürdige Männer waren seine Gesellschaft. Er bückte sich daher schnell und hob es selbst auf. Huen-kung hatte fortwährend drei Freunde um sich, und außer ihnen fünf Bediente die auf seine Fehler Acht geben mußten. Er hörte sie an, und jeden der ihm darüber etwas sagte. Tscheu-kong ehrte die Alten; er besuchte sie in ihren Häusern auch in den kleinsten Straßen, und schickte ihnen von seiner Tafel. Diese drei großen Männer waren Prinzen und betrugen sich also. Dadurch ward es ihnen leicht ihren Rang zu vergessen und täglich vortrefflicher zu werden. Ihr hingegen, mein Sohn, so jung und noch ohne Bedienung, Ihr machet es anders. Ich sehe lauter Leute um Euch die Euch in allem weichen, Euch für ihren Obern erkennen; ohne Zweifel alle jünger als Ihr, und noch nicht einmal so weit gekommen als Ihr kamet. Was kann Euch ein solcher Umgang nützen?"

Uen-pe nahm den Verweis mit Dank an und änderte seine Gesellschaft. Er hielt sich fortan zu ältern, verständigen, wichtigen Männern, begleitete sie und war die Stütze worauf sie sich lehnten. King-kuang, seine Mutter, hatte darüber große Freude. „Sehet meinen Sohn," sprach sie; „jetzt bekommt er seine rechte Gestalt; er wird ein Mann."

16.

Der Ich-Philosoph.

Eines Tages ging Uang-yong-ming mit einigen seiner Schüler durch die Hallen wo zwei Sackträger mit einander zankten. „Du hast weder Vernunft noch Gewissen," schrie der eine; „du keins von beiden," schrie der andre noch lauter. „Du bist ein Betrüger!" rief jener; „du hast ein Herz voll Ränke (sprach dieser), aus dem Gerechtigkeit und Billigkeit verbannt ist."

Uang-yong-ming wandte sich zu seinen Schülern. „Höret ihr," sprach er, „diese Sackträger führen die Sprache der Philosophie." „Philosophie? (erwiederte einer derselben) ich höre ja nichts als schreien und schimpfen." „Wie?" sprach Uang-yong-ming, „höret ihr nicht daß sie alle Augenblicke die Worte wiederholen: Vernunft, Gewissen, Herz, Gerechtigkeit? Wenn das nicht Philosophie ist, was ist's denn?" „Es mag Philosophie seyn, was braucht's denn aber beim Philosophiren des Schreiens, des Schimpfens?" „Das kommt daher," antwortete der Lehrer, „weil jeder von diesen beiden nichts als des Gegners Fehler gewahr wird, die seinigen aber nicht siehet. O wie viel haben sie ihres Gleichen!"

„Das größte Uebel eines Menschen," fuhr er fort, „ist Hochmuth. Ist ein Sohn hoffärtig, so ist er nicht ehrerbietig gegen seine Eltern; ein stolzer Unterthan hört auf ein guter Unterthan zu seyn. Ein stolzer Vater verliert den Vatersinn; ein stolzer Freund die Gesinnung des Freundes. Was Tsun und Tanschu wurden, wurden sie durch Stolz; alle ihre Fehler waren Früchte dieses faulen Baumes. Ihr die ihr nach Weisheit strebet, entfernt euch keinen Augenblick von der himmlischen Vernunft, die das Wesen unsrer Seele ausmacht; sie ist an ihr selbst rein und erleuchtet, und damit sie dieß bleibe, müßt ihr in allem das Ich von ihr entfernen.

Das ist genug. Verschwindet dieses nicht aus dem Grunde eures Herzens, so sprießet der Stolz empor, die Wurzel aller Laster. Woher waren unsre Vorfahren so tugendhaft und beliebt? Weil sie das Ich unterdrückten; da ward ihnen die Demuth leicht, der Grund aller Tugend."

17.

Treue im Dienst.

Als Kung-Tsee an die Gränzen des Districts Schan-Fu kam, dem sein gewesener Schüler Ming-Tse als Mandarin vorstand, schickte er U-ma-ki voraus, um sich nach dem Zustand der Provinz zu erkundigen. U-ma-ki traf auf einen Fischer der eben das Netz gezogen hatte, die gefangenen Fische sonderte, und viele derselben in den Strom zurückwarf. „Warum thust du dieß?" fragte U-ma-ki, „und machst einen Theil der Arbeit vergeblich?" „Weil unser Mandarin es so befohlen, die kleinen Fische in ihr Wasser zurückzuwerfen, damit sie größer werden. Hätte ich lauter kleine Fische gefangen gehabt, ich hätte es eben so gemacht; meine Arbeit sollte mir nicht leid gethan haben."

„Gute Verfassung," sagte Kung-Tsee, da er dieß hörte, „gute Verfassung, wo der Untergebene dem Befehlenden zutraut daß er ihm nur gutes befehle, und wo dieser ihm nur solches befehlen will. Da gebietet man angenehm; da dient man freudig und mit Lust." Er wandte seinen Wagen weiter.

18.

Des Feldherrn Tafel.

Als Tsu und Tsin gegen einander kriegten, gerieth die Armee des Reichs Tsu in einen Mangel an Lebensmitteln. Tse-fa, ihr

Feldherr, schickte deßhalb einen Courier an den König, dem er zugleich einen Gruß an seine Mutter auftrug. „Wie geht's der Armee?" fragte diese, sobald der Courier eintrat. — „Schlecht (antwortete er), da ihr Lebensmittel mangeln; die Erbsen werden dem Soldaten zugezählet." „Und euer General, fuhr sie fort, wie lebt dieser?" „Auch schmal; er hat Abends und Morgens nichts als Kräuter, ein wenig verdorben Fleisch und ziemlich schwarzen Reis." Sie ließ den Courier ziehen, und als einige Zeit darauf ihr Sohn Tse-fa als Ueberwinder zurückkam, verschloß sie ihm die Thür ihres Hauses.

Tse-fa, bestürzt über diesen Empfang, bat vertraute Freunde, seine Mutter um die Ursache desselben zu befragen. „Sohn," redete sie ihn an, „wisset ihr nicht was König Yue that als er gegen Ou Krieg führte? Als er auf seinem Zuge ein Geschenk von Wein empfing, theilte er's mit seinen Soldaten; so in einem andern Feldzuge den Sack trocknen Reises und Fleisches den man ihm reichte. Weder von Wein noch Reis behielt er für sich das geringste. Und Ihr, mein Sohn, konntet Morgens und Abends Tafel halten, indeß Euren Soldaten täglich einige Erbsen zugezählt wurden? Tse-fa mag immerhin überwunden haben; in meinen Augen ist er kein vollkommener Feldherr." Tse-fa schämte sich, und bekannte sein Unrecht. Die Thür der Mutter ward ihm geöffnet.

Beilage.

Montesquieu von den Sinesen. [1]

„Die sinesischen Gesetzgeber gingen weiter als Lykurg; Religion, Gesetze, Sitten und Lebensweise mischten sich in einander. Die Vorschriften, welche diese vier Hauptpunkte betrafen, nannte man heilige Gebräuche; auf der genauen Beobachtung dieser Gebräuche beruhete die sinesische Regierung. Mit Erlernung derselben brachte man seine Jugend zu, und verwandte seine ganze Lebenszeit darauf sie in Ausübung zu bringen. Die Gelehrten gaben darin Unterricht, die Obrigkeiten predigten sie; und da sie alle kleinen Handlungen des Lebens umfaßten, so wurde, wenn man Mittel fand sie genau ins Werk zu richten, Sina gut regieret.

„Zwei Dinge halfen dazu, diese Gebräuche dem Herzen und Geist der Sineser leicht einzuprägen. Das erste ist ihre Schreibart. Da diese äußerst zusammengesetzt ist, so machte sie daß während einem großen Theil des Lebens der Geist einzig beschäftigt war diese Gebräuche kennen zu lernen, weil man lesen lernen mußte, um in Büchern und aus Büchern diese Gebräuche zu lernen. Das zweite war daß diese Gebräuche nichts geistiges enthielten, sondern bloß Regeln einer gemeinen Ausübung waren; so trafen sie den Geist leichter und griffen tiefer in ihn ein als wenn sie etwas intellectuelles gewesen wären.

„Daher verlor Sina seine Gesetze nicht als es erobert ward. Da Lebensart, Sitten, Gesetze und Religion bei ihnen eins und

[1] Esprit des lois L. XIX. Chap. XVII.

dasselbe waren, so ließ sich dieß alles nicht auf einmal ändern; und da doch einer, entweder der Ueberwundene oder der Ueberwinder, ändern mußte, so war es in Sina immer der letzte. Denn weil seine Lebensart und Sitten, seine Gesetze und Religion nicht eins waren, so ward es ihm leichter sich nach und nach dem überwundnen Volk, als diesem sich ihm zu bequemen.

„Daher auch das Christenthum schwerlich je in Sina aufkommen wird. Die Gelübde der Jungfrauschaft, die Versammlungen der Weiber in den Kirchen, ihr nothwendiger Zusammenhang mit den Dienern der Religion, ihre Theilnahme an den Sacramenten, die Ohrenbeicht, die letzte Oelung, die Heirath einer einzigen Frau, alles dieß kehrt die Lebensart und Sitten des Landes um, und stößt eben so sehr gegen Religion und Gesetze des Reichs an. Die christliche Religion durch ihr Gebot der Liebe, durch ihren öffentlichen Gottesdienst, durch eine gemeinschaftliche Theilnehmung an den Sacramenten scheint alles vereinigen zu wollen; die Gebräuche der Sineser wollen daß sich alles sondere.

„Und da diese Sonderung am Geist des Despotismus hängt, so wird damit auch eine der Ursachen klar warum die Monarchie oder eine gemäßigte Regierung sich mit dem Christenthum besser vertrage als der Despotismus.“

VIII.

Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen, zur Bildung der Jugend.

Ueber den Werth morgenländischer Erzählungen,

zur Bildung der Jugend. [1]

Im Frühlinge des Lebens, wenn unsre junge Einbildungskraft aufwacht, sind wir ungemein geneigt uns eine Welt zu denken die nicht um uns ist. In der die uns umgibt finden wir uns enge, und den Gang der Dinge um uns her alltäglich; wir haschen also gern nach dem Wunderbaren, setzen uns in Zeiten die nicht mehr sind, in Länder die wir weder gesehen haben noch sehen werden, ja wir fühlen eine Freude darin jedem Außerordentlichen das uns vorkommt den Zusatz einer Riesengröße zu geben, oder es mit allen den Farben auszuschmücken die unser Herz daran liebet. Ein großer Theil vom Anmuthigen der Jugend liegt hierin; in dem Zauberglanz frischer Eindrücke nämlich, in der blendenden Größe die uns das Neue der Welt gewähret.

Auch diese Anlage in uns ist eine Gabe des Schöpfers, der jedes seiner Geschöpfe bei jedem Schritt seines kurzen Daseyns hienieden mit den Fähigkeiten versah, die für dieses und für seine folgenden Zeitalter gehörten. Denn im menschlichen Leben entwickelt sich ein Zustand aus dem andern: wie sich die Tage ketten, so ketten sich auch unsere Gedanken, und was der Frühling nicht säete, kann der Sommer nicht reifen, der Herbst nicht ernten, der Winter nicht genießen. Wie eine volle Knospe bricht also unser Daseyn zur Zeit der Jugend hervor, damit es die spätern Jahre des Lebens reifen. Unsere Gedanken und Wünsche reichen in ihr weiter hinaus als unsere Hände je reichen werden.

[1] Dieser Aufsatz steht als Vorrede zum ersten Theil der Palmblätter, Gotha 1786, bei Ettinger, der schönsten Sammlung erlesener morgenländischer Erzählungen. Anm. d. Herausg.

Glücklich ist diese Zeit der Jugend, auch in ihrem ersten schönen Traum glücklich. Sie ahnet viel, denn sie kennet noch wenig; sie hoffet viel, denn sie ist noch nie von den Schranken zurückgestoßen die unsere besten Hoffnungen einschränken. Wir haben also dem Schöpfer für diesen Morgen voll schöner Bilder, für dieß Paradies unschuldiger Hoffnungen und Wünsche sehr zu danken. Aber wir haben auch Fleiß anzuwenden daß wir dieß Paradies Gottes bauen, und uns nicht in Wolken verlieren die bei ihrer schönen Gestalt zuletzt in fürchterliche Ungewitter ausbrechen könnten. Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens die uns in spätern Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unserer Brust umhertragen, entsprangen daher daß wir in der Jugend unsere Phantasie verwöhnten, daß wir uns Luftgestalten schufen die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu uns von dem süßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit andern gequälte und betrogene Kinder. Worauf sollen wir also unsere jugendliche Einbildungskraft richten damit sie ihres Ziels nicht verfehle, und in der gehörigen Laufbahn bleibe? Jedermann sagt: auf Beispiele des Guten und Edlen; allein wo sind diese? Wären sie im gemeinen Leben vor uns, wären sie auf allen Straßen, in allen Handlungen und Geschäften so zahlreich daß wir nicht anders als sie überall sehen und ihnen gleichförmig handeln müßten, so lebten wir freilich in einer wahren Tugendschule; denn nichts wirkt, auch ohne daß wir es gewahr werden, auf unser jugendliches Gemüth mehr als das Beispiel derer mit denen wir leben. Dreimal glücklich ist die aufblühende Seele, der, als sie noch Knospe war, der Himmel eine so schöne Stelle verlieh! Vorbilder des Guten und Edlen standen um den aufmerksamen Jüngling, und drückten

sich mit der liebevollen Gewalt der Tugend so sanft und zugleich so mächtig in sein Herz daß er, ohne es zu wissen, ihnen gleichförmig handeln lernte, und auch so handeln wird wenn ihre körperlichen Gestalten sich längst seinem Auge, ja vielleicht seinem Gedächtniß selbst entzogen haben. Aber woher sollen wir diese Tugendbilder nehmen wenn sie nicht da sind? oder was sollen wir, wenn sie fehlen, an ihre Stelle setzen? Goldene Sittensprüche und Regeln sind freilich von unschätzbarem Werth: frühzeitig gelernt, geben sie unserm Geist, wenigstens unserm Gedächtniß einen schönen Vorrath zukünftiger Bemerkungen auf die Reise des Lebens; allein wieviel fehlt ihnen noch daß sie mit aller Macht des Beispiels wirken! Aus einzelnen Erfahrungen wurden sie gezogen; in diese müssen sie also zuerst zurückkehren, und sich mit der Geschichte gleichsam umkleiden, ehe sie nur als lebendige Wesen vor uns erscheinen, geschweige zu unserm innersten Bewußtseyn sprechen, und unserm Geist oder Herzen ihr Bild eindrücken könnten; außerdem bleiben sie bloße Schattengestalten oder sind leere Töne. Es ist also bei ihnen, insonderheit wenn sie auswendig gelernt werden, Maß und Vorsicht nicht genug zu empfehlen; denn ein Kind das viele Sittensprüche auf der Zunge hat, ohne sie weder dem Verstande eingeprägt, noch mit der Anwendung verbunden zu haben, wird gar bald einem dürren Gewächs gleich, das man statt eigener Früchte mit fremden Perlen bekränzte.

Also werde die Sittenlehre in Handlung gesetzt, oder sie entspringe vielmehr selbst aus Handlung; und hier bieten sich zuerst die Einkleidungen an, die man äsopische Fabeln nennt. Nicht weil Aesop diese Gattung des Unterrichts erfunden, heißen sie also; denn sowohl im Orient als bei allen auch nur halb gebildeten Völkern der Erde hat der menschliche Verstand diese angenehme Hülle, unter der er selbst zu Begriffen gelangte, werthgehalten und gebrauchet. Nur weil die Griechen der äsopischen Fabel den wissenschaftlichen Umriß gaben, und weil wir aus ihrer Hand eine gute Anzahl solcher Dich-

tungen empfingen die Aesops Namen tragen, hat die ganze Gattung sich unter diesen Namen gezogen, statt dessen man eben sowohl orientalische, Lockmannische oder Pilpaische Fabeln sagen könnte.

Und allerdings hat diese Einkleidung insonderheit für Kinder einen großen Reiz. Indem sie Gegenstände der Natur, insonderheit Thiere, sprechen und handeln sehen, wird ihr Hang zum Neuen und Wunderbaren aufgeregt, und mit einer oft unerwarteten nützlichen Lehre sehr angenehm befriedigt. Sie empfangen Unterricht von Lehrern, deren Zurechtweisung sie gern annehmen, und je mehr kleine Züge von Sitten der Thiere und ihrer Lebensweise in die Fabel verflochten werden, desto mehr wird diese ein Blatt aus der lehrenden Naturgeschichte.

Indessen ist's auch bei dieser wie bei allen dichterischen Einkleidungen sichtbar, daß sie ihre engen Gränzen und einen sehr beschränkten Spielraum habe. Nicht jede Lehre die für die Jugend gehört, kann einem Thier in den Mund gelegt oder in seiner Handlungsweise ausgedrückt werden; ja ich wage es zu sagen, die edelsten eigentlichen Lehren für die menschliche Tugend können es gar nicht. Erfahrungssätze und Regeln der Klugheit, wie z. B. der Stärkere den Schwächern unterdrückt, der Schwächere sich durch Klugheit und List vertheidigt und dergleichen, finden im Reich der Fabel eine Menge der lehrendsten Beispiele; wahre Großmuth aber, eine Tugend die wählt, sich selbst bestimmt und Leidenschaften überwindet, liegt, wie jedermann weiß, eigentlich gar nicht im Charakter der Thiere. Also müßte die Denkart dieser erhöhet, ihre Sitten müßten völlig humanisirt werden, wenn sie dergleichen Lehren anschaubar machen sollen; dann aber ist's leicht begreiflich daß, je menschlicher die Fabel auf diese Weise wird, desto mehr ihr Reiz und ihre eindringende Kraft selbst verschwinde. Nur auf der Einfalt, ja gleichsam auf der naturhistorischen Wahrheit des vorgestellten Beispiels beruhet diese. Der Fuchs, der Löwe, der Tiger spricht nicht mehr

überredend für mich, sobald er nicht mehr in seinem Charakter spricht und handelt. Es ist der verkleidete Moralist der, ohne damit täuschen zu können, die Gestalt des Thiers annimmt, und besser thäte wenn er die Lehre die mir kein Thier sagen kann, auf eine bessere Weise als Mensch sagte. Der Mensch ist des Menschen erster und vorzüglichster Lehrer, und da dieser ihn abermals mehr durch sein Beispiel als durch seine Worte unterrichten kann, so entstehet die Frage: „woher sind die unterrichtendsten Beispiele des Menschen zu nehmen?" Ohne Zweifel aus der Geschichte, wird man sagen; aber auch hinzusetzen müssen, wenn die gewöhnliche Geschichte solche liefert. Da unsre Geschichte aber sich meistentheils mit ganz andern Thaten ganz anderer Menschen beschäftigt als die zum Unterricht der Jugend dienen; da sie, der hergebrachten Gewohnheit nach, am weitläuftigsten ist, Thaten der Könige zu beschreiben die sie selbst niemals gethan haben, oder ihre Feldzüge und Eroberungen zu schildern, die für die Jugend selten ein erbauliches Bild sind, da ihre Begebenheiten entweder so sehr an die Fabeln gränzen daß es einer Offenbarung bedürfte in jedem Fall die Wahrheit von der Lüge zu scheiden, oder in ihr endlich alles mit seinen politischen Rücksichten so verwebt ist daß es einer herkulischen Mühe brauchte aus dieser dunkeln Tiefe Gold zu finden: so siehet sich der Unterricht der Menschen leider auch hier meistens der eigenen Composition überlassen, wie er die Geschichte stellen und wenden will, damit sie zur Bildung des Geistes und Herzens nur einigermaßen einiges Gute enthalte.

Man hat sich also auf allerlei Art zu helfen gesucht, um aus der großen Menge dessen was in der Geschichte für die Jugend unverständlich oder wenig erbaulich wäre, Gutes zu sammeln und zu bereiten. Plutarche haben Lebensbeschreibungen herausgesucht, und schon Xenophon hat, auf Sokrates Wink, kein Bedenken getragen, das Leben seines Cyrus zu einer Cyropädie zu verschönen. Ja wem sind nicht durch alle Zeitalter die vielen Geschichten bekannt,

die nur deßwegen sich mit der Fabel mischten damit sie doch wenigstens lehrreich würden, und ein Ganzes zu Stande brächten, das das Stückwerk der bürgerlichen Geschichte uns selten darstellt. Es war eine Zeit da diese Geschicht-Romane sehr im Gebrauch waren; allein eine bessere Zeit hat auch hier die Wahrheit von der lehrreichen Lüge gesondert. Wer erdichten will dichte ganz, wer Geschichte schreiben will habe das Herz die Wahrheit nackt zu zeigen.

Denn was wäre es endlich was das Chronologische der Geschichte zur Bildung des Herzens beitrüge? Gewinnet eine edle That irgend etwas belehrendes dadurch wenn ich weiß daß sie Philippus in Macedonien und kein andrer gethan habe? Der Chronolog zähle seine Jahre, der Kritiker berichtige seine Documente, der Politiker stelle sie in Zusammenhang seiner Welthändel, und der Philosoph forsche ihrer allgemeinen Verbindung nach, dem Moralisten sind Facta nur Facta, Begebenheiten nur Begebenheiten. Er sondert sie aus, und erzählt sie wie man eine Fabel oder ein Märchen erzählt, damit sie eine unterrichtende Lehre anschaulich machen als menschliche Beispiele. Wenn seine Geschichte ganz außer der Zeit, in einem erdichteten Lande sich zutrüge — und sie ist menschlich wahr, unterrichtend, anschaulich, rührend, desto besser für ihn! desto reiner ist die Wirkung seiner Geschichte.

Daß nun unter diesen moralischen Begebenheiten, sie mögen wahr oder erdichtet seyn, die morgenländische Erzählung einen vorzüglich-schönen Platz einnehme, darüber darf man nur das Gefühl der Jugend fragen. Ich bin mir der Zeit noch wohl bewußt, da ich in meiner Kindheit die Gellertsche Erzählung las:

„Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat u. s. w."

und wie tief mich damals ihre hohe Einfalt rührte. Auch ist's nicht der Glanz des Wunderbaren allein der in den morgenländischen Dichtungen das Auge des Jünglings an sich ziehet, und sein Gemüth wie mit einer goldnen Flamme bestrahlet; vielmehr ist's der reine

Umriß, die hohe Simplicität der Gestalten und Wahrheiten selbst, die sich ihm unvergeßlich eindrückt. Unsere Geschichte schleicht unter einem Gewirr kleiner und feiner Bestimmungen, des Standes, der Lebensart, der Zeit, des Orts, der Personen einher; dort sind wenige Gestalten bestimmt ins Große gezeichnet. Der Sultan ist Sultan, der Sklave ein Sklave, das Weib ein Weib, der Mann ein Mann. So ist's mit den andern Charakteren des Richters, des Höflings, des Einsiedlers, des Zauberers; sie sind alle so bestimmt als die Thiercharaktere der äsopischen Fabel. Dazu ist die Lehre, auf welche die Erzählung angelegt ist, selten von der kleinlichen Art die in unsern, insonderheit artigen Erzählungen herrschet. Die Dichtung ist kühn und groß; die Lehre die in ihr dargestellt wird ungemein und rührend. Der Ton endlich ist wie in allen orientalischen Schriften, ja der Bibel selbst, morgenländisch, d. i. einfach, groß und edel. Und eben diese ungesuchte Aehnlichkeit mit dem Ton der biblischen Geschichte sollte sie uns, wie mich dünkt, für die Jugend noch mehr empfehlen; denn einmal ist diese doch an einen solchen Ton gewöhnt, der seiner hohen und edlen Einfalt wegen mächtig auf sie wirket. Warum sollte man also nicht fortgehen und ihr mehr menschliche Laster, mehr menschliche Tugenden und Lehren in einer ähnlichen Gestalt zeigen? Ich habe mich also gewundert warum man diese trefflichen Proben der morgenländischen menschlichen Fabel, die hie und da zerstreuet und zum Theil mit manchem Unrath bedeckt liegen, nicht längst für die Jugend gesammelt und sie ihr nach ihrer Weise erzählt habe? Die besten englischen Wochenschriften, der Zuschauer, der Abenteurer u. s., haben einige derselben zu ihrem Zweck zu nutzen gewußt, und die oben angeführte Erzählung Gellerts ist aus dem Zuschauer genommen, der sie in wenigen Reihen sehr einfach vorträgt. Einigen davon hat man ein schönes poetisches Gewand gegeben, unter denen ich nur Abdallah und Balsora nennen darf, die in Wielands früheren poetischen

Schriften einen reizenden Platz einnehmen. Das alles aber gilt nur die eine und die andere Geschichte; die meisten waren unübersetzt oder schlecht erzählt, oder standen in Sammlungen wo man sie wie der Hahn die Perle aufsuchte — —

Hier sind sie nun gesammelt und durchgängig neu erzählet. Zur Sammlung habe ich Anleitung gegeben; die Erzählung der Geschichten ist der Leser einem andern Verfasser schuldig. Er hat sie für die Jugend eingerichtet, sie also auch vorzüglich klar und verständlich erzählt, insonderheit aber sie von jenem falschen Schwulst entladen, den die Europäer lange Zeit für morgenländische Erhabenheit hielten. An ihrer wesentlichen Gestalt ist nirgend etwas geändert; daher jede Erzählung auch die Farbe ihres Vaterlandes beibehalten mußte. Sobald aber bei einigen derselben unsere Nachbarn die Lieblingsfarbe ihrer Sehart dazu gemischt, und Scherz oder Betrachtungen hingepflanzt hatten wo der Morgenländer nicht scherzt, und schwerlich also betrachtet, so wird kein Leser es übel deuten, wenn er in Erzählungen für die Jugend diese falsche Schminke nicht findet. Die Seele eines Kindes ist heilig, und was vor sie gebracht wird, muß wenigstens den Werth der Reinigkeit haben.

Für welche Jugend übrigens diese Erzählungen seyen, muß ihr Inhalt selbst sagen; nach Jahren läßt sich so etwas nicht bestimmen und anordnen. Jeder Lehrer wird wissen was für seinen Lehrling gehört; jede Mutter wird wissen was sie ihrem Kinde daraus vorerzählen oder es selbst lesen lassen soll. Für verschiedene ist hier verschiedenes; ich hoffe aber nichts schlechtes. Und so dankt denn, ihr Kinder, die ihr diese Erzählungen leset oder hört und euch daran freuet; danket dem der euch diese **Palmblätter** sammelte, ihre Geschichten euch vorerzählte, und am schönsten belohnt ist wenn ihr jedem Edeln und Guten, das sie euch vorstellen, mit unablässigem stillen Eifer nachzufolgen strebet.

Weimar, den 25. Febr. 1786.

IX.

Der fliegende Wagen

oder

die ungebrauchte und mißbrauchte Macht.

Ein morgenländisches Märchen.

Einem Taglöhner zu Bagdad, der in den Gärten der Reichen arbeitete, war in seiner Kindheit geweissagt daß aus ihm was großes werden würde. Da er nun nicht wußte wie er's anfangen sollte um etwas großes zu werden, geizte er und lebte kärglich. Schon hatte er sich von seinem Taglohn funfzehn goldne Denare gesammelt, die er, wenn er nach geendetem Tagewerk in seine gemiethete kleine Kammer zurückkam und seine Brodrinden gegessen hatte, vor Schlafengehen überzählte, und stets dabei ausrief: wie wird aus mir etwas großes? als an einem Feiertage, nachdem er seine Denare überzählet hatte, ihm der Gedanke einkam auf den Markt zu gehen, damit er die Herrlichkeiten der Welt, die nicht sein waren, wenigstens überschauen könnte. Er gaffte hin und her, bis ein Ausrufer vorüberging, der, einen hölzernen Wagen hinter sich ziehend, rief: „Wer kauft? wer kauft einen Wunderwagen auf dem man was großes wird für siebzehn Denare?" Dem Taglöhner fiel der Ruf auf als ob er ihm gälte, zumal da die Summe für die der Wunderwagen ausgeboten ward, der die er bei sich trug fast gleich kam. Er ließ sich mit dem Ausrufer ein in den Handel, gab ihm einen Denar Mäklerlohn, und erstand den Wagen für vierzehn Denare, vergaß aber zu fragen worin die Wunderkraft desselben bestehe, und wie man auf ihm etwas großes werde? Froh über seinen Kauf schleppte er ihn nach Hause. Als der Abend kam, und er seine Brodrinden gegessen hatte, seine geliebten Denare aber nicht mehr überzählen konnte, setzte er sich wehmüthig in den Wagen, schlug sich vor die Stirn und sprach: „Thor, der ich bin! Was soll ich mit dir, unglückliche Maschine, die mir den Schatz meines Lebens geraubt hat? Wer hindert mich daß ich dich nicht zerschlage und ins Feuer werfe, da niemand mich lehrt wie ich in dir was großes werde? Morgen früh will ich den Ausrufer aufsuchen, und meine

Denare zurückfordern. Weigert er sich, so ziehe ich ihn vor den Kadi." Zornig ging er zu Bette, und schlief unsanft bis ihm im Traum ein Geist erschien und ihm die liebliche Stimme: „Wunderwagen! auf dem man was großes wird," vors Gemüth brachte. Mit dem ersten Strahl der Morgenröthe sprang er auf und eilte zum Markte, wo er den Ausrufer sogleich fand.

„Gib mir meine Denare zurück," redete er ihn an, „und nimm deinen Wagen, oder sage mir dessen Wunderkräfte; wo nicht, so führe ich dich als einen Betrüger zum Richter." „Die Wunderkräfte weiß ich selbst nicht," antwortete der Ausrufer, „komm aber zu dem der ihn mir zum Ausbot gegeben hatte, und frage ihn selbst." Er führte ihn zu einem Künstler der im Gerücht der Zauberei stand, und als ihn der Taglöhner eben so hart wie den Mäkler angeredet hatte, antwortete ruhig der Künstler: „Hast du mich denn schon über die Eigenschaften des Wagens befragt? Du kauftest ihn ohne sie wissen zu wollen, und ich dürfte sie dir jetzt verschweigen. Das will ich aber nicht. Nimm diese Gerte, setze dich nach Untergang der Sonne in den Wagen (denn am Tage hat er keine Kraft), berühre ihn mit der Gerte und sprich: „Wagen, flieg auf! Wagen, flieg auf!" Nenne ihm dann den Ort wohin du willst, und du wirst seine Wunderkraft erfahren." Freudig verließ der Tagelöhner den Künstler, konnte den Untergang der Sonne kaum erwarten, als er schon, die Gerte in der Hand, im Wagen saß, und die magischen Worte aussprach, ohne selbst noch zu wissen wohin die Reise gehen sollte? Plötzlich hob sich der Wagen höher und höher, fast schon bis zur Milchstraße empor. „Zum Garten des Sultans hinunter," sprach er schnell zum Wagen, und der Wagen senkte sich sanft nieder.

Auf einer Terrasse vor einem offenen Fenster blieb er stehen; der Tagelöhner sah und stieg zum Fenster hinein; es war das Schlafzimmer der Tochter des Sultans; sie schlief bei einer brennenden Lampe. Wie war dem Tagelöhner als er vor ihr stand! und

wie war ihr als sie augenblicks erwachte! In der Tracht worin er erschien, glaubte sie einen Räuber vor sich zu sehen, und bot ihm sogleich alle ihre Kostbarkeiten an, wenn er sich entfernte. „Ich bin nicht für den du mich hältst," sprach der Mann mit der Gerte; „Israel bin ich, der Engel des Todes. Ich komme deine Seele zu nehmen, und deines Vaters, deiner Mutter, der Veziere, der Generale, des ganzen Hofes und Hauses Seelen." Erschrocken fiel ihm die schöne Prinzessin zu Füßen: „Womit, womit hat mein guter Vater dieß schreckliche Gericht verdient?" „„Er und du können es von allen abwenden," sprach der falsche Israel: „„denn Liebe zu dir zog mich in diesen Palast. Vermählt dein Vater dich mir förmlich, so bleibst du, so bleiben alle am Leben, und wir genießen hier im Palast fröhliche Tage. Nächsten Freitag erscheine ich hier um dieselbe Stunde. Rettet euer Leben." Er sprach's und ging zum Fenster, wo auf der Terrasse sein Wagen stand. Stolz setzte er sich hinein. „Nach Hause," rief er, und schlug mit der Gerte. Der Wagen hob sich; die Prinzessin sah ihn auffahren, höher und höher bis er nahe der Milchstraße ihrem Auge verschwand. Keinen Augenblick zweifelte sie daß der Erschienene der Engel des Todes gewesen; kein Schlaf kam ihr mehr in die Augen, und am Morgen erzählte sie die Geschichte.

Sogleich wurden die Veziere versammelt; der Sultan der zuerst alles für einen Traum halten wollte, trug ihnen die Sache vor; „Herr," riefen sie einstimmig, „setze dein und unser aller Leben nicht in Gefahr; mache Anstalt auf die Zeit wenn er kommt, und vermähle ihm deine Tochter." Die Prinzessin ward gerufen; aus Liebe zum Vater und weil der Engel ihr seine Neigung zu ihr bekannt, auch nicht so schrecklich erschienen war als sie ihn sich sonst immer gedacht hatte, ließ sie sich das Opfer gefallen; alle Anstalten wurden gemacht, und unter den verschiedensten Gemüthsbewegungen der Theilnehmenden Tag und Stunde erwartet.

Indessen machte sich Hassan, so hieß der Taglöhner, auch zum Vermählungsfeste bereit. Aus dem Zimmer der Prinzessin hatte er eine Perlenschnur entwandt, und durch den Verkauf Einer Perle gewann er so viel daß er sich anschaffen konnte was er zu seiner hochzeitlichen Erscheinung nöthig glaubte. Er kaufte sich einen grünseidenen Talar, einen Gürtel um die Brust, und Zeuge von allerlei Farben, seinen Wagen auszuschmücken der ihm sehr nackt schien. Ueber den Sitz wölbte er eine Art von Cuppole, setzte darauf zwei Laternen mit Lichtern; vor allem aber flocht er aus den gestohlnen Perlen sich selbst eine Krone. Majestätisch setzte er sich, als die Stunde nahte, in den Wagen, und rief: „zur Terrasse des Sultans." Der Wagen hob sich, die Lichter brannten, viel falsche Steine schimmerten auf dem Verdeck des Wagens; so schwebte er eine Zeitlang über der Terrasse, auf welcher der Sultan mit den Vezieren und allen Großen seines Hofes versammelt stand, ihn zu empfangen. Als sie den schwebenden funkelnden Wagen sahen, fiel alles nieder. „Sey gnädig deinen Knechten!" riefen sie mit Einer Stimme, als Israel stolz aus dem Wagen trat und die Rechte der Tochter vom Vater begehrte. Dieser gab sie ihm; sie schieden in ihre Gemächer, der Sultan mit seinem Hofgesinde in die seinen. So lebte Hassan acht fröhliche Tage mit seiner reizenden jungen Gemahlin, versenkt und ertrunken in Ergötzungen von Speise und Trank, von Musik und Liebe, unbekümmert um den Wagen den er auf der Terrasse gelassen und was aus ihm geworden.

Ein schrecklich Ende hatte dieser genommen. Ein Küchenjunge hatte ihn gesehen, zerhackt und verbrannt; mit seinen Lappen hatte er sich bekleidet.

Kaum waren die ersten acht Tage des Wohllebens vorüber, als Hassan wie aus einem Traum erwachte. Er ward gewahr daß einige Verschnittene ihn scharf bemerkten; vorzüglich nahm einer ihn ins Auge, dessen er sich selbst als seines ehemaligen Bekannten

erinnerte. Sodann trat Furcht, entdeckt zu werden, an die Stelle der Wollust und Freude; er frug nach seinem Wagen, und als er dessen Schicksal erfuhr, wie fürchterlich tobte er! Vergessend der Person die er zu spielen hatte, sah die Prinzessin nur den groben Tagelöhner in ihm der wüthete und auffuhr. Ihn zu besänftigen, ließ sie aus den Schätzen ihres Vaters einen goldnen Wagen heranfahren, geschmückt mit Perlen und Diamanten, den sie ihm anbot. „Meinst du," schrie er, „daß ich Eures Erdenguts begehre; von himmlischer Natur war mein Wagen; den schaffe mir wieder!" Aber er war in Asche verwandelt, und dem fürchtenden Hassan blieb nichts übrig als — die nächste Nacht zu entwischen, damit er nicht entdeckt würde.

Zurück in seine arme Kammer gelangt, und auch hier voll Angst, in den Kleidern die er an sich trug, entdeckt zu werden, verschloß er sich einige Tage, bis ihn zuletzt der Hunger wild aufbrachte. Schon wollte er sich das Leben nehmen, als — augenblicks die Erde bebte, und ein Genius vor ihm stand, furchtbar im Anblick. Sein Haupt in den Wolken, den Fuß auf der Erde, sprach er wie Wirbelwinde zu Hassan, der auf dem Angesicht vor ihm lag: „Elender dem ich dienen mußte! Ich der Genius der Lüfte. Wo ist der Wagen, an den ich gebannt war? in die Elemente ist er zurückgekehrt, und du, unwerth des Geschenkes, vergaßest ihn schändlich. Wohlan! mich hast du dadurch befreiet, und zum Dank erscheine ich dir in einem Augenblick der dein Leben endigen sollte. Nimm diese Kappe und diesen Ring; die Kappe macht dich unsichtbar; der Ring, wenn du ihn drückst, schafft dir in jeder Gefahr Hülfe. Nur habe ihrer besser Acht als des Wagens. Du spielst eine gefährliche Rolle, indem du den Namen des Todesengels angenommen hast, und hast deine Rolle bisher schlecht gespielet. Hüte dich vor ihm, und falle nicht in sein Amt. Meine Elemente dienten deinem Wagen; aus meiner Hand empfängst du diese

Geschenke. Kein tödtender Geist bin ich, sondern ein belebender Geist. Belebe!" Der Genius verschwand in die Lüfte. Mehr von den Geschenken des Geistes als von seiner Lehre durchdrungen, erhob sich Hassan, steckte den Ring an, und drückte die Nebelkappe sich auf, freudig. Er versuchte sich in die Straßen; niemand sah ihn. Er kam vor des Sultans Palast, ging durch viele Gemächer; niemand bemerkte ihn. Im Zimmer der Prinzessin saß er nieder; sie sah ihn nicht, bis er — die Kappe hinwegschob. „Ei, mein Gemahl!" sprang sie auf und lief ihm in die Arme, „wo kommst du her? wo warst du so lange? Bist du noch unwillig des Wagens wegen? bin ich Unschuldige noch unter deinem Zorn?" „Denke mir daran nicht mehr," sprach der vermeinte Israel. „Die Geschäfte meines Berufs sind zu vielfach und traurig. Von solchen komme ich her; schaffe mir Speise." Sogleich wurden die Tische bepflanzt mit den köstlichsten der Speisen und Getränke; der Engel des Todes aß und trank sich satt und fröhlich. Er wurde gar freundlich.

Desto übleren Verdacht faßten die Veziere, als sie seine plötzliche Rückkunft erfuhren; sie hatten mancherlei auskundschaftet. „Geruhe Eure Herrlichkeit," sprach in der ersten Session des Divans der erste Vezier zum Sultan, der ihnen die frohe Wiederkunft seines genialischen Schwiegersohnes kund that, „geruhe, erhabener Monarch, ihn nur durch etwas zu erproben. Was dir gefällt, begehre von ihm; er kann, wenn er der wahre Israel ist, er wird es dir nicht weigern."

„So hätte ich dann," sprach der Sultan (es war Winter), „etwa einen Appetit nach frisch gewachsenen Aepfeln." „Die werden Eurer Hoheit unendlich wohlthun!" sprach der Leibarzt und eilte zur Prinzessin, ihr den Wunsch ihres Vaters und des gesammten Divans Bitte zu eröffnen. „Nichts weiter?" sprach Israel. „Hören ist gehorchen! Sage es deinem Vater im vollen Divan." — Als Narzane (so hieß die Prinzessin) freudenvoll dahin eilte, drückte Israel

den Ring, ein Genius trat hervor, der Befehl ward gegeben und — die Aepfel lagen da; eine Menge Aepfel, weiß und gelb und roth, von mancherlei Art, in jeder Stufe des Wachsthums. Das Gemach duftete von Gerüchen des Paradieses. „Weißt du, woher ich sie holte?" sprach der Genius, indem er sie ausschüttete. „Weit her! Aus den Gärten der Peri's, wo Früchte das ganze Jahr durch blühen, wachsen und reifen." Er verschwand; eben als er verschwunden war, trat die Prinzessin herein und sah die Früchte. Und als sie ihr Vater sah, wie staunte er! „So lange habe ich regiert," sprach er, „ließ jedes Jahr die besten Früchte Syriens kommen, und nie sah ich eine dieser Früchte." Er dankte dem Schwiegersohn, füllete den Busen und Kleid mit ihnen, und eilte zurück in den Divan. „Nie," sprach er, „sage mir jemand etwas gegen Israel, hier ist der Beweis seiner Wahrheit; wer von Euch schafft mir, und zwar in Einem Nu, solche Früchte?"

Jetzt lebte das Ehepaar ruhig fort, ohne daß Hassan den mindesten Gebrauch seines Hutes und Ringes weder zum Bösen noch zum Guten machte. Er ließ sich's wohl seyn, und weil er doch auch gebildet seyn mußte, ward er — ein Gönner der schönen Künste; weiter focht ihn nichts an, bis abermals ein Nothfall ihn zwang an seinen Ring zu denken, ein trauriger Fall, der dem Sultan begegnete daß ihm seine geliebteste Sklavin vom Geisterkönige der Abendröthe entführt ward. Ein schrecklicher Unfall.

Als Nika nämlich, so hieß die Lieblingssängerin des Sultans, an einem schönen Abende vor ihm saß, und die Laute rührte, begleitete sie den Ton des Saitenspiels mit so anmuthigen Tönen daß der König des Geisterreichs der Abendröthe selbst, von ihrem lieblichen Gesange herbeigezaubert, ungesehen ihrem Anblick, in den Strahlen seines Lichtes verborgen, vor ihnen weilte. Und weil eben die Hochzeitnacht seines Sohnes einbrach, den er mit der ältesten Tochter seines Bruders, des Geisterkönigs der Morgenröthe,

vermählen wollte, schlüpfte er sie auf seinem letzten Strahl hinweg, in der Idee sie dem schlummernden Sultan Morgens in der früheſten Frühe wieder zu geben, wenn sie indeß seine Hochzeitgesellschaft mit dem Zauber ihrer Stimme und ihrer Saiten ergötzt hätte. Der Anschlag mißlang; vor der Absendung durch einen der Genien der Morgenröthe hatte sich ein schwarzer Schattengeist ihrer bemächtigt und sie fünf Klafter tief in der Erde in seine Höhle verborgen. Die Geister weder des Morgen- noch Abendroths wußten ihren Aufenthalt; denn dahin drang keine ihrer Strahlen. Der alldurchdringende Genius der Lüfte allein wußte ihn, und glücklicher Weise war er's dem der Wagen gehört hatte, deß der Ring war, der die Verborgene wieder schaffen konnte.

Als der Sultan sie vermißte, und niemand sagen konnte wohin sie sey, entstand eine allgemeine Trauer bei Hofe. Der Sultan, seines Lebens überdrüssig, entzog sich den Geschäften und ward unsichtbar. Ein allgemeines Mißvergnügen entstand, der Aufruhr war nah, als — sein erster Vezier vor ihn trat: „Herr, erinnere dich deines Schwiegersohnes! Ohne Zweifel ist der Engel des Todes hiebei mit im Spiel." Die Prinzessin ward gerufen; an Israel erging die vorige Bitte, und „hören ist gehorchen!" antwortete er; „gehe hin und tröste deinen Vater." Er strich den Ring; der Genius erschien; dieser, da er die Entführte nirgend fand, wandte sich zum Geist der Lüfte, und mit Einem Stoß hatte dieser sie aus dem Abgrunde herauf, den schwarzen Erdegeist tödtend. Auf Schwingen des Zephyrs setzte er sie, die Laute in der Hand, auf ihren Sopha nieder. Sie rührte die Saiten, der König hörte den Gesang und flog zu ihr; die Prinzessin gleichfalls. Sie erzählte ihnen ihre Wundergeschichte.

Indeß stand der Genius der Lüfte, der sie wiedergebracht hatte, ernst vor Hassan da: „Du bist meinem Rathe nicht gefolget. Wozu hast du meine Geschenke gebraucht die ich dir anvertraute? Nur dem

Müßiggange, dem Hunger und der Wollust hast du gedienet. Fürchte dich! dir nahet ein Unfall!" Er entschwand, eben als die Prinzessin eintrat, ihrem Gemahl dankend, ihm die Freude des Vaters verkündend. Dieser, der sich vor Dank nicht zu lassen wußte, bot ihm sein Königreich an und machte ihn zuletzt — zum Mitregenten. Ach, wäre er's nie geworden!

Denn jetzt sammelten sich um ihn Schlangen und Hyänen des Neides, der Verfolgung. Die Schlangen züngelten ihm Argwohn ins Ohr; die Hyäne stiftete Aufruhr. „Wie? einem unbekannten Fremden, einem Betrüger, einem Zauberer sollten wir dienen?" Die Veziere regten nicht nur Volk und Heer, sondern auch einen mächtigen Nachbar auf, der das Reich bekämpfte und bis vor die Hauptstadt drang; sie mit dem Heere schlugen sich zu ihm. Hassan voll Zornes und voll Verzweiflung drückte seinen Ring; der Genius der Lüfte stand vor ihm. „Du hast meinen Rath nicht befolget," redete er ihn an, ernst drohend, „und nicht gebraucht meine Geschenke. Als König der Völker sollte der Hut dich decken, um unsichtbar alle Klagen und Beschwerden deines Volkes zu hören; der Ring an deinem Finger sollte sie abthun; denn das ganze Geisterreich stand zu deinen Befehlen. Deine Zeit ist vorüber; was willst du?" „Waffen und Harnisch," rief Hassan, „daß ich mich an meinen Feinden räche, und deinen brennenden Diener Sammiel,[1] der mich begleite." „Sofort," sprach der Geist der Lüfte, „bist du aus meiner Hand, in der Gewalt des wahren Jesraels, dessen Namen du stahlest." Weg war der Ring von seinem Finger, weg die Kappe aus seinem Busen; verschwunden war der Geist der Lüfte, und Sammiel stand vor ihm mit Schwert und Harnisch. Er kleidete ihn an, sie schritten hinaus ins Lager. Wohin sie traten, lagen Leichen umher; keinem Flehenden ward vergeben.

Als Lager und Feld eine Todtenstätte waren, auf der Hassan

[1] Der brennende Wind der Wüste.

wild umherblickte, senkte sich eine schwarze Wolke vom Himmel nieder; Jesrael, der wahre Engel des Todes, stand vor ihm mit dem flammenden Schwert. Du hast meinen Namen gemißbraucht, Elender, und mein Amt unberufen verwaltet. Empfange den Lohn." Er berührte ihn mit dem flammenden Schwert, und Hassan, voll der empfindlichsten Schmerzen, brannte zu einem Haufen stinkender Asche hinunter. „Du, Sammiel, sprach der Engel des Todes, was hast du unter Menschen? Entweich in die Wüste."

So traurig endete die Geschichte auf diesem Helden- und Siegesfelde; dagegen trat der belebende Genius der Lüfte in Gestalt eines blühenden Jünglings zum erschrockenen Sultan und seiner traurenden Tochter ein. „Traure nicht, Narzane, fasse dich, König; eines Unwürdigen seyd ihr los, der meine Geschenke nicht zu brauchen wußte. Auch eurer treulosen Diener seyd ihr los; sie liegen auf dem Felde. Vermähle dich, Tochter, mit einem Edlen, der deiner Gemüthsart gleich sey. Am Hochzeittage will ich dir erscheinen, und du, guter Sultan, sollst in Glück und Friede regieren. An Hassan machte ich eine unglückliche Probe, die euch zu erstatten meine Pflicht ist." Hiemit berührte er der Nika Instrument, die Laute; sie erklang; auf dem lieblichsten Klang ihrer Saiten schwebte er langsam davon. Begeistert ergriff Narzane die Laute und sang:

Himmlische Gaben, ach wie selten,
Wie selten nützen wir euch.
Geister, höret uns nicht, wenn wir verlangen und wünschen!
Aber auch ungewünscht
Bleibe zu großes Glück
Uns fern!
Nicht mit dem Ringe, nicht mit dem Hut
Wird uns ein größeres Herz.

F r ü ch t e

aus den sogenannt

goldenen Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts.

Einleitung.

Man ist gewonht das Zeitalter Ludwigs XIV. so wie der Königin Anna in England goldene Zeitalter der Literatur zu nennen; Zeiten Saturns, goldne Zeiten für die Menschheit waren weder das eine noch das andre. Kriege verwüsteten Europa; in Staatssachen Parteigeist, in Religionssachen Haß und Verfolgung, zwischen den Classen der Menschen Entzweiung, Aussaugung oder Niederdrückung der untern Stände durch die obern, ein falscher Nationalhaß, eine falsche Nationalehre, ein Streben nach blendendem Schimmer, nach Bequemlichkeit, Witz und Vergnügen bezeichnen den Anfang des verwichenen Jahrhunderts, auch an den lichtesten Plätzen unsrer westlichen cultivirten Welt; die schweren Folgen davon fielen größtentheils auf den zahlreichsten, den arbeitenden Theil der Nationen. Er mußte leiden und darben, indeß wenige im Glanz der Ehre oder im Ueberfluß üppiger Freude lebten. „Als Ludwig XIV. starb, sagt ein Augenzeuge, [1] schien das zerrüttete, gedrückte, verzweifelnde Volk seinen Tod als eine Befreiung zu fühlen; die Aus-

[1] Mémoires du Duc de St. Simon, T. I. p. 264.

länder, ob sie wohl hoch erfreut darüber waren, endlich eines Monarchen los zu seyn der ihnen so lange Zeit hin Gesetze gegeben, und der ihnen durch eine Art Wunder in dem Moment entkommen war in dem sie am sichersten auf seine Unterjochung rechnelen, sie betrugen sich anständiger bei seinem Tode als die Franzosen." Gewiß lagen diese und andere hochgerühmte goldne Zeilen Rousseau vor als er in seiner beredten Declamation gegen Künste und Wissenschaften die Frage aufwarf: ob und wie viel diese zum Wohl der Menschheit beigetragen hätten oder beitrügen?

Nicht also uneingeschränkt auf Wohlseyn unsres Geschlechts oder auch nur einer Nation verbreitet sich der Glanz des Worts gülden, sondern nur auf das was dazu ein Werkzeug seyn sollte, auf Künste und Wissenschaften. Wie hoch nun standen diese in dem genannten Zeitalter? Sind ihre Productionen unübertrefflich ewige Muster in jeder Art? Stehen sie ältern Zeitaltern der Griechen, der Römer, der Italiener, Engländer u. s. vor? Sind sie seitdem übertroffen worden? oder bleiben sie, Corneille und Racine, Molière und Lafontaine, Boileau, Fontenelle, Addison, Swift, Gay, Pope u. s. stehende Muster für alle künftigen Zeiten? Ein Jahrhundert weiter gerückt, können wir diese Fragen reiner und sichrer beantworten, als man sie in den Zeiten Ludwigs und der Anna selbst durch Streitigkeiten und Bücherkriege beantworten konnte.

Wären sie aber auch wichtig, diese Fragen? Mich dünkt es. Denn gibt es nicht noch auf der einen Seite einen Hofgeschmack (de la vieille cour), der über das Zeitalter Ludwigs nichts erhabeneres, über Addison und Pope nichts kunstmäßigeres kennet? Auf der andern Seite, wem sind die neueren Horden unbekannt,

die diese einst so berühmten Werke des Geschmacks für wenig mehr als für Knabenspiele und abgekommene Tanzübungen achten? Still-nachdenkend erhebe die Göttin hier ihren Arm und messe und wäge. Jede verlebte Zeit, jede Nation, alle gelten ihr gleich; Athen und Rom, Paris, Twikenham und Tibur. Ihre Greife schreiten über Völker, Länder und Zeiten.

Gäbe es aber auch einen Maßstab des Wahren, Schönen, Guten für alle Völker, für alle Zeiten? Daran lasset uns nie zweifeln. Was bloß auf Nationalgeschmack, auf sogenanntpatriotischer Parteilichkeit, auf Cokletterie und eigensinnigem Humor, oder gar auf Wahnsinn, Frechheit und Ueppigkeit beruhet, fliegt auf der großen Wage, die über allen Völkern schwebt, bald aufwärts. An jenem Läuterungsfeuer das Zeiten nach Zeiten immer feiner durchglüht, hält es bald die Probe nicht aus und verdampfet.

Kaum gibt es etwas unterrichtenderes, kaum aber auch etwas schwereres als ein solches Gericht über die Todten, und zwar über die größesten Geister der Vorwelt. Den Prunk ihrer Zeit abgelegt, Geist vor dem Geist stehen sie da. Die Tuba eines leeren Rufs ist verhallet: die entfernte Echo murmelt vielleicht etwas ganz anderes als was ihre Nähe jauchzte. Vollends die Irrwische, die Sternschnuppen? Ein Klümpchen Schlamm liegen sie am Boden.

Aber die ewigen Gedanken bleiben; mit den Jahrhunderten entwölken sie sich, immer heller aufglänzend. Auch die wesentlichen Formen der Künste des Schönen dauren; fast nur im Bedeutungslosen oder in Zusätzen der Unform ändern sich ihre Gestalten. Ungeheuer viele Namen trägt nach jener schönen Fabel Ariosts [1] der muntergeschäftige Greis, die Zeit, in den Strom der Vergessenheit,

[1] Orlando furioso Canto XXXV.

um welchen mit großem Geschrei unaufhörlich Raben, Elstern und gierige Geier schwärmen. Hie und da erhaschen sie einen hingeworfenen Namen mit Klaue oder Schnabel, lassen ihn aber bald wieder sinken; zwei heilige, weiße Schwäne wachen über wenige große Namen, fangen sie auf, und tragen sie zum Tempel der Unsterblichkeit hinüber.

1.

Geschichte.

Unter Ludwig XIV. existirte sie nicht. Historiographen besoldete er; weise aber unterließen sie es ihr Amt zu verwalten. Er nahm sie mit zu Felde seine Thaten zu sehen; Boileau stieß laut in die Drommete: „Großer König, höre auf zu siegen, oder ich — höre auf zu schreiben" (an dergleichen Lob war Ludwigs Ohr gewöhnt); der Satiren- und Odenmacher schrieb aber keine Geschichte. Racine, der zarte, blöde Racine, fiel fast in Ohnmacht als er in Gegenwart des Königs und der Maintenon den Namen Scarron als eines Possenreißers unvorsichtig genannt hatte; und als der König in einem von ihm namenlos aufgesetzten, der Maintenon anvertrauten Memorial über die damalige Noth Frankreichs, ihn höchstungnädig erkannte, grämte sich der arme Dichter zu Tode. Racine also schrieb keine Geschichte. Pater Daniel, ein Jesuit, verstand das Ding besser. In seiner Geschichte von Frankreich machte er von der Familie d'Aubigné, zu der sich die Maintenon zählte, eine so glänzende Erwähnung daß sein Buch bei den Höflingen, und durch sie weiterhin schnellen Lauf gewann. Er ward königlicher Historiograph, und genoß seine Pension schweigend.

Wie kann man auch nur denken daß ein Monarch wie Ludwig bei seinen Lebzeiten einen Geschichtschreiber habe? Ist die erste Pflicht dieses, Wahrheit zu sagen, Falsches nicht zu sagen, mit kühner Hand Glanz und Schimmer hinweg zu thun wo diese die Begebenheiten

entstellen, Charaktere verfälschen; wie war ein Geschichtschreiber an einem Hofe, unter einer Regierung denkbar, die ganz Schimmer, Schimmer von so betäubender, blendender Kraft war, daß er die Welt um sich her zu einer Zauberhöhle machte, in welcher allenthalben nur der Name des großen Monarchen glänzte. Das einzige Wort Ludwigs: l'Etat c'est moi! verbot unter seinen Augen alle Geschichte.

Und wie fernhin reichten diese Augen! Er der die Holländer einiger öffentlichen Spöttereien wegen mit einer fürchterlichen Kriegsmacht anfiel, er der Bussi-Rabutin eines ungezognen Couplets wegen verbannte, und des Telemachs wegen Fenelons unversöhnlicher Feind war; ein Machthaber wie er litt keine Geschichte.

Keine andre wenigstens als die ihm aus seinen eignen, auf seine eignen Kosten dargebracht ward, eine metallische goldne; aus Denkmünzen die er auf sich hatte prägen lassen, mit Aufschriften dazu er eine eigne Akademie bestellt hatte; eine vollwichtiggoldne Geschichte. [1]

Desto hämischer neckten ihn dafür seine Feinde; desto lauter schrien seine Verfolgten. Von beiden Seiten war also keine Geschichte zu erwarten, die in gemäßigtem Licht einen ruhigen Anblick fordert.

Aber die Scenen rücken vorbei; die Zeiten ändern sich und erscheinen in ihren Folgen; dann erst beginnt eine vergleichende Geschichte. Verzweifle niemand daran daß wir oder unsre Nachkommen die großen Begebenheiten unsrer Zeit nicht auch als Geschichte sollten kennen lernen. Auch sie werden in die Entfernung treten, in der allein sie ein Maß mit reinem Anblick gewähren. Was im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Ludwig, Wilhelm, Eugen, Marlborough und andre, waren in Mitte des Jahrhunderts andre Helden; alle haben ihr Maß gefunden. Die schädlichste Krankheit der Geschichte ist ein epidemischer Zeit-

[1] Histoire métallique de Louis XIV.

und Nationalwahnsinn, zu dem in allen Zeitaltern die schwache Menschheit geneigt ist. Nichts dünkt uns wichtiger als die Gegenwart, nichts seltner und größer als was wir erleben. Treten nun zu diesem engen Gefühl noch aufblühender Nationalstolz, alte Vorurtheile von mancherlei Art, Verachtung andrer Völker und Zeiten, von außen anmaßende Unternehmungen, Eroberungen, Siege, vor allem endlich jene behagliche oder vornehme Selbstgefälligkeit hinzu, die sich selbst als den Mittelpunkt der Welt auf dem Gipfel der Vollkommenheit wähnet, und nach dieser Voraussetzung alles beäuget: so kommt in dieß ganze chinesische Gemälde eine Verzogenheit der Begebenheiten und Figuren, die bei angewandtem Talent zwar unterhalten, vielleicht auch bezaubern kann, am Ende aber doch ermüdet. Wir fühlen uns durch die glänzende Darstellung getäuscht, und sind unwillig über diese Täuschung; denn die Folgezeit hat den falschen Firniß abgestrichen, die Begebenheiten anders gerückt, und die Gestalten rein modelliret. Wie wenige Geschichten des vorigen und der ihm vorangegangenen Jahrhunderte lassen sich jetzt noch mit zustimmendem Urtheil vom Werth der Dinge lesen! Anmaßungen, Entwürfe, Schlachten, Lobsprüche, Siege — alles hat mit dem Ende des Jahrhunderts ein andres Maß erhalten; und wer bürgt uns dafür, ja wer darf es sich anmaßen daß er dieß Maß schon in der bestimmtesten Reinheit der Absichten und der Schätzung der Dinge habe? Auf jeden Fall indeß sind wir weiter.

Die Geschichte Wilhelms von Oranien und der Königin Anna hatte, obwohl aus andern Ursachen, dasselbe Schicksal. Die Gährung der Whigs und Tories, die hundert Dinge in einander mischten, und ihre Bestrebungen mit jedem neuen Minister änderten, ja die oft selbst nicht wußten was sie wollten, machten lange Zeit jede reine Ansicht der Begebenheiten und Charaktere unmöglich. Swifts Geschichte der letzten Jahre dieser Königin ist das trockenste seiner Werke, und da es das aufrichtigste seyn will, doch auch ein-

seitig, parteilich. Es gehört ein Erwachen dazu den Traum und Drang der Begebenheiten zu ordnen wenn er — geträumt ist.

Wie viel gehört überhaupt zum leicht ausgesprochenen Wort Geschichte neuerer Zeiten. Ein schätzbarer Schulmann ließ eine Rede über den Satz halten, „daß die neuere Geschichte zwar angenehmer, bei weitem aber ungewisser sey als die alte,“ [1] und führte zu dessen Bestärkung als ein eifriger Verehrer der alten manche Gründe an. Das Ungewisse bei Seite gesetzt, in welches sich die alte und neue Geschichte verhältnißmäßig wohl theilen möchte, ist die neuere Geschichte viel zusammengesetzter und verflochtner als die alte. Die Führung unsrer Geschäfte, ihre Hülfswerkzeuge und Maschinen, noch mehr die Entwürfe und Charaktere der jüngeren Welt haben jene plane Evidenz verloren, die uns in der Geschichte der Griechen und Römer bezaubernd festhält. Alle Begebenheiten Europa's laufen in einander, und ihre ersten Triebfedern sind oft wo man sie am wenigsten sucht, im dunkelsten Winkel, nicht etwa eines Cabinets, sondern einer Gesindstube oder in einem noch heimlichern Raume. Die Register eines Staats (Departemente genannt) tönen oft in einem solchen Gewirr, oder eins, gewöhnlich das Kriegswesen, ruft allen andern so laut vor, daß eine Geschichte der Zeit, d. i. eine Harmonie zu ziehen, gewiß das Werk nur eines Orpheus, Amphions, oder gar eines himmlischen Genius seyn möchte. Hätte Boulainvilliers z. E. aus den zweiundvierzig Foliobänden von Berichten, die über den Zustand Frankreichs auf Befehl des Herzogs von Bourgogne einlangten, ein Gemälde entwerfen wollen, wie aristokratisch wäre es geworden! Hätte Bossuet eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, welch eine clericalische Gestalt würde sie gewonnen haben, da z. B. der Abt de Choisy seinen König zu einem förmlichen David und Salomo machte. Die jüngste, späteste Tochter Mnemosynens ist die Muse einer wahren Geschichte

[1] Joh. Mich. Heinzens kleine deutsche Schriften. Th. II. S. 228.

wenn wir in Mitte oder zu Ende des Jahrhunderts an sie oder an Vorläuferinnen derselben kommen werden: mit welcher Freude wollen wir sie begrüßen! mit welcher hoffnungsreichen Aussicht auf zukünftige Zeiten wollen wir sie umarmen!

Damit wird den Geschichtsforschern Frankreichs und Englands unter Ludwig, Wilhelm und Anna an ihren Verdiensten nichts geraubet. Sie übten sich in ältern Zeiträumen, über die sie frei schreiben durften. Der brave [1] Mezerai in Frankreich, Rapin de Thoiras in England thaten so viel sie konnten; St. Reals Geschichte der Verschwörung in Venedig, du Bos Geschichte der Ligue von Cambrai, Vertots Revolutionen mehrerer Völker, Rollin u. s. werden immer noch mit Wohlgefallen gelesen. Die zum Apparat der Geschichte in Bibliotheken, Sammlungen oder in historischer Kritik beigetragen, le Long, Lauriere, Launoy, Mabillon und so viel andre Sammler in Frankreich und den britannischen Inseln sind durch ihre Mühe oder durch ihre Kritik sehr schätzbar. Die Akademie der Aufschriften lieferte treffliche Discussionen über die alte und mittlere Geschichte, insonderheit Frankreichs; aus Furcht der Unsicherheit in den nächsten Gegenden besuchte die historische Muse entlegnere Reviere. „Wie werden Sie es machen, fragte der Herzog von Bourgogne den Abt Choisy, um zu sagen daß Karl der Sechste närrisch war?“ „Monseigneur, antwortete dieser, ich werde sagen: er war närrisch.“ So als Ludwig XIV. den Geschichtschreiber Mezerai fragte: „warum er Ludwig XI. zum Tyrannen gemacht habe?“ antwortete dieser demüthig: Sire, pourquoi l'était-il? Damit hatte das Gespräch ein Ende; beim grand Alcandre selbst wäre es damit nicht beendet gewesen.

[1] Allzu verkannte. M.

Geschichte und Dichtkunst.

Ein Musengespräch in der vaticanischen Rotonda.

Im schönen Musentempel, wo ich einst
Anschauend in Begeistrung mich verlor,
„Jungfräuliche Gestalten, sprach ich, lebtet —
Wo lebtet ihr? Der reinen Menschheit Bilder,
Woher nahm euch der hohe Genius?“

Da füllte des entzückten Phöbus mich,
Des schönen Jünglings Päan; und das Chor
Der Musen mit Gesang und Flötenton,
Psalterion und Leier stimmten ein;
Kalliope mit aufgeschlagnem Buch,
Euterp' und Erato, Terpsichore,
Thalia; nur die Muse der Geschichte
Saß schweigend da mit weggewandtem Blick.

Ich nahete mich ihr, und Geist zu Geist
Verstand sie mich, antwortete mir sanft:
„Du wunderst, Fremdling, dich, daß ich im Chor
Der lauten Schwestern schweig'? Ich horche zu
Und merk' auf unsres hohen Führers Anklang,
Und lern' an jeder lebendem Gesang.
Kalliope stellt meinem Ohr vor Augen
Was einst geschah. Umfang und Ziel und Zweck,
Das Maß der Gegenwart und Leidenschaft,
Lern' ich aus ihrer und der Schwestern Weise;
Doch steht auch schweigend dort Melpomene,
Die ihren Fels hinansteigt; siehe dort
Urania mit ihrem Stabe, mit
Erhobnem Finger Polyhymnia,

Sie lehren mich die höhre Harmonie
Der Weltbegebenheiten. Horch!"

Ich hörte —
Welch einen andern als der Leier Klang,
Als Flöt' und Cither und Psalterion!
„O Klio," sprach ich —

„Nenne mich nicht Klio,
Die Preisende; denn meine Tuba gab
Ich längst der Fama, die, die Wangen voll
Von Athem, Lob verkündet. Meine Mutter
War Mneme; [1] ihre liebste Schwester hieß
Melete; [2] und Aide [3] war die jüngste,
Ihr aller Mutter war Mnemosyne. [4]
Die Schwestern, die Aidens Abkunft sind
(So sagt der Göttersprüch), sie werden einst
Im Ansehn sinken; denn Mnemosyne
Mit ihren Töchtern, Mneme meine Mutter,
Melete und Aide, die drei höchsten
Und hehresten der Musen, kehren einst
Dem bessern menschlichen Geschlecht zurück.
Und sie erwarten meine nähern Schwestern,
Die Schweigenden; hier Polyhymnia,
Die mir der alten Gotteslehre Weisheit;
Urania, die mir der Welten Bau,
Der Zeiten Ordnung; dort Melpomene,
Die Heldenseelen mir als Heldin zeigt:

1 Bleibendes Andenken.
2 Ueberlegendes Nachdenken.
3 Die Sängerin.
4 Gedächtniß, Erinnerung.

Wir hoffen auf die Kommenden; und ich
(Dieß ist mein Amt) blick' in die Gegenwart,
Und horch' aus dem Vergangenen die Zukunft;
Denkwürdiges nur schreib' ich; Spiel und Tand,
Thaliens Masken, gehen mir vorüber.
Sey Fremdling, unser Freund, und lern auch du
Der Weltbegebenheiten Melodie
Erst hören, dann verstehn und lieben!"

Sie
Saß lebend vor mir; veilchenblau ihr Kleid,
Dunkelroth ihr Gewand mit blauem Saum,
Ihr Ohr und Armschmuck helles reines Gold.[1]
So saß vor mir die Königin und schwieg.

Ihr Horchen aus der Fern', ihr stiller Blick
Tief in die Zukunft; was sie zu mir sprach
Und vorverkündet', bleibt im Herzen mir.

Nicht Klio mit der Tuba ehr' ich fürder,
Die heil'gen Töchter der Mnemosyne,
Melete, Mneme und Aide, sie
Sind meine Musen. Wenn die Menschheit einst
Vom Traum erwacht, und jener schöne Jüngling
Nicht müßig mehr Eidechsen spießet;[2] wenn
Er Musenführer, Hirt, der Menschheit Arzt
Und ihr Befreier, seinen Päan singt —
Sind der gesammten Menschheit Musen sie.

[1] In einem bekannten Herculanischen Gemälde ist die Muse der Geschichte so gekleidet.

[2] Am Eingang der Rotunda standen der Schlaf an der einen, Apollo der Eidechstödter an der andern Seite.

Baco von der Geschichte.[1]

Unter menschlichen Schriften ragt an Würde und Ansehn die bürgerliche Geschichte hoch hervor. Ihrer Treue nämlich sind die Beispiele der Vorfahren, der Wechsel der Dinge, die Grundvesten bürgerlicher Klugheit, der Menschen Name und Gerücht anvertrauet. Zu ihrer Würde tritt ihre Schwierigkeit, die eben so groß ist. Denn den Geist in das Vergangene zurückziehen und ihn gleichsam alt machen, die Bewegungen der Zeiten, die Charaktere der Personen, der Rathschläge Gefahren, der Handlungen (als wären sie Gewässer) verborgene Leitungen; das Innere äußerer Vorwände, die Geheimnisse der Regierung mit Fleiß zu erforschen, sie treu und frei zu erzählen, hell endlich vor Augen zu stellen, dazu gehört große Mühe und ein großes Urtheil, insonderheit da alles Alte ungewiß, das Neuere mit Gefahr umwunden ist. Daher dann auch dieser Geschichte viel Fehler umherstehn, indem einige statt ihrer dürftige, gemeine, sogar unanständige Erzählungen vortragen, andre Particularberichte und Geschwätz darüber eilfertig in ungleichem Gewebe zusammenflicken, andre die Titel der Begebenheiten nur durchlaufen; wiederum andre jede Kleinigkeit, die zur Sache nichts thut, verfolgen; einige aus gar zu großer Nachsicht gegen ihren eigenen Witz vieles kühn erdichten; andre zwar nicht das Gepräge ihres Geistes, desto mehr aber ihrer Affecten den Begebenheiten eindrücken und zufügen; ihrer Partei wohl eingedenk, über die Dinge selbst aber untreue Zeugen. Manche, die sich in der Politik gar wohl gefallen, bringen allenthalben Staatsklugheit an, und da sie zu dieser Ostentation Auswege suchen, unterbrechen sie gar zu leichtsinnig den Faden der Erzählung; andre schalten lange Reden und Predigten, wohl auch lange Actenstücke ein, mit wenigem Urtheil, so daß offenbar unter allen menschlichen Schriften nichts seltener ist als eine eigentliche gesetzmäßige, vollkommene Geschichte.

[1] De augmentis scientiarum L. II. Cap. 5.

2.
Denkwürdigkeiten (Mémoires.)

Je ärmer an Geschichte (im hohen Sinne des Worts) der Anbruch des vergangenen Jahrhunderts war, desto reicher war er in Frankreich und England, zumal im ersten Lande, an sogenannten Denkwürdigkeiten (**Mémoires**). Was ist in ihnen für unsre Zeit brauchbar? worin sind sie auch für uns Muster?

Frankreich konnte sich trefflicher Memoires, fast von den Zeiten des wieder in Gang kommenden Schreibens rühmen. Der Mönchschroniken nicht zu gedenken; wer kann das Leben Ludwigs des Heiligen von Joinville lesen, ohne den gutmüthigen König, mit dessen Lebensweise man völlig vertraut wird, zu lieben? Nach Froissard und andern war im 15ten Jahrhundert bereits Philipp de Comines durch seine darstellenden trefflichen Denkwürdigkeiten ein Muster dieser Gattung von Schriften für seine Sprache worden. Ludwig den Eilften, sowie Karl den Kühnen siehet man in ihnen denken, handeln, leben; er traf in einen Zeitpunkt großer Begebenheiten, war beiden so scharf contrastirenden Führern derselben nah, und wägt, naiv erzählend, wie auf der Vernunftwage, ihre Gesinnung, ihr Betragen, ihr Schicksal. Werke solcher Art machen im stillen auf Jahrhunderte Eindruck; noch jetzt wird Comines in seiner besten Ausgabe [1] wie ein belehrender Roman gelesen. [2]

Fortan fehlten unter den folgenden Königen Denkwürdigkeiten ihrer Zeit, von vortrefflichen Männern geschrieben, nicht; insonderheit waren die Zeiten der Kriege seit Franz **I.**, noch mehr die Zeiten der Ligue daran fruchtbar. Die Memoires von Bellay, Thuans Geschichte seiner Zeit, Boivin, Castelnau, Tavannes, Monluc, d'Etoiles, Mornay, d'Aubigné, und wie viele andere! sind

[1] **Mémoires de Messire Philippe de Comines**, Ausgabe des **Langlet du Fresnoy Par. 1747. 4. Vol. 4.**

[2] Er ist der einzige welcher Ludwig den Eilften zeigt wie er war. M.

in ihrer Art schätzbare Schriften. Wem sind die **Mémoires de Sully** unbekannt? Unter Ludwig **XIII.** die Berichte von d'Avrigny, dem Marschall d'Etrées, Bassompierre u. s. Jeder ausgezeichnete Mann hatte in diesen verwirrten Zeiten seinen Memoire-Schreiber gefunden, oder er schrieb seine Begebenheiten und Ansichten der Dinge selbst.

Auf dieser sprachreichen lichten Höhe stand die Vorzeit Frankreichs, als Ludwig **XVI.** minderjährig auf den Thron kam. Die Zeiten der Fronde begannen und endeten mit einem Reichthum von Denkwürdigkeiten, die eifrig, fein, zierlich dargestellt und erzählet, Leser jeglicher Art und entgegengesetzter Parteien vergnügten. Die Memoires des Cardinals de Retz z. B. wird man lesen solange die französische Sprache dauert. Sie schildern den Lärmen um Nichts, der auf einen **jour de barricade** (ein Sperren der Gassen), auf nichts höheres hinausging, sammt dem nächtlichen Zusammenlaufen, Unruhen und Intriguen; bei diesen die Charaktere der Theilnehmer und Theilnehmerinnen in mancherlei Rang und Stande so lebendig daß man sich in ihrer Mitte befindet, und wenn man die bekannten Bildnisse dieser Personen dabei im Sinn hat, mit ihnen gleichsam mitlebet; selten zwar thätig mit ihnen, desto öfter aber wundernd und staunend, verabscheuend und bisweilen hochachtend. Der störende Cardinal, der nach einem Leben voll Unruhe zu nichts gekommen war, eigentlich auch zu nichts hatte kommen wollen, konnte in seinem hohen Alter besseres nichts thun als in Ruhe leben und seine Schulden bezahlen. Die Memoires von Joly, Rochefoucault, Gourville, der Herzogin von Nemours u. s., die der Erzählung des Cardinals als ergänzende Berichtigungen zur Seite gehen, bringen in diesen Winkel der Geschichte viel Licht der Menschenkenntniß, wenngleich nicht immer der Menschenliebe.

Als Ludwig selbst den Scepter ergriff, änderte sich der Ton solcher Denkwürdigkeiten nach jeder Weise des Hofes. Die galanten

Abenteuer des Königs mit dem immer trostlosen Ende seiner Maitressen gaben galante und traurige Memoires; die Kriegs- und Staatsbegebenheiten, das oft veränderte Hofleben von Zeiten der Königin-Vormünderin an durch alle Lebensperioden ihres verliebten, ehrsüchtigen, dann verwelkten und devoten Sohnes, mit allen Glücks- und Unglücksfällen der Höflinge und Minister, ihrer Werkzeuge und Diener, gaben Denkwürdigkeiten in der seltsamsten Mischung. Und da von diesem allen in der Classe von Menschen die damals für die einzig gebildete galt, allgemein gesprochen ward; da man die Bildnisse der Personen dieser Memoires damals an Höfen und in Schlössern aufstellte, so galten ihre Memoires selbst als Muster des Geschmacks und der feineren Lebensart allenthalben. Welche zierliche Bibliothek besitzt nicht Denkwürdigkeiten einer Motteville, Mont'pensier, d'Aunoi, Maintenon, eines Bussi-Rabutin u. s.? Welcher Kriegsmann der alten, galanten Zeit hätte sich nicht um die Memoires vom großen Condé, von Turenne, Vauban, Villars, Berwick, Luxembourg, Catinat u. s.; welcher Seemann nicht um die Denkwürdigkeiten Forbins, Tourville, du Gue Trouins; welcher Staatsmann nicht um die Berichte eines d'Avaux, d'Estrades und die Erzählungen eines Montglat, Bouillon u. s. bekümmert! Selbst die Denkwürdigkeiten die in den Zeiten der Revolution, also ein Jahrhundert später erschienen, und den Hof Ludwigs betreffen,[1] fanden eine Lesewelt als ob Ludwig noch lebte und herrschte. Ueberhaupt ist durch die französischen Memoires die Sprache, der Geschmack, die Denkart Frankreichs mehr als durch irgendeine andere Gattung von Schriften thätig in die Welt verbeitetet.

Was sie nicht bewirkten, thaten Briefe. Boursault, le Pais, Voiture, Fontenelle hatten durch witzige, galante, naive Briefe einen Geschmack an diesen Näschereien des entfernten und

[1] Von St. Simon, Noailles, Richelieu, du Clos u. s.

nähern Umgangs vorbereitet; an der Sevigne Briefen glaubte man endlich das Muster wie mütterlicher Liebe, so der feinsten weiblichen Schreibart zu finden. Die vornehme Delicatesse in ihnen gefiel am meisten; wenigstens ihre Phrasen ahmte man standesmäßig nach. Und wer könnte den Briefen der Maintenon, Fenelons, ja seines Vorbildes schon, des heiligen Franz von Sales, ihrer schönen Vernunft, ihres zarten Ausdrucks wegen, den innigsten Beifall versagen?

*

Wie stehen nun alle diese Productionen am Ende des Jahrhunderts? sind sie ausschließend ewige Muster?

Einen gewissen Ton der Farben, sowie den Firniß damaliger Galanterie hat die Hand der Zeit ziemlich scharf abgestrichen als man unter dem Herzog Regenten und der nachkommenden Regierung ihre Folgen erlebte, so daß man in Frankreich dieses Tons längst satt war und ihn längst lächerlich gemacht hatte, als man ihn in Deutschland noch nachahmte. Zur Kunst ein schönes Nichts zu sagen, gehörte eigens die Behendigkeit, der Glanz und die scheinbare Präcision der französischen Sprache; die herzliche Biederkeit oder, wo diese fehlte, der schwerfällige Ernst der Deutschen machte jene leuchtenden Blitze oft zu unsanften Donnerschlägen.

Die Manier, Charaktere zu zeichnen wie sie im Zeitalter Ludwigs Mode war, gründete sich gleichfalls auf den Bau der Sprache, sowie auf den Ton der damaligen Lebensart und Unterhaltung. Eine gewisse Metaphysik, die der französischen Sprache von jeher eigen geworden war, sodann auch die Flüchtigkeit des Hofcharakters der Eine Person oder Sache von mehreren Seiten zu beäugen und mit einem neuen Ausdruck sie treffend und noch treffender zu bezeichnen strebte, gab den vielen Abstufungen und Lichtbrechungen der Begriffe Raum, die der französischen Sprache sogar eine eigene Interpunction gaben; denn wie sie lassen sich weder

Griechen noch Römer interpunktiren. Fast alle Sprachen Europa's sind ihnen indeß bei Annahme des Baues ihrer Schreibart gefolget. Wie die Begriffe zerlegt und gespalten werden, so auch der Ausdruck. Daß diese überfeine Schilderung der Charaktere von fremden Nationen mißlich nachgeahmt werde, ist durch sich selbst klar; in lebhaftgeschriebenen französischen Memoires thut sie keine üble Wirkung. Mit frischen Farben wollte man die Personen seiner Bekanntschaft malen; zu einer Galanacht gehörte also auch — Schminke.

Soviel die Farben; anlangend aber den Zweck und die Seele solcher Memoires, wer könnte daran etwas tadeln? Jeder Mensch der Denkwürdigkeiten erlebt oder verrichtet, hat das Recht sie zu erzählen; je verständiger, je unterhaltender, um desto besser. Wer ihm nicht zuhören will, verlasse die Gesellschaft. An einem stummen Memento mori, als Inbegriff seines ganzen Lebens, mag ein Carthäuser sich erbauen; Leben ist Aeußerung seiner Kraft; von dem aber was Seele und Hand wirkt, will auch das bewegliche Ruder der Vernunft, die Zunge reden. Durch dieß Sprechen über sich klärt sich der Handelnde selbst auf; er lernt sich als einen Fremden im Spiegel beschauen, und was Shaftesbury so hoch anräth, theilen. Zwei Personen werden aus ihm, der gehandelt hat und der seine Handlungen jetzt erzählt oder beschreibet. Zudem ist in solchen Erzählungen der Erzähler gewöhnlich der kleinste Theil der Geschichte. Die Personen mit denen er bekannt ward, die Charaktere die auf seinen Lebensweg trafen und sein Schicksal bestimmten, die Begebenheiten in welche er, meistens unwillkürlich, verflochten ward (denn wer bestimmet sich selbst Ort und Zeit, Umstände und Zufälle seiner Existenz?), und wie er sich dabei nahm, wie nach Jahren er sie jetzt selbst ansieht — dieß macht gewöhnlich das Interessanteste solcher Legenden. Der gemeinste Mensch kann in Umstände, in eine Verbindung mit Personen gerathen die gerade er mit dem schlichtesten Blick ansieht, da sie sich gegen ihn am un-

verhohlensten äußern. Gourville, des Kammerdieners von Rochefoucault, Memoires sind oft merkwürdiger als die seines Herrn.[1]

In Memoires kommt zum Vorschein was sonst nirgend ans Licht tritt, ja wovon manche Philosophie und Politik kaum träumet. Jetzt ein Abgrund von so wunderlichem Aberglauben als man diesem vernünftigen, jenem großen Mann a priori unmöglich zutrauen würde; jetzt in Kleinigkeiten oder gar in Führung der ganzen Lebensweise eine Eigenheit die zuweilen dem Wahnsinn nahe gränzet; Schwachheiten und Größen die uns überraschen, die man dem menschlichen Gemüth kaum zutrauet; in allem endlich ein Spiel der Verhängnisse und Zufälle, das eitle Menschen sich schwer eingestehen, und das doch in jede Scene des Menschenlebens so mächtig wirket. An reifüberdachten, wohlgeschriebenen Memoires bereichert sich also nicht etwa nur die Psychologie und die kahle Geschichte; vielmehr und inniger der überlegende Verstand, die praktische Personen-, Sachen- und Weltkenntniß.

Ja, wer wollte dem Herzen seinen Antheil an ihnen versagen? Liebend oder hassend lesen wir sie, indem wir immer doch ferne Zeiten, verlebte Personen mit den unsern vergleichen. Aus einer verschwundenen Welt erscheinen sie uns, um uns zum bessern Genuß und Gebrauch der gegenwärtigen, unseres Standes und Lebens zu erwecken, zu stärken. Mancher Jüngling ist durch das Lesen der Denkwürdigkeiten eines Mannes von großer Natur selbst zu einem nicht gemeinen Mann worden. Manchen Niedergedrückten, Trostlosen hat eine einzige Stelle solcher Lebensbegebenheiten, Ein Entschluß, oft nur Ein Wort in ihnen wie ein himmlischer Genius aufgerichtet. Wenn aus irgendeiner Gattung von Schriften Gleichmuth, das nil admirari[2] und das noch schwerere nunquam de-

[1] So auch die von la Porte. M.

[2] Nichts zu sehr bewundern.

sperare [1] zu lernen ist, so wäre es aus dieser; die meisten derselben sind ein fortgehender Commentar der Oden und Briefe des Horaz über die einzige praktische Lebensweisheit warnend oder lehrend. Ja wenn ein Mensch noch einiger Aufrichtigkeit und Wahrheit fähig, wenn der Eitelste von hundert Lügen deren er sich selbst überredet, der Trägste von gewohnten Hinlässigkeiten die ihn ins Verderben stürzten, noch zu retten, zu heilen ist; wodurch wären sie es als durch Memoires über sich selbst? durch einen ernsten Zurück- und Durchgang seines eigenen, wie verlebten Lebens!

*

Wenn einer Nation, so wäre der unsrigen zuzurufen: „Schreibt Denkwürdigkeiten ihr stillen, fleißigen, zu bescheidenen, zu furchtsamen Germanen! Ihr stehet hierin andern Nationen weit nach. Diese erhoben ihre Helden, ihre Entdecker, ihre ausgezeichneten Männer und Frauen auf Schwanen- oder Adlerfittigen in die Wolken; ihr lasset sie matt und vergessen im Staube." Unsere alten Biographien sind nicht gesammelt; die französischen, englischen sind es. Der prächtigen Ausgabe Thuans sollte unser Sleidan entgegengestellt werden; das Unternehmen kam nicht zu Stande. Eine **Biographia Germanica**, wie die Britten eine **Britannicam** haben, ist, soviel seit Leibnitz davon gesprochen ward, ein unerfüllter Wunsch geblieben; an selbstgeschriebenen Lebensbegebenheiten sind wir Deutsche sehr dürftig. Selten schrieben unsere Helden, denn viele konnten nicht schreiben; die Cultur, die schon zu den Zeiten Franz I, Heinrichs IV, der Elisabeth, Frankreich und England zum sprechenden Nationalruhm belebte, war Deutschland in seinen obern reichen Ständen fast fremde. Unsere Domherren schrieben nicht; unser Adel spielte und jagte. Treufleißige Geschäftsmänner dagegen ermatteten und erlagen unter dem Joch ihrer vielvertheilten Geschäfte und unter dem noch schwereren bleiernen

[1] Nie zu verzweifeln.

Joch des deutschen Pedantismus. Sprachen sie von sich selbst, so war's von ihrer Treue, ihrer Religiosität, ihrem Diensteifer, von der Bürde die sie zu tragen, von den Kämpfen die sie zu bestehen, von der Ungnade der sie zu entweichen hatten — Trauriges Leben! Der vielverdiente Moser in seinem patriotischen Archiv hat uns mehrere dergleichen Castra Doloris dargestellt, die die Brust zusammendrücken, statt daß sie sie erweitern und erheben sollten, ja die zuletzt den Seufzer zurücklassen: anch'io sono ***[1] Mit wie freierem Blick sehen Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden auch unter Monarchien umher, urtheilen und scheuen sich nicht beurtheilt zu werden. Das Gefühl daß sie einem Vaterlande, daß sie sich selbst zugehören und von der Anwendung ihres Lebens sich und der Welt Rechenschaft schuldig sind, gab ihnen Muth zum Urtheile. Wenn dagegen in einen Deutschen von Stande zuweilen das Gefühl daß er ein merkwürdiges Ding sey, fuhr, wie abenteuerlich spreizte er sich meistens in seinem vornehm niedrigen Wahne! In Ahnen lebte er, die er aufstellt, in längst verblichnen Schattenbildern; und erröthet nicht sich selbst dem Publicum als einen Thoren darzustellen, da es einen weisen verständigen Mann erwartete, der mit Rücksicht auf andere, auf die ganze gebildete Welt, anständigbescheiden von sich rede. Im siebenzehnten bis zur Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die sogenannten Lebensläufe hinter den Leichenpredigten und Epicedien das steife Maß deutscher Denkwürdigkeiten; nachher verloren sich auch diese, da dann hie und da eine freche Selbstlobpreisung oder eine erkaufte Lobpreisung durch andere ans Licht trat, glorreich anzuschauen, ekel zu lesen. Die deutschen Gelehrten endlich — sie in ihrem mühseligen Kreise vertraten hierin fast noch einzig den Ruhm der Nation. Sie lobten und befehdeten einander auch im Grabe; durch beides ward das wahre Verdienst von den Händen der Zeit gesichtet und erprobet. — Aber auch

[1] Auch ich bin ein ***

unter ihnen, wie wenige sind die von sich selbst zu schreiben wagten! und die meisten derselben erzählten ein wie trauriges, mühvolles Leben!

Denkwürdigkeiten sein selbst müssen, zu welchem Stande man auch gehöre, rein menschlich geschrieben seyn; nur dann interessiren sie den Menschen. Uns Deutschen, zumal bei unsrem Charakter, unsern Sitten, unserer Verfassung und Lebensweise ist diese Gemüthlichkeit unentbehrlich, ja vielleicht unablegllich. Der galante Scherz mit sich selbst und der Welt, geschweige mit der Politik, ist uns selten gegeben. Menschliche Denkwürdigkeiten aber, wem wären sie untersagt? ja von wem würden sie, seiner eigenen Bildung wegen, nicht gefordert?

Maß der Adrastea in Denkwürdigkeiten seiner selbst.

1. Niemand erröthe beschämt oder zitternd daß er von und über sich selbst schreibe; als ein Vernunftwesen ist er Rechenschaft über sich, sich selbst schuldig. Wozu er von der Natur bestimmt sey? was er geworden? weßhalb nicht mehr? was ihn daran verhindert? wer ihm dazu geholfen? Fragen, deren sich keiner überheben sollte. Jede Pflanze, jeder Baum hätte, wenn er Vernunft besäße, das Recht also zu fragen; in seinem Namen thut's der Naturforscher, der Haushalter. Naturforscher und Haushalter über uns selbst sind wir, mit angebornen, unveräußerlichen Naturrechten.

2. Sogleich treten uns bei diesen Fragen eine Menge Gegenstände vor, die unsere Aufmerksamkeit fordern. Wir gaben und versagten uns unsere Fähigkeiten und Neigungen nicht selbst; wir riefen uns nicht an die Stelle, wo wir von Kindheit auf unsere

Bildung oder Mißbildung erhielten. Was uns hier förderte oder aufhielt, wirkt aufs ganze Leben; die Hindernisse die uns in den Weg traten, sammt dem Schaden der uns daher erwuchs, sind unersetzbar; sie dauren fort, drücken vielleicht auch andere und mißbilden sie. Daß sie abgethan werden, dazu sind wir ihnen also unsere Beihülfe schuldig. Wenn mit Nennung der Namen, mit treuer Bezeichnung der Lage der Sache und Umstände sich hundert anklagende Stimmen allmählich erheben, so bestürmen, so zerreißen sie, hart wie es sey, das Ohr der tauben Fühllosigkeit endlich. Gedrängt wird sie, aus öffentlicher Beschämung zu thun was sie aus edel freiem Willen nicht thun mochte; sie muß die drückendsten Hindernisse der Menschenbildung hinwegthun; sie muß bessern. Die aus dem Fegfeuer jugendlicher Qualen ertönenden Stimmen haben sie dazu gezwungen, ja überwältigt.

3. Dankbar zeichne der Selbstbiograph die Schutzengel seines Lebens aus, die ihm meistens so unvermuthet, trostreich begegneten, ihn retteten, ihm forthalfen. Nicht nur ist dieß das angenehmste Geschäft dankbarer Erinnerung die auf den lichtesten Augenblicken des jugendlichen Lebens am liebsten weilet, sondern eben diese gefühlvolle Auszeichnung erhebt andre Gleichbedrängte, ruft andre Gleichedle zu hülfreichen Schutzengeln der Verlassenen auf. Wie Undankbarkeit das schändlichste Laster im Leben eines Menschen ist, so wird Dankbarkeit der süße Weihrauch, der auch das Widrigste im Leben mit Erquickung begabet. Noth und Mühe sind dem Zurückdenkenden wie ein Traum vorüber; die Fesseln der Pein sind von unsern Händen hinweg; der lichte Befreier steht vor uns, unserm Herzen eingeprägt, unsrer Erinnerung unauslöschlich. Milde Gabe des Himmels! Balsam den ein mitfühlender Geist dem leidenden Geschlecht der Sterblichen durch das Gesetz gab daß in der Erinnerung das Bittre selbst süß werde, wenn wir es wohl anwandten, und daß in unserm Leben uns nichts so aufrichtet,

stärkt und belebet als das **genossene Mitgefühl andrer**. Wie Sterne einer andern Welt erschienen uns diese Edeln; wie Sterne einer andern Welt glänzen sie ewig in unserm Herzen, erquickend, erwärmend. Niemand ist der auch in den fremdesten Lebensbeschreibungen dergleichen Erscheinungen nicht mit Wohlgefallen lese; sanft bezaubert lieben und loben wir an andern was wir selbst vielleicht nicht leisten konnten. Wohlan! andre höhere Gemüther werden es leisten; und du muntertest sie dazu an.

4. Ueber **Fehler der Jugend** hüpfe man nicht hinweg; ihre Folgen ziehen sich durchs ganze Leben. Dieß baut seine Alter wie Stockwerke über einander; unter dem Dache wohnt sich unsicher, wenn der Grund des Gebäudes schlecht gelegt ward. Vorzüglich bemerke man den geheimen Feind der uns mitfolgte, unsre **liebste Eigenheit**, sobald sie wieder Plan und Regel war. Sie zeichnete uns immer aus, machte uns oft anstoßen, noch mehr vergessen, noch mehr versäumen. In jugendlichen Jahren sehen die Menschen ihr nach, bewundern sie gar lächelnd, im ernsteren Alter richten und strafen sie solche desto unerbittlicher, desto schärfer. Wohl ihm, den hierin die Vorsehung nicht verzärtelte, dem sie frühe, scharfe Censoren weckte! und wohl ihm der das scharfe Regelmaß dieser Censur nutzte! Verzärtelte Lieblinge des Schicksals sind in spätern Jahren sich und andern zur Last; ihre nicht abgeriebenen Ecken und Breiten drücken und verwunden. Dagegen ist nichts liebenswürdigeres als die gelehrige, sanfte Gemüthsart eines Menschen der sich selbst überwinden, sich selbst ablegen, der das Joch in seiner Jugend tragen lernte. Non ignara mali, miseris succurrere disco,[1] ist vielleicht die zarteste Sentenz, die je eine menschliche Lippe sprach; mit den innigsten Banden ziehet sie schwache an starke, hülflose an hülfreiche Menschen, und macht beide durch einander glücklich.

[1] Selbst bekannt mit dem Unglück, lernt' ich Unglücklichen beistehn.
Virgil.

5. Es ist ein Naturgesetz im Gange des menschlichen Schicksals, daß, wie früher oder später jeder Fehler in seinen Folgen sichtbar werden muß, alle Unregelmäßigkeiten unsres Charakters durch Anstöße uns fühlbar werden; denn auf Ordnung und Harmonie ist die Welt gebauet. Gegenseits ist auch kein edles Bestreben, das sich nicht durch sich und in seinen Folgen lohne; vor allem lohnen Wohlwollen, Großmuth, Liebe. Daß man noch so manche wilde Zweifel gegen die Vorsehung in Ansehung der moralischen Welt heget, kommt daher, weil man diese selten recht aufdecken und das innere Leben der Menschen enträthseln mag. Durch Selbstbiographien kommt es an den Tag; und o wie wird durch sie die Vorsehung gerechtfertigt! Ein selbstgeschriebener Brief Tibers von den Qualen seines Gemüths auf seiner wollustreichen Insel sagt hierüber mehr als eine lange Declamation sagen könnte. — Schritt für Schritt wird in unserm Leben der stille Gang der Adrastea merkbar. Da ist keine Schuld die sich nicht strafe, kein Gutes das sich nicht lohne, wir sind uns sogar bewußt was unabgebüßt noch auf unsrer Rechnung stehe, und seinen Augenblick der Einforderung erwarte, wofür und wogegen uns dieß oder jenes komme, womit wir es verdient oder veranlaßt haben, wie es wegzutilgen sey u. s. Immer nur durch überwindenden, nie ersinkenden Muth, durch Zutrauen und Hoffnung. Nur Tugenden höherer Ordnung in jeder Art verbessern begangene Fehler, und bringen oft ein reineres Gute hervor.

Diese Führung der Adrastea im menschlichen Leben, die manche Blüthe abwirft, um Früchte zu reifen, sie sey das Augenmerk jedes moralischen Selbstbeobachters und Geschichtschreibers. Nicht uns leben wir, sondern dem Ganzen; das Ganze wirkt auf uns, und preßt uns ihm anzugehören. Der gebildetste Mensch ist der, dem für sich und jedermann die moralische Grazie ganz und willig in seiner Brust wohnet.

6. Unziemend sind also bei jeder Selbstbeschreibung jene eklen Nachschmeckereien jugendlicher Leichtfertigkeit, von denen auch Rousseau's Confessionen nicht frei sind. Eine Beichte (Confession) soll diese Selbstdarstellung nicht seyn; jene gehört Gott und dem Beichtiger; voll lüsterner Begier nach verlebten Jugendjahren ist eben als Beichte sie unanständig und häßlich. Wer über sich selbst spricht, soll ein reifer Mann seyn, der zwar (wie Franklin es nennet) die Irrthümer und Abwege seines Lebens nicht verschweiget, sie aber auch nicht wiederholen möchte, und linde nur an ihren Platz stellt. Dafür bedarf er dann auch keiner Bußthränen, noch weniger jenes ewigen Murrens mit Gott und mit sich selbst, das uns in frommen Tagebüchern so sehr zur Last fällt. Der Selbstbeschreiber habe seine Tagebücher geendigt, und rede über sich wie über einen Dritten, oder da dieß nicht leicht möglich ist, wie ein Wiederkommender, der sein Leben, wie es auch ausfiel, geendigt hat, und es jetzt seinen Mitgeschöpfen, als ein verlebtes Naturproduct, darlegt. Weder ärgern will er noch prangen; aber lehren, nutzen, dieß ist seine menschlich wohlthätige Absicht.

Kein Leser wird so leicht seyn, der in Erinnerung dessen was ihm, auch mangelhafte, Lebensbeschreibungen gewährten, dergleichen nicht in diesem reinen Umriß, in dieser seelenvollen Gestalt wünschte. Wohlan, er greife selbst zum Werk: denn auch er hat gelebet. Nicht dem Publicum, aber sich ist er diese Recapitulation, dieß zweite, geistige und schönere Leben seines Lebens schuldig; es wird ihm hie und da Reue, vielleicht süße oder bittere Thränen, durchaus aber eine mannichfaltige Belehrung über sich selbst, und am Ende eine staunende Verwunderung gewähren, die sich in heitern Dank auflöset. Jeder wird sein Leben unter einem eignen Bilde ansehen; alle aber werden darin übereinkommen, daß es ein geschäftiger Traum von Wirklichkeiten war, die uns umgeben, zu denen wir mit gehören, und auf welche wir selbst sehr wesentlich wirken.

Ein Schatte des Schattens ist der Mensch, sagt **Pindar**, und doch ist er das erste Rad unsrer sichtbaren Schöpfung; für sich und für andre trägt er, als Engel oder als Dämon, Tod oder Leben in seinen Händen.

3.

Gedanken (pensées), Maximen.

Was uns vom höchsten Alterthum übrig geblieben ist, sind unter andern sinnreiche Sprüche, Lehren, Maximen. Fast alle morgenländischen Völker besitzen einen Schatz derselben, Hebräer, Araber, Perser, Sinesen; bei den meisten von ihnen sind sie sogar, nebst Sagen und Märchen, der Grund ihrer Nationalweisheit und Dichtkunst worden. Den Griechen fehlte es daran nicht; von den Sprüchen ihrer sogenannten Weisen an ging ihre elegische und lyrische Dichtkunst beinahe davon aus, und je mehr sich das Drama verfeinte, desto reicher ward's an scharfsinnigen und moralischen Sentenzen, wie die Schauspiele Euripides und die Reste der jüngern Komödie zeigen. Ihnen folgten die Römer; die neuere Beredsamkeit und Poesie ward daran noch reicher. Welche Menge **Concetti** besitzen die Italiener! Die **Refranes** [1]) der Spanier wurden häufige Themata ihrer Gesänge; das älteste Sylbenmaß der Redondillas bildete sich an ihnen. Viele dieser Sprüche wurden Weisheit des Volks, Sprüchwörter; den gröbern oder verfeinten Genius einer Nation erkennt man aus ihnen.

Auch der französischen fehlte es hieran nicht; die **Pensées** und **Maximes** indessen, die unter Ludwig **XIV** eine eigne Gatttung von Schriften wurden, waren von einer andern Art. Indem man allenthalben scharfsinnig oder fein sich auszudrücken bestrebte, und mit dem

[1] Melodische Sentenzen.

Wenigsten das meiste, das Stärkste aufs gelindeste sagen wollte, so bekam natürlicherweise der Ausdruck eine epigrammatische Kürze und Rundung, oder eine Spitze, pointe. Man befliß sich einer gewissen Nachlässigkeit in hingeworfenen Gedanken, denen man eine schöne Naivetät beimaß. Andere strebten zum Hohen hinauf; andre theilten den Lichtstrahl und ließen ihn anmuthig schimmern, wozu die metaphysische Präcision der Sprache viel beitrug. Kurz, sinnreiche Gedanken wurden zur Mode; Pater Bouhours sammelte dergleichen aus alten und neuern, sogar aus den Vätern der Kirche. [1]

Vor andern waren es Pascals und Rochefoucaults Gedanken, die gleichsam eine eigne Rubrik classischer Litteratur bestimmten. Pascals Gedanken waren hingeworfene Skizzen, größtentheils über die Religion, von denen man nicht recht weiß wozu er sie brauchen wollte. Sie stellen den Menschen an ein Unendliches, an einen Abgrund zu beiden Seiten (den Pascal immer auch neben sich sah); da dann natürlich sein Ebenmaß schwindet. Die großen Contraste, sammt dem Gewicht das auf sie gelegt wird, geben nothwendig erhabne, starke, große Gedanken, bei denen uns oft schwindelt. Und Pascal drückt sie so majestätisch ernst, so schmucklos einfach aus! Unstreitig ist er der erhabenste der Prosaisten Frankreichs.

Aufs Maß der Dinge zurückgeführt, kann man sich indeß schwerlich bergen, daß manche dieser Contraste grotesk und übertrieben sind. Als Mitwesen der Schöpfung hat sich der Mensch nicht mit dem Unendlichen, sondern mit der Endlichkeit zu berechnen, wo ihm dann in allem sein Maß, sein Zweck, seine Bestimmung gnugsam vorliegen; das weitere hat die Vorsehung hinter einen Vorhang gestellt, den nur Glaube, Liebe und Hoffnung durchdringen mögen, nicht messend, sondern ahnend. Angst, Furcht und Schauder, die den kranken Pascal erfüllten, bringen uns hiebei nicht weiter. Auch

[1] **Pensées ingénieuses des Anciens et des Modernes, recueillies p. le Pere B. Paris 1692.**

sind in seinen Gedanken die jüdischen Schriften und das jüdische Volk sonderbar beäuget, so daß man wahrnimmt, der mathematische Kopf, der die Cykloide fand, fand deßhalb nicht auch die Cykloide des Ganges der Religion und Menschheit. Seine vortrefflichen Gedanken haben in manchem also einen vorsichtig prüfenden Leser oder einen einschränkenden Commentar nöthig, an denen es ihnen (die wenigen Anmerkungen Voltaire's ausgenommen) vielleicht noch fehlet. Den Pascal noch höher zu spannen als er sich selbst spannt, ist eine vergebliche vielleicht schädliche Arbeit.

Wie Pascals Geist oft zu hoch fliegt und vor uns in den Wolken verschwindet, so krümmen sich Rochefoucaults Gedanken, obwohl sehr sinnreich, fein und zierlich, in die Enge der von ihm gekannten Hofwelt, die seine Welt war. In ihr mag alles aus verkappter Eigenliebe gedacht, gesagt, geheuchelt und gethan werden; wäre deßhalb Eigenliebe das einzige Princip aller menschlichen Handlungsweise? Offenbar gehören wir der großen Natur zu, der wir in Trieben und Neigungen, selbst wider unsern Willen, uns nicht entziehen mögen; alles Isoliren schadet; wir sind und gehören dem Ganzen, aus dem wir kamen, in welches wir zurückkehren. Rochefoucaults und späterhin Helvetius Philosophie, die alles auf gröberen oder feineren Eigennutz gründet und dahin zurückführt, ist die kälteste unter der Sonne, die der fortstrebende Gang der Natur selbst widerleget. Kann der entschlossenste Egoist es je dahin bringen, sich selbst allein zu leben? Vom feinsten Element bis zum höchsten Gedanken und Willen der Schöpfung muß zuletzt alles allem dienen. Eine Ausgabe von Rochefoucaults Gedanken, worin diese, nicht pedantisch, sondern in seiner sinnreichen Manier contrastirt würden, wäre für den Verstand und das Herz der Menschheit eine Wohlthat.

Und von dieser Zeit an begann man in Frankreich aus jedem Hauptschriftsteller (wie man es nannte), den Geist (esprit) heraus-

zuziehen,[1] und so bekam man eine ungeheure Anzahl getrennter, scharfsinniger, witziger Gedanken. Von welchem berühmten Schriftsteller hätte Frankreich nicht einen **Esprit**, von inländischen und fremden? Sie stehen alle in Auszügen da, wie in Ariosts Monde der abgeschiedene Verstand der Menschen in Gläsern.

Auch nach England, das damals mit Frankreich in großem Zusammenhange stand, ging diese Gedankenlese über, die jedoch auf der Insel mehreres Gewicht, oft ein Sterlinggehalt erhielt. Swift, der in seiner Jugend viel witzige Franzosen gelesen hatte, war in abgerissenen Originalgedanken einzig; sie haben alle seine eigne, oft bizarre Manier; es sind aber auch treffliche Goldstücke unter ihnen, mit denen wir uns dann und wann künftig bereichern werden. Pope sammelte Witz aus allerlei Schriften, und preßte ihn in seine wohlklingenden Reime. Youngs Nachtgedanken endlich sind das **Non plus ultra** sinnreicher, witziger, erhabner, frommer Gedanken, glänzend wie das nächtliche Firmament; wer mag sie ordnen und zählen?

*

Da dergleichen Gedankenvorräthe, mit dem Jahrhunderte fortgehend, immer vermehrt worden sind, so ist die nächste Frage wohl die: „wie sind sie zu gebrauchen, daß wir nicht unter ihnen, wie in Würz- und Blumengärten eines sanften Todes sterben?“

Man nennet eine bekannte Blume **pensée**, eine andre Vergißmeinnicht; mehreren Sprachen ist also die Aehnlichkeit zwischen Gedanken und Blumen geläufig. Und wie sollte sie es nicht seyn, da Gedanken wie Blumen blühen und verblühen, sich aber im Schooß der Natur unaufhörlich fortpflanzen? Der Lenz des menschlichen Lebens bringt die schönsten hervor; das Alter nimmt manche dahin; im Winter der Tage suchen wir unsre eignen Jugendgedanken oft vergebens. Eine Gattung solcher hingestreueten Gedanken könnte man

[1] **Esprit de Montagne etc.**

also den Veilchen vergleichen; ihr Duft kündigt sie an; sie selbst verbergen sich bescheiden. Eine Reihe anderer, die das Gartenbeet erzogen, sind Ranunkeln, Narcissen, Tulipanen, dem Auge schön, aber geruchlos; andre dagegen Hyacinthen, Lilien, Rosen. Liebhaber oder Liebhaberinnen solcher Gedanken, die sie gereimt und prosaisch in ihre Denkbücher eintragen, mögen zum Unterschiede derselben die Blume, der ein Gedanke ähnlich ist, zur Verschönerung ihres Buches beizeichnen.

Aber es gibt auch Cedern von Gedanken; ja warum sollte man einige derselben den Elementen der Welt, dem Feuer, der Lebensluft, den Winden nicht vergleichen? Sie stärken und entzünden; glühende Funken, Samen der Erkenntniß, Fermente des Lebens. In Einem Samenkorn liegt oft ein System, eine Wissenschaft, wie ein Baum mit allen seinen Zweigen; in andern wehet ein Geist, ein Muth, der zu den daurendsten Wirkungen aufruft. Große Maximen beleben noch mächtiger als Gedanken; sie verlassen uns nicht; als leitende Stimmen gehen sie vor uns. Ueberhaupt wirken große Gedanken mächtiger als bloß schöne, oder scharfsinnige Gedanken; es sey denn, daß diese eine neue Welt öffnen, und eine ungesehene Reihe von Wahrheiten entfalten. Oft thun dieß auch in der höchsten Einfalt naive Gedanken, oft selbst nur ein naiver Ausdruck. Wie eine Perle lag er in der Silbermuschel da; wohl dem Finder, wenn die Perle reif ist!

Denn was hilft aller Schmuck und Pomp der Gedanken, wenn ihnen Wahrheit fehlet? Ein Geist, der nach Witz und Scharfsinn haschet, wird bald als ein falscher Geist (faux esprit) unausstehlich. Unverrückt geht die stille Wahrheit ihren Gang fort, den falschen Witz, so sehr er auch blendete, abzustreifen; längst vor Ende des Jahrhunderts waren in Frankreich manche zu Anfange desselben vielbeklatschte Einfälle und Wendungen zum Spott worden; die Schreibart hatte einen gesetzteren Ernst angenommen, zu dem sich

jene alten Hofspielereien nicht mehr fügten. Vollends Zeiten und Anlässe, da man über Leben und Tod, über das Schicksal der Nation sprach, sie waren für Wort- und Gedankenspiele fast zu schwer, zu ernsthaft. Werden die Zeiten wiederkehren, da in der französischen Akademie jeder Eintretende gesetzmäßig dem Hofe und dem Cardinal Wortblumen streuen mußte? Die Zeiten, da selbst in der Akademie der Wissenschaften d'Alembert bei jeder seiner Pointe im Lesen innehielt, damit geklatscht würde? Wie dem auch sey, dem Charakter unsrer Sprache und Nation ist der falsche Glanz (faux brillant) des französischen Witzes fremde.

Durch Blumengärten von pensées öfters müßig zu gehen, ist beinahe gefährlich; der Duft der würzreichen Blumen benebelt das Haupt, und macht den geistigen nüchternen Sinn trunken. Keine Leserei fordert eine so strenge Diät als das Lesen abgerissener, hingestreueter Gedanken. Ueber jeden sollte man sich Rechenschaft geben: „ist er wahr? und wiefern? wie kam der Denker auf ihn? und was hat er für Folgen?" Dieß sich selbst kurz oder ausführlich, aber bestimmt zu bemerken, ist eine Conversation der Geister; eine Uebung, da wir selbst aus dem Falschen oder Halbwahren Wahrheit lernen. Manche Gedanken führen uns in dieser Geistesunterredung ungemein weit auf Wege und zu Materien, an die der Autor selbst nicht dachte; aus manchem Samenkorn, das ein Vogel hintrug, erwuchs mit der Zeit ein Wald von Bäumen, eine neue Schöpfung. Wie Diderot den Seneca durchgehet und controliret, wie Macchiavell den Livius, andere Italiener den Tacitus ausgesponnen und commentirt haben; so dürfen wir mit einzelnen pensées oder thoughts berühmter Männer, die unserem Geist verwandt sind, umgehn. Oft muß man sie variiren, wie in spanischen Liedern die sogenannte Glossa den gegebenen Gedanken, die Letra variirt, umkehrend, erweiternd. Für jugendliche Jahre ist dieser Geisterumgang eine treffliche Uebung; er wetzt das Urtheil und veranlaßt

Gedanken. Wer wollte aber auch je ohne diesen Umgang leben? wer je für ihn alt werden?

*

Noch schärfer aber als Gedanken müssen Maximen geprüft werden; ihr Einfluß ist höchst wichtig. Wie sogar Mienen und Gesichtszüge sich beim Umgange unvermerkt mittheilen, so auch bei Lesung hochgeachteter oder geliebter Schriften die Haltung des Geistes und Herzens, in der der Autor schrieb, sein Charakter. Unvermerkt, auch wo man ihn verbergen wollte, blickt er durch; unvermerkt, selbst wenn wir gegen ihn auf der Hut sind, geht er in uns über. Dieß ist die Salbung oder das Gift, mit dem berühmte Schriftsteller ohne ihr Wissen unwillkürlich auf ihre Zeit wirken. Eben auf diesem unmerklichen Uebergange (transpiration) beruhet die innigste Sympathie, wie die widrigste Antipathie zwischen Geistern und Geistern.

Wenn wir aus der Gesellschaft zurückkehren, wundern wir uns oft daß Menschen so denken und sprechen konnten! Ihre Urtheile frappirten uns; wir staunen ihre Denkart an, als ob sie aus dem Monde käme. Seine Maximen verbirgt man mehr, und paradirt oft mit falschen, mit sogenannten Sentiments, die schon durch ihren erborgten Prunk als Lüge sich selbst verrathen. Wie man in der Gesellschaft Personen classificiret, so unterscheide man sie auch in Schriften. Die Haltung ihres Charakters nämlich, d. i. wohin das Resultat ihres Denkens, Dichtens und Trachtens gehe, ob es glücklich oder unglücklich mache, Menschen entzweie oder vereine. Ihr Musen und Grazien, bewahrt uns vor bösen Dämonen! Eine verderbliche Maxime, in unsern Verstand, in unser Herz aufgenommen, schadet mehr als hundert gelesene falsche Gedanken. Ueber diese findet sich der Verstand endlich zurecht; da jene das Herz vergiften und verpesten, zumal wenn sie uns schmeicheln. Ein guter Geist, wie

unendlich mehr ist er werth als ein häßlich schöner Geist, der uns verderbt und verführet!

Wollten wir wohl, daß unsere näheren Freunde nach Rochefoucaults, nach Helvetius Grundsätzen denken sollten, so unschuldig diese Grundsätze bei ihren Bekennern gewesen seyn mögen? Wollten wir daß Swifts Unzufriedenheit mit der Welt, seine harte und böse Laune in die überginge die wir wie uns selbst lieben? Eine feinere Verkehrung des Sinnes und der Moral, Stolz, Frechheit, eine vornehme Insolenz gehen eben so unvermerkt über, zumal in Jahren der äffischen Jugend, die so gern von ihren Vergötterten Denkart, Styl, Gebärden nachahmt, und sich damit selbst vergöttert dünket.

Ob der Himmel einem Zeitalter große Geister bescheren wolle, sey ihm überlassen; er gebe uns nur heilbringende Genien, gute Geister.

„Wenn mich," sagt Diderot in seinem Ehrengedächtniß auf Richardson, „eine dringende Noth zwänge, mein Freund geriethe in Dürftigkeit; mein mittelmäßiges Vermögen reichte nicht hin für die Erziehung meiner Kinder zu sorgen: dann werde ich meine Bücher verkaufen, aber dich werde ich behalten. Dich behalten und neben einen Moses, Homer, Euripides und Sophokles stellen; euch werde ich wechselsweise lesen." So Diderot; ein andrer wird sich andre Freunde wählen; niemand aber als ein Mensch ohne Charakter wird charakterlose Schriften unter die Lieblinge seines Herzens zählen.

*

Endlich bei der Jagd fremder Gedanken lasset uns auf der Hut seyn daß wir unsre eignen darüber nicht verlieren. Wir Deutsche gehen mit Stammbüchern umher, die Sprüche und Maximen andrer uns erbittend. So im Leben, so in der Literatur bei jedem Anlaß. In Collectaneen waren wir längst Meister; wie? und wir bedenken nicht daß unsre eignen Seelenkräfte uns nicht immer zu

Gebot stehen, daß die schönsten, die blühendsten Gedanken nur bei Gelegenheiten, in glücklichen Augenblicken, oft vielleicht gar lieber dort als hier, wie Boten der Liebe kommen und verschwinden? Die witzigsten, die sinnreichsten Ausländer erhaschten jede vorüberschwebende Blüthe ihres Geistes; Voltaire sprang vom Tisch auf, einen Einfall, der ihm schön dünkte, aufzuzeichnen; andre ließen keine von einem denkenden Mann gehörte Meinung untergehen, wie so viele, so viele ana zeigen. Fühlen wir nicht im Leben durch einen unerwarteten, oft bizarren Gedanken eines Dritten uns aufgeweckt, und bisweilen auf Bahnen geleitet, auf welche wir einsam nie gerathen wären? Und wenn wir nach Jahren einen Ort, eine Gesellschaft besuchen, wandelt uns nicht bisweilen ein Staunen an, wie anders wir ehemals hier dachten und uns befanden? Also auch die Gedanken kommen und gehen; sie ziehen wie Zugvögel vorüber. Späterhin glaubet man oft kaum daß man ehedem so gedacht habe. Und da die ersten Gedanken oft, nicht aber immer die besten sind: wie lieb werden uns in der Folge der Jahre alte Denkbücher unsrer selbst, Memoranda der Jugend! Sie bringen uns in die Zeit zurück, da uns der Weltgeist noch jugendlich neu anströmte; er, nur er ist die Fülle, die sich jedem Organ nach seiner Weise mittheilt, in den edelsten Menschenseelen Quell ihrer erhabensten, schönsten Gedanken. Auf also! unsre und andrer denkwürdige Gedanken mit Pythagoras' Griffel aufzuzeichnen! Kein Tag gehe ohne Linie vorüber!

4.

Lehrgedichte.

Eine Sammlung von Bemerkungen und Lehrsprüchen, in ein Sylbenmaß gebunden, pflegt man ein Lehrgedicht zu nennen; glücklich, wenn ihm auch die innere Anordnung und Fort-

leitung der Gedanken nicht fehlet. Sonst werden die gereimten Sentenzen eine Heerde die in Gruppen weidet; ihre Glocken klingen durcheinander; und meistens springen Böckchen hie und da hervor. Denn in die meisten Lehrgedichte mischt sich Satire.

Boileau und Pope waren zu Anfange des verflossenen Jahrhunderts die großen Lehrdichter des Auslandes; ihre Namen sind noch als solche berühmt. Beiden war Horaz Vorbild, dem sie auch, jeder in seiner Weise, fast in jeder Art seiner Werke, nachfolgten; denn wie Horaz, schrieben Boileau und Pope moralische Briefe, Satiren, Oden, eine Dichtkunst in Versen, und thaten beide noch ein komisches Heldengedicht dazu. Schwerlich aber hat weder der Britte noch der Franzose des Römers moralische Grazie, seine leichte Manier, seine hohe Urbanität erreichet. Beide also, so schätzbar sie sind, machen uns Horaz nicht entbehrlich.

Beide indeß sind Gesetzgeber ihrer Nation in Vernunftreimen über Geschmack und Sitten worden. Wer von der alten ächten französischen Schule wußte nicht Boileau's Dichtkunst und einen großen Theil seiner andern Verse auswendig? Wer von der alten englischen Schule lernte Pope's essay on criticism, seinen Versuch über den Menschen und viele seiner moralischen Sentenzen nicht ebenso? Sie galten für die sprechende Vernunft und Moral in Reimen.

Und sie sind's wirklich; Pope in seiner gedrängten Kürze, Boileau in seiner wasserhellen Klarheit. Dieser überladet niemanden; Verse wie er schrieb konnte jeder Höfling verstehen, lernte jeder Mann von Geschmack recitiren. Dazu sind sie eingerichtet; in der Stellung und Wahl der Worte, im Accent, oft im Reim liegt das Scharfe oder das Gefällige des Stachels, der Pointe. Uebersetzt in andere Sprachen (wie Boileau denn oft und früh in unsre Sprache übersetzt ist), lieset man großentheils nichts als sehr wahre und sehr gemeine Gedanken. Daß Boileau sie in seiner Sprache so scharf

bestimmt, so gewählt und zweckmäßig sagte, dieß macht sein Verdienst, worin er sogar dem Britten vorgeht. Dieser hingegen übertrifft ihn weit an Tiefe des Sinnes und in Gedrungenheit der Sentenzen. Auf Zuneigung unsers Herzens macht wohl keiner von beiden Anspruch; man liebt und hasset sie wechselsweise. Indem man ihren lehrreichen Verstand hochschätzt, wird man oft unwillig über ihre ungerechte oder hämische Satire. Ueber Boileau ist der Ausspruch des nie aufgebrachten, gleichmüthigen Fontenelle bekannt: „mit Lorbeer bekränzt schicke man ihn auf die Galeere."

Die Werke beider Dichter indeß, insonderheit mit ihrem historischen Commentar, sind ein Parnaß der damaligen Zeit, der Sprach- und Gedankenschätze beider Nationen. An welch Heiligthum könnte sich die Poesie fester und sicherer schließen als an Vernunft und Moral? Boileau's Dichtkunst, Pope's Criticism werden gelesen werden solange beide Sprachen dauern.

*

Nebst der Dichtkunst wagte sich das Lehrgedicht auch an andere Künste, die Zeichnung, Malerei, Gartenkunst, den Feldbau u. s. Des Du Fresnoi's, Rapin's, Vanier's und anderer lateinische Gedichte [1] über diese Künste sind bekannt, die, weil sie alle mittelmäßig sind, mit der Zeit übertroffen wurden. Bei Engländern und Franzosen werden wir in der Mitte und am Ende des Jahrhunderts Kunstgedichte finden die an Virgils Bücher vom Landbau näher als Philipps oder die Vorgenannten reichen.

Auch wissenschaftlicher Systeme bemächtigte sich die Verskunst. Von Bayle's Zweifeln geärgert, versificirte der Cardinal

[1] **Du Fresnoi de arte graphica Par. 1637. Rapini hortor. L. IV. Par. 1666. Vanierii praedium rustic. Tolos. 1706.** Marsy, Watelet, u. s. gehören in spätere Jahre.

Polignac seinen Anti-Lucrez,[1] ein beredtes Werk, dem es aber an Lucrezischem, d. i. ächtem poetischem Geist fehlet. So hart und schmerzend Epikurs System beim Römer in vielen Stellen ist, so erschüttert uns doch von Grund aus des Dichters Stärke, seine innige Freude über das was er Klarheit der Seele, Erhabenheit über alle Schrecken nennet; und in dem wo seine Verse wirklich die Natur der Dinge, Wahrheit enthalten, wie eindringend sind sie in ihrer rauhen Größe! Den Heldenbildern Griechenlands im sogenannt heiligen Styl ähnlich. Mit allem Reichthum neuerer Entdeckungen dagegen, mit der ganzen Philosophie Descartes, Keplers, Newtons und anderer ausgerüstet, ja ob er gleich Gott und die Wahrheit selbst zu vertheidigen anstrebt, ist des Cardinals Gedicht größtentheils doch nur eine schöne Declamation in lateinischen Versen. Es ist unvollendet; hätte er aber auch seine drei Gesänge hinzugethan, der fehlende poetische Geist konnte durch sie nicht ersetzt werden. Fontenelle's Gespräche von mehr als Einer Welt enthalten mehr Poesie über einen Theil des Cartesianismus, als Polignacs neun Bücher, denen überhaupt auch der widersprechende, streitende Ton, in dem sie abgefaßt sind, schadet. Wer uns ein System oder die Moral dichterisch lehren will, trage sie uns rein als eine Offenbarung der Musen vor, nicht streitend.

So schöne und schönere Darstellungen philosophischer Systeme wir mit dem Fortgange des Jahrhunderts auffinden werden; woher

[1] **Melchioris de Polignac Anti-Lucretius, L. IX. Par. 1747.** Der Cardinal hatte das Werk auf seiner Rückreise aus Polen 1697 angefangen; es erschien erst nach seinem Tode durch den Abt Charles d'Orleans de Rothelin, der es dem Papst Benedict XIV dedicirte. Eine deutsche prosaische Uebersetzung erschien (Breslau 1760) von Schäfer, mit Vorreden und Einleitungen der Pariser Ausgabe. Lobreden über den Cardinal haben De Boze in der Akademie der Inscriptionen, Mairan in der Akademie der Wissenschaften gehalten. Ein Nachdruck des lateinischen Werks mit Gottscheds Vorrede erschien Leipzig 1748. Auch ins Italienische ist der Anti-Lucrez übersetzt worden.

kommt's daß noch kein System neuerer Philosophen (einzelne Theile und Hypothesen ausgenommen) eine Darstellung gefunden hat, auf welche, wie auf Lucrez, die Zeit das Siegel der Vollständigkeit, der unübertrefflichen Schönheit gedrückt hat? Nicht an den Dichtern, dünkt mich, lag es, sondern an den Philosophen, weil ihre Systeme selten so vollständig überdacht, so rein ausgedrückt waren als die vielleicht mangelhafteren Systeme der Alten. Erscheint einst ein solches System, sind die Wahrnehmungen der Astronomie und gesammten Naturlehre, der Chemie und gesammten Naturgeschichte, sowie die Geschichte des Menschen von innen und außen so gebunden und geordnet, daß in allen die höchste Reinheit und Einheit, ein Unendliches an Folgen in jedem Punkt erscheinet — kein Zweifel, ein solches System ist selbst die reinste und höchste Poesie an Würde und Klarheit. Wie die Natur und Wahrheit, wie ein Genius wird es erscheinen, reizend in seiner Einfalt, keines fremden Schmuckes bedürftig. Die Disputircabale wird unter seinem Blick, wie unter dem Fuß des Engels, von Guido gemalt, der Drache erliegen.

Wie aber? fügen sich auch Wissenschaft und Dichtkunst? ist zwischen Wahrheit und Dichtung, wie zwischen Wasser und Feuer nicht ein ewiger Streit? Nach der neuern Chemie gibt es keine durchaus streitenden Elemeute; alle nehmen aneinander Theil, sie verjagen und ersetzen einander. Ist Dichtkunst die reinste, volleste Darstellung der Wahrheit, so muß sie jede Wahrheit darstellen können, nicht nur in den kräftigsten Worten, sondern auch in ihrem tiefsten Grunde, mit inniger Zusammenstimmung und Wirkung. Glaubt ihr daß Orpheus Gesang eine Fabel sey? Der Orpheus der Natur wird, wenn die Wissenschaft reif ist, seine Leier rühren. Das Schnittgericht (haché) eurer Paragraphen haltet ihr für die einzig beste Methode der Wissenschaft? Für eure Lehrlinge mag es solche seyn; der Ueberblick des Ganzen wird von selbst eine andre

Darstellung fordern. Schon das ist ein gutes Vorurtheil für die philosophische Dichtkunst daß die Griechen sie in so hohem Maß liebten. Mit welcher Felsenstärke kündigten Parmenides, Epimenides und mehrere ihrer Weisen die Wahrheiten ihres Systems als Aussprüche der Muse an! Nicht Gesetzgeber und Gnomologen allein, eigentliche Systematiker kleideten ihre Lehrsätze in Sylbenmaße, deren überbliebene Fragmente uns den Verlust so mancher Geistesschätze bedauern machen. Die stärkste, reinste Aussprache der Wahrheit wird ihrer Natur nach allenthalben Dichtkunst; jedes System ist selbst ein Poem, so fern es mit sich bestehend, ganz und rein ist.

Bis zur lyrischen Poesie erhebt sich die philosophische Wahrheit. Den Schatz der Griechen hierin haben wir, außer Pindar und kleinen Bruchstücken, verloren; Horaz aber, der die Griechen so schön bestahl (vielleicht der schätzbarste Dieb aller Zeiten), in wie trefflichen Strophen singet er uns Weisheit in die Seele! — So fein sind seine Worte zusammengesetzt daß man sie nicht vergessen kann, wenn man gleich wollte.

In der neuern Dichtkunst, seit Dante und Petrarca, sind die schönsten Canzonen der Italiener und Spanier Lehr-Oden. Von Lehre fing allenthalben die bildende Poesie an; die älteste orientalische, griechische, italienische, castellanische, deutsche Poesie ist voll Sprüche, oft Sprüchwörtern ähnlich.

Und was sind die sogenannten französischen Oden, die seit Malherbe in Gang kamen, anders als sonore Lehrgedichte, höher tönende Declamationen? La Motte Houdart, J. B. Rousseau u. a. versificirten eine gute Anzahl derselben, deren Form auch in Deutschland lange nachgeahmt und oft übertroffen ward. Meistens betrafen sie geistige oder sittliche Gegenstände, über die mancherlei gesagt werden konnte; und viel gutes ward darüber gesagt. Eine lyrische Strophe, die wie der Alexandriner uns jetzt lang dünket, galt damals für eine schöne poetische Periode.

Und wären diese sonoren Lehr-Oden nicht Poesie? Wäre z. B. (wie unsere Neulinge wollen) Uz kein lyrischer Dichter? Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra, aufs Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm, eine Lyra, mit dreifachem Kranz, der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes, umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringet, und es in süßer Begeisterung mit sich fortziehet oder fortreißt. Seine besten Oden[1] sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn gleich er Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn, im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden. Kehre der Klang derselben, die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, ins Ohr der Jünglinge wieder!

Unsrer seligen poetischen Zeit wäre ein Pope, ein Boileau wohl zu wünschen. Nicht etwa nur des Fleißes in der Sprache und Verskunst halben, der mit dem abgekommenen Reim hie und da selten worden ist, sondern des Inhalts ihrer Werke selbst wegen, zu welchem reife Beobachtungen, Grundsätze, überhaupt eine Welt- und Menschenkenntniß nöthig ist, die ein Klingklang an Werth schwerlich ersetzen möchte. In unsern Zeiten bearbeitet würden die Themata jener Dichter neue und merkwürdige Productionen geben! Ueber Kritik und Dichtkunst würden sie nach Veranlassungen unsres Lustrums andre Vorschriften machen, im Laufe der großen

[1] Uz' poetische Werke, Leipzig 1772. Die Zufriedenheit, das bedrängte Deutschland, der Weise auf dem Lande, an das Glück, die deutschen Sitten, Ermunterung zum Vergnügen, die Wollust, die fröhliche Dichtkunst, die Wissenschaft zu leben, der standhafte Weise, die Freude, die wahre Größe, die Glückseligkeit, die ruhige Unschuld, Theodicee, der wahre Muth, an die Freiheit, Horaz, Laura, das Schicksal, an den Frieden, der Patriot, an die Freude u. f.

und kleinen Welt würden sie andre Thoren zu belehren finden. Und ein Versuch über den Menschen zu unsrer Zeit (mit aller Bescheidenheit gegen den verdienstreichen, glänzenden Namen Pope sey es gesagt), wie größer, kühner, richtiger könnte er werden! In der Haushaltung der Natur, in der der Mensch sichtbarer Haushälter ist, sind seitdem von den Sternsystemen, hinab in die Tiefen der Erde, in die Elemente der Wesen, so weite und scharfe Blicke gethan; die Frucht an der das Menschengeschlecht hangt, auf der es sein Wesen treibt, ist seitdem so um- und durchgangen, seine Haushaltung auf ihr im Guten und Bösen so licht worden, die Gesetze seiner Natur, sein Zweck, seine Bestimmung, nebst den Wegen und Abwegen die er bisher genommen hat, sind so helle ans Licht getreten, daß ein Versuch vom Menschen, in der Zeit des neunzehnten Jahrhunderts geschrieben, in der Pope den seinigen im achtzehnten schrieb, ein neues, unvergeßliches Lehrgedicht werden könnte. Käme dieß Blatt einem jungen Genius in die Hand, und weckte ihn, über die Haushaltung der Natur und ihren Haushalter, den Menschen, haushälterisch selbst ein Werk anzulegen, in dem der Geist und das Herz der ganzen Menschheit ewig wohnte!

Die Gärten der Hesperiden.

Eine Unterredung.

Als Adanson voreinst am Senegal [1]
In einem Walde sich verirrte, traf
Ein Tiger auf ihn, sah die nie gesehne
Gestalt des Europäers an und stand. —
Der Europäer, schrecklich von der Furcht

[1] Voyage au Senegal p. Adanson.

Ergriffen, zog das blinkende Metall
Und richtet' es; doch weise schoß er nicht.
Lang schaut der Tiger ihn, den Tiger er
Erwartend an; dann riß der Waldbewohner
Hinweg. Der Europäer, von der Furcht
Entlastet, ging auch seines Weges.

So,
Doch nicht in gleichem Schrecken, sah ich oft
Den Thieren in das Antlitz und sie mir.
„Was hast du, sprach ich, mir?" „Was hast du mir?"
Antwortet' es. „Welch ein Gesetz hat uns
Hieher gebannt? in Körper dich und mich
Verschleiert?" — „Und wer gab, antwortet' es,
Der Macht ein Recht, mich zur Beherrschung dir,
Zum Tode dir mich hinzugeben? Sieh
Den Pflugstier, ächzend dort in seinem Joch,
Den Postgaul hier in seinem Zuge. Schau
Das Lamm, das heut um deine Hände spielt
Und morgen dir zur Speise wird. O konntest
Auf deiner Tafel je, du je ein Haupt
Des Vogels sehn, das dich an dich erinnert?"

Der stumme Blick durchdrang mich schaudernd tief.
Amerika, das neuentsprungne Land,
Das Land im Werden, bratet Affen. Einst
Sprang eine Aeffin, als sie ihr geliebtes
Gebratnes Kind, auch in der Schüssel noch,
Erkannte, flugs hinauf, erhascht' es, drückt'
Es an die Brust mit ängst'gem Wehgeschrei,
Und ließ den Europäern, die mit ihr
Getändelt hatten, ihren Speisesaal.

„So manches Mitgequälte (sprach mein Herz)
Erseufzete zu mir; o Weltengeist,
Bist du so gütig, wie du mächtig bist,
Enthülle mir, den du mitfühlend zwar,
Und doch so grausam schufst, erkläre mir
Das Loos der Fühlenden, die durch mich leiden. —
Sieh, jene Sonne blickt auf mich und sie
So mild herab, als ob sie alles ja
Zu gleicher Seligkeit bestrahle. Sieh!
Der Baum, er blüht in seiner Herrlichkeit
So prächtig, bis — mein Stahl ihn fället. Lacht
Die Blume nicht so fröhlich, bis der Zahn
Des sanften Lamms sie mähet, bis die Zunge
Des Stiers sie schneidet? — Ja, verfolgen nicht
Geschlechter die Geschlechter? Sieh, der Hecht
Erhascht den Hecht; die Spinne saugt die Spinne —
Und morden Menschen sich nicht selbst? O wir,
Des Weltalls Räuber, Mörder! Mörder wir
Der Unsern, unser selbst! Dazu verliehst,
O Weltengeist, du uns die Finger, dazu
Vernunft und diese göttliche Gestalt?
Du, frommer Hänfling, singest dort im Nest
Bei deinen Jungen; fleuch! ich tödte dich.
Der Weltgeist wollt' es so."

„Das wollt' er nicht!"
Antwortete die Gegend; Echo rief:
„Das wollt', das wollt' er nicht!" und seufzete. —

Da stürzt' ein mattgejagtes wundes Reh
Zu meinen Füßen nieder, Zuflucht suchend
In meinem Schooß; es ächzete und starb.

„Hörst du die Stimmen, sprach ich, großer Geist?
Und siehst die Wunden, siehst die Striemen der Gequälten?"

Wie ein Klage-Flötenton
Ertönete der Hain und ward Posaun'
Und Hörnerklang. Alcides stand vor mir,
Gestützt auf seine Keul'; die Löwenhaut
Um seine Schulter. Also sprach er mir:

„Und wär' ein wüster Wald die Erde, wäre
Sie wie sie vor mir war, wo wohntest du?
Verfolgte dich der Bär und Wolf; es spränge
Der Tiger dich, und die Hyäne an;
Zahllose Nattern zischten um dich her,
Zahllose Mücken schwärmten aus dem Pfuhl
Mit scharfem Stachel auf dich, würdest du
Die Schöpfung preisen, die das Leben schont?
Darum erwürgt' in meiner Wieg' ich schon
Die Schlangen, tödtete den Löwen und
Die Hyder, Erymanthus wildes Schwein —
Und reinigte Augias Stall, den Pfuhl
Der Stymphaliden. Wie der Sturm die Luft,
Der Blitz die Erde segenschwanger macht,
So reiniget der Tod die Schöpfung, er
Der große Förderer zu jungem Wohl. —
Mit Ehren trag' ich Keul' und Pfeil und Bogen."

Ich sprach zu mir: „sollt' alles freilich hier
In eignem Moder sterben, welch ein Pfuhl,
Ein Höllenpfuhl wär' um mich diese Welt!
Der Baum erkrankete und spräche stumm:

„Ich kann nicht sterben!" Er erzeugete
Aus seiner Krankheit Gift und Ungethüm.
Darum erschuf des Menschen Geist und Fleiß
Die blanke Axt; sie haut das Ueberjahrte
Barmherzig weg. Der scharfe Pflug, er rottet
Unkraut und Wurzeln, Dorn und Disteln aus,
Damit die Wüstenei zum Garten werde,
Zum Garten werde der das Herz erfrischt.
Aus roher Wildheit hob sich alles einst
Langsam empor, damit durch Menschenfleiß
Ein Tempel Hygiea's, eine Au
Des Friedens alles würd', ein Paradies."

Verehrend sah den Löwenbändiger
Ich an, der weiter sprach: „Daß, Menschen, ihr
Mit Tyrannei die Thiere quälet, ist,
Grausame Schwächlinge, nur eure Schuld,
Die schwer ihr büßet, wenn mit gleicher Angst
Und größrer eure feigen Herzen selbst
Geängstet werden. Mitarbeiter sind
Und Diener euch die Lebenden. Wie ich
Die wilden Stiere, wie den Cerberus
Ich bändigte; wie ihr auf meinem Wege
Den Wolf zu eurem treuen Hund' erzogt,
Das wilde Roß euch zum Gefährten, euch
Zum Waffenbruder machtet, euer Stolz —
Wie viel, ihr Menschen, liegt noch vor euch da
Es anzubaun! Wie viel steht da vor euch,
Es auszubilden! Traun! Ihr finget kaum
Zu lernen an. Ach ihr buchstabet noch."

„O hätten, sprach ich, deine Kräfte wir,
Und deinen Muth."

„Mit eurer schwachen Hand
Vermögt ihr nicht den großen Kampf. Es muß,
Die ganze Schöpfung muß euch Diener seyn
Und Werkzeug; Feur und Wind, Luft, Wasser, Erd'
Und ihr gehärtet Kind, der scharfe Stahl.
Darum erschoß den wilden Adler ich,
Der an Prometheus Leber fraß, entfesselnd
In ihm Vernunft, Voraussicht, Billigkeit.
Wenn euer Stahl zu morden aufhört, wenn
Sein friedlich Werk beginnet, räumet er
Die ganze Schöpfung euch zur Wohnung aus,
Auf tausend Weisen neu geschmückt und freundlich.
Daß ihr den Elementen trotzet, ist
Nicht euer größtes Werk; zu ändern sie,
Sie zu gebrauchen, ist das größere.
Schafft um den Boden und des Bodens Frucht,
Und pflanzt aus Welt in Welt, von Baum zu Baum
Hinüber, was euch nützt und euch erquickt.
Sorgt daß ihr euren Himmel mildert, euch
Die Welt zu eurer Wohnung, euch zum Heil,
Zu Aller Heil die weite Schöpfung macht —
Dieß, Menschen, ist Olympia, das ich
Für euch gestiftet, euer Kranz. Dazu
Holt' aus Hesperiens Gefilden ich
Für euch die goldnen Aepfel. Pflanzet sie.
Durch euch, durch euch nur blüht Hesperien.

Die Gottgestalt ging in den Hain zurück,
Und eine Schwalbe flog in meinen Schooß.
„Geh (sprach ich, sanft sie streichelnd), baue dir
Dein Haus, wie ich's den Meinen bauen will."
Die Taube brachte mir ein Oelblatt; mir

Zu Füßen sank der kranke Leu; ich zog
Den Dorn ihm aus dem Fuß; er folgte mir.
O, sprach ich, Mensch, jetzt leider ein Gequälter,
Ein müßiger und üppiger Tyrann,
Wann wird er was er kann und sollte seyn?
Der Schöpfung Bildner und Vollender, der
In seiner Hand so Tod als Leben trägt,
Um Leben abzuwägen, auszuspenden,
Und reicher zu erneun und herrlicher!
Dazu verlieh die große Mutter ihm
Ihr Wohnhaus; zu ersetzen was gebricht,
Zu ordnen es und zu beseligen.
Sein Werk ist neue Schöpfung; seine Kunst,
Sein Ziel die Bildung edlerer Natur.
Durch ihn, durch ihn nur blüht Hesperien!

5.

Fabel.

Eine Lehre will Anwendung, mithin der Vortrag einer Lehre Darstellung, Einkleidung. Man muß wissen wie sie sich beurkunde, und wo möglich durch sich selbst bewähre. Dieß ist der Grund der sogenannten Aesopischen Fabel; zum bloßen Zeitvertreib ward sie nicht erfunden.

Menschen wollen nicht immer gern von andern belehrt, geschweige zurechtgewiesen seyn; sie wollen sich durch Vorhaltung der Sache selbst belehren. Dieß thut die Fabel. In ihr wird eine Handlung dargestellt, die durch sich redet; sage jeder sodann die Lehre sich laut oder still in der Seele.

Und wer könnte uns zu diesem Zweck gewissere Lehren geben als die Natur? Ihr Gang ist fest, ihre Gesetze sind beständig.

Die Cypresse und Ceder, der Palmbaum und Ysop, was sie vor Jahrtausenden waren, sind sie noch. Auch die Wirkung der Elemente auf sie hat sich nicht verändert. Der Wolf, der Fuchs, der Tiger sind gleichfalls was sie waren, und werden es bleiben. Die Haushaltung der Natur geht fort nach ewigen Gesetzen, in unveränderlichen Charakteren.

Und an ihr hat sich der menschliche Verstand, ja die Vernunft selbst zur Regel gebildet. Ginge es in der Schöpfung wie in einem Tollhause durcheinander, daß alles heut so, morgen anders wäre, daß kein Band der Ursachen und Wirkungen, keine Consequenz der Begebenheiten stattfände, so fände auch keine menschliche Vernunft statt; an sie wäre nicht zu gedenken. Daß uns aber allenthalben, unter allen Veränderungen, Bestandheit, Ordnung, Folge der Dinge vor- und einleuchtet, daß die Veränderungen selbst erkennbaren Gesetzen und Regeln unterworfen sind, und der Mensch, das hülfsbedürftige Geschöpf, von allen Seiten getrieben ward diese Gesetze auszuspähen, dieser Ordnung, wenn er nicht unterliegen wollte, zu folgen — dieser schöne Naturzwang hat den menschlichen Verstand gebildet.

Die Aesopische Fabel stellet ihn dar. Sie beruht ganz auf der ewigen Bestandheit und Consequenz der Natur: einestheils wie jedes in seinem Charakter handle, anderntheils wie aus diesem das folge. Die schönsten und eigentlichen Fabeln sind also herausgerissene Blätter aus dem Buch der Schöpfung; ihre Charaktere sind lebendig-fortwährende ewige Typen, die vor uns stehen und uns lehren. Je gemäßer der Naturordnung ein Baum, ein Thier in der Fabel erscheint, so daß, wenn ihm die Sprache gegeben würde, es in solcher Zusammenstellung nicht anders sprechen und handeln könnte; je naturmäßiger die Zusammenstellung der Dinge selbst, auch nach kleinen Umständen in der Fabel ist, um so mehr wird sie nicht etwa nur anmuthig, sondern überzeugend.

Mit süßer Naturgewalt zwingt sie uns die Lehre die sie in That zeigt, anzuerkennen, indem kein Geschöpf sich dieser großen Kette entziehen kann, und menschliche Vernunft eben darin besteht Ordnung der Dinge anzuerkennen, und sich ihrer Consequenz zu fügen.

So betrachteten alle Naturvölker die Fabel. Sie war ihnen ein Lehrbuch der Natur, dem nur ein Schwacher oder Irrer zu widersprechen wagte. Deßhalb richteten auch die bei Gelegenheit gesagten Fabeln bei der Menge so viel aus. Die Fabel Jothams von den Bäumen die einen König begehrten, die Fabel des Menenius Agrippa vom Zwist zwischen Gliedern des menschlichen Körpers brachten verworrene politische Situationen unter die Regel einer hellen Naturansicht; die Menge ward überzeuget. Deßhalb sprachen nicht etwa nur Morgenländer, sondern, wo es die Gelegenheit zuließ, auch Griechen, Römer, ja alle Nationen der Welt in diesem Fabelton, entweder ausdrücklich, oder mit kurzer Anspielung auf diese und jene gleichsam ausgemachte, unwiderstreitbare Fabel. Die Sokratiker, Horaz in seinen Briefen und Satiren, Redner ans Volk, Staatsmänner und Moralisten liebten sie; und je vertrauter ein Volk mit der Natur lebte, je heller es ihre Ordnung anerkannte, je treuer es sich derselben fügte, desto mehr hing es an der Darstellungsart treffender Naturfabeln. Ihnen traute man es zu, ihnen legte man das Geschäft auf, den Verstand und die Sitten junger Menschen der großen Naturordnung gemäß zu bilden.

So dachten Sineser, Indier, Ebräer, Perser, Araber, Griechen und Römer! Von allen diesen Nationen ward die Fabel als ein Werkzeug zu Bildung des Verstandes und der Sitten betrachtet; denn was ist Verstand (intellectus, understanding) als Anerkennung der bestehenden Naturordnung und Naturfolge? was sind Sitten als ein Benehmen das sich dieser Ordnung füget? Die Fabel

Dum varia proponit oculisque subjicit
Exempla, monitis arguit salubribus
Cujusque vitam, quas et ipsa condidit
Natura, *sanctas usque leges suadet.*

Oder wie Phädrus sagt:

Exemplis continetur Aesopi genus,
Nec aliud quidquam per fabellas quaeritur,
Quam corrigatur error ut mortalium,
Acuatque sese *deligens industria.*

Die treffliche indische Fabelsammlung [1] hat einen ganzen Curs der Lebensweisheit für einen Prinzen unter vier Abtheilungen:

1. Die Bewerbung um einen Freund,
2. Die Trennung von einem Günstlinge,
3. Vom Disputiren,
4. Vom Friedemachen,

gebracht, und sie gleichsam zu einem bunten Fabelteppich gewebet. Sadi, der Perser, spricht

1. Von der Könige Sitten;
2. Von der Derwische Sitten;
3. Von der Vortrefflichkeit der Mäßigung;
4. Von den Vortheilen des Stillschweigens;
5. Von Liebe und Jugend;
6. Von Schwachheit und Alter;
7. Vom Unterricht in den Wissenschaften;
8. Vom guten Umgange;

über welches alles er Fabeln und Geschichten in Prose, untermischt in Versen, beibringt. [2]

[1] The Heetopades of Vishnu-Sarma, by Wilkins. Bath 1787. Die treffliche Sammlung wird bald übersetzt erscheinen.

[2] Sadi Rosarium politicum c. notis Georg. Gentii, Amstelod. 1656. fol. Das persianische Rosenthal von Schich Sadi, übersetzt von Adam Olearius. Hamb. 1696. Fol.

*

Ueppige Zeiten entwürdigen alles; so ward auch nach und nach aus der großen Naturlehrerin und Menschenerzieherin, der Fabel, eine galante Schwätzerin, oder ein Kindermärchen. Auszeichnend gab hierzu, wiewohl sehr unschuldiger Weise, Lafontaine Gelegenheit; er selbst ein naives Kind der Natur, das in mehreren Dingen die Welt ohne Wissen und Willen zu ärgern das Schicksal hatte. Dem Aesop und andern erzählte er Fabeln auf seine Weise nach, und da diese Weise lustig, aber auch so naiv hinlässig war als es seine Art mit sich brachte, so glaubte fortan jeder Fabulist die Fabel nach Lafontaine's Manier erzählen zu müssen. Gleich viel was er erzähle; wenn das Märchen nur amüsire. So ward die Fabel ihrem Zwecke sowohl als ihrer eigenthümlichen Natur und Welt allmählich entrückt; aus der überzeugenden Ansicht der großen Naturordnung trat sie in das Gebiet feiner Speculationen, in Visitenzimmer voll Pro und Contra ein; die Namen der Thiere und Bäume wurden ihr hie und da nur angelogen. Denn wie in manchen neueren Fabeln spräche das Thier nicht, wenn es spräche! um solche Dinge würde sich die Dryas des Baums nicht bekümmern. Wenn man die feinen und überfeinen Fabeln la Motte's, Richer's, le Jay's, le Noble's u. a. lieset, weiß man oft nicht woran man ist. Alles in ihnen ist so zierlich gesagt, und doch thut nichts seine oder nur eine der Fabel fremde Wirkung. Offenbar, weil die Fabel, ihrem Naturboden entrückt, in dieser neuen, sehr conventionellen Zusammenstellung nur eine conventionelle Sprache reden kann, zu welcher weder Bäume noch Pflanzen, weder Götter noch Helden, am wenigsten Allegorien, Schatten, Träume bemühet werden durften. Wir konnten sie hören aus jedem Munde. Ihrer Naturwelt entnommen, ist die Fabel eine feingeschnitzte, todte Papierblume worden; in der lebendigen Naturwelt war sie ein wirkliches Gewächs voll Kraft und Schönheit.

Daher nun der ungeheure Unterschied zwischen der neuen und

alten Fabel, im Vortrage, im Inhalt und in der Wirkung. Dem Vortrage nach will die neue Fabel selten mehr als zeitkürzen; und wie bald man dieses Fabelamusements satt und müde werde, darüber mögen in allen Journalen so viele französische, englische, deutsche Fabeln zeugen. Großentheils überschlägt man sie: „da spricht wieder, denkt man, die Perücke mit der Fontange; mögen sie sprechen!" Die Zusammenstellung der Fabelwesen, jemehr sie in die künstliche Welt tritt, kann für das Gesellschaftszimmer auf einen Augenblick amüsant gewesen seyn; außer diesem Kreise hat sie bald nicht mehr auf sich als ein freundliches Gespräch zwischen dem Spiegel und Fächer, der Nadel und Scheere. Die Wirkung endlich, da eine Darstellung des höchst Wahren (fabula veri) bloß amüsiren soll, ist traurig. Wie muß es mit Menschen stehen denen die nothdringendsten Gesetze und Verhältnisse der Natur ein Spielwerk, ein Zeitvertreib zum Gähnen sind, bei dem man etwa nur die spaßhaften Eingänge, die lüsternen Digressionen, oder gar nur die Versification bewundert!

Läugnen können wir es nicht daß unsre neuere deutsche Fabel an diesem Becher der Circe theilgenommen habe. Unsre trefflichen alten Fabulisten, die Minnesinger, der Renner, Boner, Reineke, Burkard, Waldis u. s. in ihrer einfachen Manier und Versart, dünkten der neuen Zeit zu einfach; man folgte also mehr und minder des Lafontaine und seiner sinnreichen Nachfolger amüsanter Erzählungs- und Versart. In Einleitungen und Digressionen, denen meistens der Reim ihr curriculum vorzeichnete, schlenderte man spaßhaftlangweilig einher; und auch im Inhalt der Fabel erlaubte man sich sprechen zu lassen, was auf dem Papier irgend sprechen konnte. So ward die wahre, urkundliche Naturpoesie das abgegriffenste Ding, so amüsant daß es fast niemand mehr amüsiret.

„Ob wir nicht noch zum Fabelgebiet der Natur zurück-

kehren könnten?" Warum nicht? In den Händen sowohl als im Reich der Natur leben wir, ihr unentwindbar. Wenn nicht Ceder und Cypresse, so wachsen Birke und Fichte vor unsern Augen; wenn nicht Tiger, so kennen wir Wölfe, Bären und Füchse. Ja, entgingen auch sie, die Naturordnung bestehet und wird bestehn; sie, der ewige Grund der Fabel. Aus gleicher Tiefe der Nothwendigkeit also, des Natur- und Vernunftbestandes, der ewigen Zusammenordnung der Dinge lasset uns schöpfen, wie die Alten, und die verachtete Schwätzerin wird wieder, was sie einzig seyn kann und seyn will, eine Lehrerin der Menschheit, zumal der Jugend und des Volks werden, außer welchem Kreise ihr Beruf dahin ist.

Wer von uns denkt nicht daran, wie in seinem Leben ihm manchmal zu seinem Schaden im Moment des Handelns das Andenken nur einer Fabel fehlte? Wenn der Fuchs den Bock in den tiefen Brunnen lud, und dann auf seinen Hörnern hinaussprang; wenn den fliehenden Hirsch eben sein gepriesenes Gehörn zwischen den Sträuchen festhielt und seine verachteten leichten Füße ihm nicht mehr halfen; wenn der Schwarz- und Weißfärber zusammenwohnend sich so wenig frommten; wenn der Hund an Besitz verlor, was er im Schatten haschte; wenn das kleine Thier mit dem gewaltigen Löwen in Gesellschaft jagte u. s., wer erinnerte sich nicht oft nach Ausgange der Begebenheit, daß ihm unglücklich die Fabel entgangen war, als er sie spielte? Und bei großen Begebenheiten der Welt, auch unsrer neuen Geschichte Europa's — mich dünkt, die Fabel derer, die einen Gewinn theilen ehe sie ihn erjagt hatten, die Fabel der Frösche, die mit dem Klotz unzufrieden sich einen neuen König erbaten, und wie viel andre stellet uns mit jedem neu umgeworfenen Blatt der Weltbegebenheiten dieß große lebendige Fabelbuch selbst dar!

Das Conversatorium und die Erscheinung.

Auf einem großen Jahrmarkt gerieth ich vor eine prächtige Bude, geziert mit der Aufschrift: Conversatorium. Diese lockte mich hinein und ich sah, ich hörte — ihr Götter und Göttinnen des Olymps, helft mir sagen was ich hörte und sah.

Ein großer Berg war aufgerichtet; neben ihm viele Berge. Die ganze lebendige Schöpfung erschien auf ihnen, alle Geschöpfe witzig sprechend, aus Holz, Thon und Wachs, fein decoriret; das Ganze ausgeziert wie ein italienisches Präsepe. Welche Stimmen umgaben mich! wie scherzhafte Gestalten! Alles conversirte.

Mein Ohr gellte; „ist das die neuere Fabel?" seufzte ich, und schlich traurig in meinen stillen Hain —

Da nahm mich auf der Vögel Chor
Mit wundersüßem Schall,
Die Lerche schwirrte hell empor,
Es sang die Nachtigall.
Die Amsel schlug. Es säuselte
Der Westwind um mich her.
Es rauscht. Die Quelle murmelte —
Und murmelte nicht mehr. —

Denn siehe, die große Mutter stand vor mir da, gekrönt mit der Sternenkrone, bekleidet mit dem weiten Gewande, auf dem in lebendigen Bildern alle Naturwesen sich regten. Wie mit dem Gewande die Lüfte spielten, enthüllten sich neue Wesen; endlich entschleierte sie ihr Angesicht und sprach freundlich:

„Mensch! du bist der Ausleger der Natur, ihr Haushalter und Priester. Alles spricht zu dir, Geist im Körper, Verstand in ewigen Charakteren. Lerne sie verstehen, diese Denkbilder, und ordnen und vernünftig gebrauchen. Vor allen merke auf jede Folge dessen was du siehest; im Bande der Wesen ist meine Kraft, in Folge der Dinge erblickst du meine und deine Herrschaft."

Sie schwang ihren gebietenden Stab, und war entschwunden im Bilde. Aber

Der ganze Hain lobjauchzete
  In einem hellen Chor;
Und Blatt und Wipfel säuselte,
  Ein Weihrauch stieg empor.
Die Echo rief: „Natur! Natur!
  Dein frohes Eigenthum
Bin ich!" Mein Herz sprach: „O Natur!
  Und ich dein Heiligthum."

Fortsetzung.

Ueber die Fabel.

Vielleicht scheinet's kleinfügig daß ich über das Wesen der Fabel zu reden fortfahre; nur das Wort aber macht irre. Ist Fabel die Darstellung einer in Handlung gesetzten Lehre, so ist sie der Grund aller Dichtkunst, mithin der Rede wohl werth. Eben die einfachste Dichtkunst ist die sogenannt Aesopische Fabel.

Lessing, dem wir die beste Theorie der Fabel zu danken haben, dem wir uns also auch in Erörterung derselben dankbar anschließen, erklärt sie so: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."[1] Fühlet man nicht daß zu Bestimmung der Aesopischen Fabel hier etwas fehle? Denn wenn wir auch den Ausdruck „allgemeiner moralischer Satz" übersähen, auch nicht fragten: wie ist's möglich daß ich einen „allgemeinen Satz" in einem besondern zur Geschichte gedichteten Fall anschauend erkenne? da dieß

[1] Lessings Fabeln, S. 171.

immer doch nur ein besondrer, dazu erdichteter Fall bleibt, in welchem die Allgemeinheit einer moralischen Lehre nie anschaubar werden kann: wäre diese ganze Operation der „Zurückführung einer Lehre auf einen besondern Fall, dem ich die Wirklichkeit ertheile und eine Geschichte daraus dichte," nicht ohne Grund und Kraft, wenn in der Natur nicht eine Ordnung, d. i. eine Wirklichkeit da wäre, die in jedem besondern Fall nach allgemeinen Gesetzen in einer feststehenden Folge als ein Gegebnes fortexistiret? Wäre sie nicht da, ich könnte sie nicht dichten, noch weniger würde durch meine Dichtung, als durch eine willkürliche Zusammensetzung, irgendein allgemeiner Satz erkennbar. Eben nur jene Naturordnung und Naturfolge, nach allgemeinen, daurenden Gesetzen, die der Fabel zum Grunde liegt, macht den allgemeinen Satz in ihr erkennbar; und gelang es dem Dichter nicht seine Lehre auf sie dergestalt zurückzuführen daß dieß Allgemeine, das Unwiderstrebliche dieser Ordnung und Folge in seinem besondern gedichteten Falle sichtbar ward, ganz oder halb ist seine Arbeit verloren.

*

Lessing glaubt daß „die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere die eigentliche Ursache seyen, warum sie der Fabulist zu moralischen Wesen erhebt. Die wahre Ursache (sagt er), warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen, setze ich in die allgemeinbekannte Bestandheit der Charaktere."[1] Soll in diesem zusammengesetzten Ausdruck die allgemeine Bekanntschaft mit den Thiercharakteren das Hauptmoment der Ursache seyn, so litte der Satz eine Einschränkung. Manchen Thiercharakter, wie er jetzt zum Zweck des Dichters dient, kannte ich vielleicht nicht; aus der Fabel selbst werde ich ihn leicht kennen lernen. Der tiefere Grund liegt (ich kenne sie vorher oder nicht) in der Thiercharaktere un-

[1] Lessings Fabeln, S. 181. 187.

veränderlicher Bestandheit, als einer gegebnen Naturordnung. In dieser sind sie unveränderlich handelnde Wesen, und können uns, mehr als der vielseitige, veränderliche Mensch, eine Ansicht der Naturordnung in ihrer Permanenz und Folge anschauend zeigen. Pflanzen und Bäume deßgleichen, ja alles was zu sprechenden Naturtypen gehöret. Daher die größere Wirkung der Fabel als der Parabel oder eines Beispiels aus dem Menschenleben. Dieser Mensch handelte so; ein andrer, ja er selbst zu andrer Zeit kann und wird anders handeln. Der Fuchs in der Fabel aber steht für alle Füchse, die Cypresse für alle Cypressen.

*

Auf die Frage, „wie weit der Fabulist die Natur der Thiere und andrer niedrigern Geschöpfe erhöhen und wie nahe er sie der menschlichen Natur bringen dürfe?“ antwortet Lessing kurz: „so weit und so nahe er immer will, wenn sie nur in ihrem Charakter denken, reden und handeln. Haben wir ihnen einmal Freiheit und Sprache zugestanden, so müssen wir ihnen zugleich Modificationen des Willens und alle Erkenntnisse zugestehen, die aus jenen Eigenschaften folgen können, auf welchen unser Vorzug vor ihnen einzig und allein beruhet. Ihr Betragen wird uns im geringsten nicht befremden, wenn es auch noch so viel Witz, Scharfsinnigkeit und Vernunft voraussetzt.“ [1] Das allgemeine Gefühl, dünkt mich, stehe dieser schrankenlosen Freiheit entgegen. Warum gefallen uns nicht alle Fabeln, wie jene schlichten Aesopischen, oder wie die noch einfachern der Morgenländer? Den Witz, den Scharfsinn, den der Dichter solchem und solchem Thier leiht, finden wir außer Stelle; wir hören den Dichter durch den Mund des Thiers sprechen, und wundern uns warum er hinter dieser Maske rede. Ja, wie wäre auch, „wenn der Charakter der Thiere in Reden wie in Handlungen strenge gehalten werden soll,“ eine so schranken-

[1] Lessings Fabeln, S. 208. 209.

lose Annäherung an die menschliche Natur, im Gebrauch ihrer feinsten Vorzüge des Witzes und Geistes denkbar? Der Thiercharakter, mithin die innere Ueberzeugungskraft dessen was das Thier in seiner Natur, als ein Wesen seiner Ordnung sprechen soll und kann, ginge damit immer, ganz oder halb verloren. So, sagen wir, spräche dieß Thier nicht, wenn es spräche; der Witz und Scharfsinn liegt nicht in seiner Lebensweise; wo hat es diese Galanterie gelernet? Ein großer Theil der französischen Fabeln wird uns daher unschmackhaft.

Lessing selbst? Hätte Bodmer seine unartige Parodie [1] schreiben können, wenn der Dichter nicht hie und da den Gedanken- und Empfindungskreis seiner Fabelgeschöpfe zu sehr erweitert, und bisweilen in das höchste Gebiet der Menschenvernunft gerückt hätte? Gebildeten Lesern sind diese Fabelepigramme sehr willkommen; Lessing hört man gern, durch wen er auch spreche. Zu Aesop indeß verhalten sich seine Fabeln oft wie der Schmetterling zur Raupe. Aus ihr gezogen fliegt der neue Einfall in glänzender Gestalt hervor; die alte Fabel indeß war ihm als erste Form und Nährerin unentbehrlich.

*

Seit Aphthonius hat man die Fabeln in vernünftige, sittliche und vermischte eingetheilet; auch Wolf und Lessing folgten dieser Classification, jeder mit eigner Bestimmung ihrer Worte. Mich dünkt, die Adrastea der Natur, der die Fabel, wenn sie rechter Art ist, dienen muß und dienet, beut uns eine Bestimmung dieser Classification dar, die schwerlich zu ändern seyn möchte. Macht nämlich die Fabel eine Lehre als Naturgesetz in einem einzelnen Fall der großen Naturordnung anschaubar, so ist diese Lehre entweder

[1] Lessings unäsopische Fabeln, u. f. Zürich, 1760.

1. Theoretisch.

Ein Marder fraß den Auerhahn,

Den Marder würgt ein Fuchs, den Fuchs des Wolfes Zahn. —

Hagedorn.

Welcher Satz aus dieser Intuition gezogen werde, eine Sittenlehre wird es nie seyn. Was will, was thut also die Fabel? Sie öffnet uns nur den Anblick der Welt,

Wo oft die Größern sich vom Blut der Kleinern nähren;

damit hat sie ihr Amt gethan, und hätte sie damit nicht viel gezeiget? Nun ziehe jeder sich hieraus nach Herzenslust praktische Lehren.

Der größeste, ja vielleicht der schönste Theil der Fabeln in Lockmann, Aesop, Vischnu-Sarma, und wo nicht sonst? ist rein theoretisch. „So besteht die Welt; so folgt eins aus dem andern. Z. B. Dieß wird, wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im Wasser schnappt; jenes, wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; jenes, wenn man als Hase mit dem König-Löwen jaget. Merke dir's und ziehe dir daraus vielfältige Lehren." Bei jeder neuen Wendung der Begebenheit kommt eine andere zum Vorschein, die du dir selbst sagen magst; genug, das Factum der Natur soll als Gesetz und Weltordnung deinen Verstand üben, daß wenn du unter Menschen den Wolf, den Bock, den König-Löwen und dich mit ihm in gleicher Situation antriffst, du wissest worauf es ankommt.

Diese Fabeln mögen logische oder lieber intellectuelle, d. i. den Verstand bildende Fabeln heißen; sie bilden ihn nach den großen Gesetzen der Natur in ihrer permanenten Ordnung an ewig feststehenden Charakteren.

Andere Fabeln mögen

2. Sittlich heißen; aber wie kann man von Thieren, von Bäumen Sitten lernen? und von welchen Thieren? Vom Wolf? vom Fuchs? vom Marder? Nicht also ist's gemeinet.

So contrastirend die Gattungen der Geschöpfe in der Natur über und gegen einander gesetzt sind, so daß alles auf einem ewigen Kampfe und Widerspruch zu beruhen scheinet, so hängt alles was Leben hat (und was hätte nicht Leben?) dennoch an Einer Kette, der Liebe.

Der Liebe? Nicht anders, und zwar einer sich selbst erhaltenden, dem Ganzen sich aufopfernden Liebe. Jedes Lebende nämlich (da auf eine harte Weise die Gattungen der Lebendigen einander entgegenstehen) kämpft für seine Erhaltung. Wozu aber strebt selbst dieser Kampf? Um in seines Gleichen fortzuleben, also zum Ganzen. Unwissend und von der Natur gezwungen opfert jedes Einzelne sich diesem Zweck auf, zu welchem in und außer seiner Substanz alle Elemente wirken. Abblühet die Blume, sobald sie sich selbst in Samen dargestellt hat; nur zu Hervorbringung dieser keimte, wuchs, blühete sie. So die Geschlechter der Thiere in ihren verschiedenen mühsamen Haushaltungen, Kämpfen und Geschäften. Jugendliche, eheliche Liebe ist allen ihr Ziel, der Zweck ihrer Mühe, die fröhlichste Tendenz ihres Daseyns. Hierauf gehet ihr Fleiß, ihre Kunst, ihre väterliche und mütterliche Sorge.

Die Fabel, die diese große Haushaltung des Strebens und der Liebe in einzelnen ausgesuchten Fällen und Momenten darstellt — reich an tausend Lehren ist sie sittlich und kann sogar rührend werden. Der alte Spruch: „Gehe hin zur Ameise, du Träger" ist in der Fabel von ihr und der Cicada ans Licht gestellt; so manche andere Fabel von der Erziehung der Jungen, vom geselligen Beistande, dem häuslichen Leben der verschiedenen Geschlechter unter einander, von ihrer Treue, ihrer Wachsamkeit, ihrer Freundschaft und Großmuth sind, da diese Sitten aus dem ewigen Naturcharakter und Instinct der Geschlechter stammen, Fabeln des großen Naturethos, ethische Fabeln, die auch uns unsere Pflichten als Gesetze der Glückseligkeit aller Lebendigen

in ewigen Charakteren vorzeichnen. Eben auf diesem tiefen Grunde eines Natursittengesetzes beruhet ihre mächtige Wirkung. Nur so ist die sittliche, d. i die ethische Fabel denkbar.

3. Wie wären endlich die Fabeln zu nennen, die den höheren Gang des Schicksals unter den Lebendigen bezeichnen? Wir würden sie dämonische oder Schicksalsfabeln nennen, Fabeln der Adrastea oder Aisa.

Nicht immer nämlich kann im Naturgange selbst anschaulich gemacht werden wie aus diesem ein anderes durch innere Consequenz folge; da tritt nun die große höhere Folge der Begebenheiten, die wir bald Zufall, bald Schicksal nennen, ins Spiel, und zeigt wie dieß und das, wo nicht aus, so nach einander folgt, durch eine höhere Anordnung. Natürlicherweise ist sie vermischt, theoretisch und praktisch. Der räuberische Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom Altar in sein Nest, der es in Flammen setzt, und seine unbefiederten Jungen dem zur Beute gibt dem er einst treulos die Jungen geraubet. Die Raubgier des Adlers ist permanent; zwischen seiner vorigen und dieser Unthat aber, wer konnte das Band knüpfen, als die Zeit, das Verhängniß? Dieser Dürftige erzeigt einem unbekannten Todten seine letzte Pflicht, und findet einen Schatz, der seiner Dürftigkeit abhilft; im Traume sagt es ihm Mercur selbst, wodurch er von den Göttern dieß Glück verdiente. So erscheinen die Gottheiten, den Streit der Thiere unter einander zu entscheiden, sie über ihre ungerechten Klagen, über ihre müßigen Gebete, über ihre verstandlosen Wünsche hart oder sanft zu belehren; allenthalben aber das hohe Loos werfend, das jeder Art und Gattung der Sterblichen ihre Stelle anweiset. Zeus, wie er das Leben der Menschen und Thiere gegen einander abmißt,[1] Herkules wie er dem betenden Fuhrmann,[2] Serapis wie er dem glückträu-

[1] Hagedorns moralische Gedichte, nach de Launay, S. 127.
[2] Fab. Aesop. edit. Hauptmann. p. 267.

menden Mörder erscheinet,[1] in Lessings Fabeln Zeus und das Pferd, Zeus und das Schaf,[2] in Gleims Fabeln,[3] die Götter und die Bäume, die Raupe und der Schmetterling u. s. f. sind solche Schicksalsfabeln — Naturideen, die uns den Sinn und Gang der großen Mutter im allgemeinen zeigen. Bei den schönsten Fabeln dieser Art wird unsere Seele groß und weit wie die Schöpfung; Adrastea-Nemesis, fühlen wir, ist die, die im verborgnen alles vergilt, alles lenket, alles regieret. Sie schützt den Unterdrückten und stürzt den Frevler; sie rächet und lohnet.

Fortsetzung.

Nach dieser dreifachen Eintheilung des Inhalts und Ganges der Fabel richtet sich natürlicherweise auch ihr Vortrag. Wer wollte mit Naturgesetzen spielen? wer über sie tändeln und die große Mutter in ihren Darstellungen äffend zu Spott machen? Gerade dieser Scherz, dieser ungesalzene Spott hat die Fabel tief erniedert. In wie manchen Fabulisten sieht man leibhaft den Thoren vor dem delphischen Altar stehen der mit dem Orakel Scherz treiben wollte. Apollo trieb mit ihm Scherz; er machte schlechte Fabeln.

Daß einer Erzählung, die uns Naturgesetze in einzelnen Begebenheiten und Vorfällen darstellt, die heiterste Klarheit und Congruität gebühre, daß die sittliche Fabel sich jeder Art und Gattung der Geschöpfe anschmiege und mit Wohlgefallen, mit Freude und Lust in der Schöpfung wohne, indem sie jede Pflicht sowohl als jede edle Mühe um dieselbe als Naturbedürfniß darstellt, und durch sich selbst lohnet, Irrthum und Thorheit dagegen in ihren Folgen auch enthüllet und strafet; dieß will der Begriff der Natur,

[1] Anthol. Graec.

[2] Lessings Fabeln B. I. 5. II. 18.

[3] Gleims Fabeln B. IV. 11.

ihrer Consequenz und Tiefe. Die dämonische Fabel endlich, die Götter und das Schicksal selbst auf den Schauplatz bringt, sie erhebt sich ohn' allen gesuchten Pomp oft zu einem kleinen Epos. Jene Erzählung bei Gellert über den Lauf und die Vergeltung des Schicksals:

„Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat"

findet sich, das Feierliche hinweggerechnet, an erhabener Zusammenordnung fast in jeder Schicksalsfabel wieder.

„Wo dann bleibt aber das Lächerliche (γελοῖον) der Fabel, das ihr doch wesentlich angehöret?"

Zuerst weiß man daß, um Lachen zu erregen, es gerade nicht darauf ankommt daß man selbst und zuerst lache, geschweige daß man sich kneife und

— die Hände gestemmt in keuchende Seiten —

das antiquarische grobe Gelächter in Person darstelle. Etwa nur auf dem Markt des Pöbels, und auch da kaum dürfte man durch diese Mittel seinen Zweck erreichen.

Dagegen: gesetzt eine Gesellschaft hätte über eine Materie lange, ernst und sogar zänkisch deräsonniret; ein guter Freund am Ende der Tafel, der bisher geschwiegen, träte hintendrein mit einem Fabelchen hervor, das er trocken, dem Anschein nach zwecklos, aber sehr treffend, klar und naiv erzählt, und damit jenen ganzen Zwist abthut; erreichte er damit nicht ein hohes Komisches, dem die Vernunft selbst zuspräche? Die kleinste Miene des verzerrenden Lachens hätte ihm geschadet, denn eben der feine Ernst war sein treffendes Salz, seine Grazie und Anmuth. Wollen Irrthümer und Fehler der Menschen mit lautem Lachen begrüßt seyn? Warum gaben die Alten, zumal die Morgenländer, ihre Fabel Weisen oder Sklaven in den Mund? Wozu anders als daß sie nicht ausgelassen, nicht ungezogen erzählt werden könnte. Manche Neuern haben die

Sache anders verstanden; der Weise steckt in der Lehre, die Fabel erzählt der Geck oder an Saturnalien etwa der trunkne Sklave.

Zweitens. Da also das Lustige, das Scherzhafte der Fabel in ihrer Anwendung, mithin in der Beziehung liegt in welcher sie gesagt wird, und diese an sich schon nicht zart genug genommen werden kann, was wäre in der Fabel selbst lächerliches, wenn in ihr alle Wesen als Naturwesen handeln? Der Fuchs etwa? der Affe? der Esel? O der alten abgekommenen Späße, die den Fabeldichter selbst so oft zum Affen und Langohr gemacht haben! Kein Witz beinahe kann leichter abgeschmackt werden als der Fabelwitz, keine Späße sind trivialer als die Eselsspäße; zumal wenn der bleierne Dichter durch diese Masken spaßet. Wie kurz, wie ziemend sind in der Fabel die Scherze der Alten!

Drittens. Da überdem nichts vorübergehender und feinflüchtiger ist als der Scherz, da das sittsamste Lachen nur am Rande der Lippen hangt, wie der herz- und seelenvollste Wink am Blick des Auges; da zumal gereimte Bücherspäße fast durch sich schon von stereographisch-bleierner Natur sind, und in ungeschickten oder übertriebenen Nachäffungen gar albern werden; da endlich das Entbehrliche zuerst und am frühesten Ueberdruß macht, und der Gott Jocus mit jedem Mondviertheil seine unwesenhafte Gestalt ändert — wer wollte ein Spaßmacher seyn wo er es nicht seyn darf und nicht seyn sollte? Selbst Lafontaine's Scherze, den die Natur doch selbst im Scherz gebildet zu haben schien, haben sich zum Theil überlebt; keiner seiner Nachäffer hat ihn erreichet. Und dann, wäre es wirklich amüsant und lustig, wenn ich lese:

In einem alten Fabelbuche —
(Der Titelbogen fehlt daran:
Sonst führt' ich's meinen Lesern an) —

In einem alten Fabelbuche,
In welchem ich, wenn ich nicht schlafen kann,
Und sonst zuweilen, Raths mich zu erholen suche —
In einem alten Fabelbuche —

Ei so wirf das alte Fabelbuch in den Winkel, und erzähle was du darin fandest. Sind Langweiligkeit, Präambuln und Digressionen solcher Art naiver Scherz? Gehe man die Scherzdigressionen und Spaßpräambuln der Fabulisten durch, ohn' alle Rücksicht auf Theorie der Fabel wünscht man die meisten hinweg. Es sind platte Einschiebsel; auch dem Ausdruck nach haben sich die meisten selbst überlebet.

Einfalt ist die Grazie der Natur; hohe Naivität die Grazie der Fabel. Sie ist's die alles würzt, vom Burlesken niedriger Naturen zum Erhabensten, dem Schweigen. Eben in dem Contrast von Bildungen und Sitten scherzt die Natur unaufhörlich; aber wie ernst scherzt sie, wie consequent ist ihre Persiflage! Die Naturfabel ahme ihr nach; ihr höchster und dauerndster Reiz ist stille Größe, schweigende Anmuth besonders in den Fabeln des Schicksals.

*

Als eine zweite Ursache, warum die Fabel am liebsten Thiere darstelle, führt Lessing, wiewohl selbst nur zweifelhaft, an „daß es geschehe um die Erregung der Leidenschaften soviel als möglich zu vermeiden. Dieß könne nicht anders geschehen als wenn der Dichter die Gegenstände des Mitleids unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere oder noch geringere Geschöpfe annimmt.“ [1] Ich zweifle. Hassen wir den Wolf, den Tiger der Fabel nach Umständen nicht eben so innig, weil er uns die ganze Gattung auch der Menschenwölfe und Tiger unverlarvt, in ihren Gesinnungen, Entschlüssen und Thaten charakteristisch darstellt? Bemitleiden wir nicht das unschuldig unglückliche Lamm umsomehr, da wir in ihm eine ganze Gattung gleich Unschuldiger dem Rachen des Wolfs,

[1] Lessings Fabeln S. 190.

den Zähnen des Tigers hülf- und rettungslos hingegeben sehen? Und wer nähme in sittlichen Fabeln an der muntern Lerche, der liebenden Nachtigall, der treuen Turteltaube u. f. nicht für alle Charaktere ihrer Art herzlichen Antheil, umsomehr Antheil, da die Fabel in die Kinderwelt gehöret und wir bei ihr in die Empfindungen der Kindheit zurücktreten? Nirgend fast sonst erscheinen die Charaktere lebendiger Wesen hassens- und liebenswerther als in der Fabel, eben weil sie diese Charaktere rein darstellt. Haß und Liebe in ihr werden Leidenschaften des Verstandes; so tiefgewurzelt, so allgemein und dauernd als diese Typen der Natur selbst sind. Die Hyäne der Fabel hassen wir über und für alle Hyänen; die mütterliche Nachtigall lieben wir als Urbild aller Mutterliebe.

*

Da nach dieser Theorie die Fabel einen so tiefen Grund, einen so reinen Umriß bekommt, wie vieles schneidet dieser Umriß weg, das, wenn man es genau prüfet, die Fabel eben verächtlich gemacht hat! Er schneidet ab:

1. Jeden Schnickschnack, der nichts weniger als eine große feste Ordnung der Natur in Lehre darstellt. Holbergs genannte Moral, „daß keine Creatur weniger in Zucht zu halten sey als eine Ziege," hat in den Fabelbüchern viele Schwestern, denen Abschied zu geben ist, wenn je die wahre große Naturfabel ihren Werth wieder erhalten soll. Wir sind dieser Kindereien unwichtiger Lehren satt und müde. — Abgeschnitten werden

2. Alle Erzählungen zusammengeflickter Situationen, die darauf hinausgehen daß Thier oder Mensch eine scharfsinnige Sentenz sage. Erscheint diese Sentenz nicht, in der Lebensweise der Dargestellten gegründet, jetzt in Handlung sichtbar, so möge der Einfall seyn was er wolle, seine Einkleidung ist keine Natur- und Kunstfabel. Wie manches witzige Histörchen schleicht sich hiemit weg aus dem strengen Gebiet der Fabel.

3. Die angebliche Moral der Fabel verschwindet als ein verführendes Scheinwort völlig. Von welchem Thier sollen wir Moral lernen? Vom Wolf oder vom Bär? Kein Thier ist der Moral fähig; keins muß ihrer fähig seyn, wenn es fabelmäßig, d. i. charakteristisch handeln, und die Fabel nicht selbst vernichten soll. Auch die sittlichen Fabeln nannten wir deßhalb nicht moralische, sondern ethische Fabeln; an den Sitten, auch der gefälligsten Thiere lernten wir nichts als Naturordnung. Moral sagt der Mensch sich selbst; sie entspringt aus seinem Verstande, aus seinem Herzen. Wozu der Dichter die Fabel darstellte, ist Lehre, aus der sodann nach jeder neuen Wendung jeder sich seine Moral bilden möge. Die Moralisten in der Fabel sind langweilige, alberne Geschöpfe.

*

Wäre nach diesen Voraussetzungen eine geläuterte Fabellese nicht zu wünschen? Umsomehr zu wünschen da die neueste, obwohl von einem berühmten und verdienten Manne gesammelt, so sehr mißrathen ist.[1] Sie wird erscheinen. Nicht alles was J. J. Rousseau in seinem Emil gegen den Gebrauch Lafontaine's bei der Jugend sagt, ist Declamation; in manchem hat er sehr Recht, obwohl nicht immer aus rechtem Grunde.

Noch ein Wort endlich vom Sylbenmaße der Fabel. Soll sie in Prose oder poetisch erzählt werden? Nach Belieben oder vielmehr nach Gelegenheit, Zweck und Inhalt. Die Morgenländer haben ihre schönsten Fabeln in Prose erzählt; bei Anläßen im Leben wird sie schwerlich jemand anders erzählen. So Lockmann, Aesop, Sadi, Wischnu-Sarma, Luther, Lessing, obgleich des letzten glänzender Styl oft Poesie ist.

[1] Ramlers Fabellese. In ihr liegen Fabeln, Erzählungen, Geschichten, Conversationsmärchen durch einander. Kindern muß sie äußerst langweilig werden; und die gebornen Richter der Fabel sind Kinder.

Jedermann fühlt indeß daß, da die Fabel ein Kunstwerk ist, ihr auch wohl in der Sprache wie in der Composition eine Kunstform gebühre, die dann von Zeit und Ort, am meisten von der Sprache selbst bestimmt wird. Als bei den Griechen der Hexameter die Form poetischer Erzählung war, ward auch die Fabel in Hexametern erzählt, wie Hesiodus u. a. es beweisen. Erschien sie auf dem Theater, so bekam sie einen höheren Tritt; aus solchem entstand ohne Zweifel das schöne Sylbenmaß das wir in Bruchstücken des sogenannten Babrias finden. Wäre es unsrer Sprache zur Natur zu machen, so gäbe es vielleicht ein schöneres Kleid für die Fabel; leider aber ist unsere Prosodie und Declamation noch viel zu unbestimmt als daß es sich nicht, auch sorgfältig angewandt, in eintönige Jamben verlöre. Uebrigens waren die Griechen hier wie in allem das liberalste Volk; eine Fabel die Epigramm war, ward Epigramm in elegischem Sylbenmaße. Wir sollten es ihnen hierin nachthun, und keiner Fabel das Gewand rauben das ihr gebühret.

Die Fabeln der mittlern Zeit schlendern in ihren einförmigen Reimen etwas langsam daher; man ließ sich diesen Gang lange wohlbehagen. Die Engländer, treue Anhänger der alten Gewohnheit, gehen ihn noch constitutionsmäßig. Gay ist ihr Vorbild. Wir Deutsche ließen uns durch den sogenannt unregelmäßigen Vers der Franzosen, in welchem Lafontaine, la Motte u. f. unsre Muster waren, unser altes naives Fabelsylbenmaß zu bald verleiden, ohne zu bedenken daß jene Nation, die keine eigentlich poetische, sondern nur eine Conversationssprache hat, einestheils nur aus Noth so unregelmäßig sprach, und daß anderntheils, was sie mit diesem Sylbenmaß erreichte, wir nicht immer erreichen konnten. Aller Nachäffungen ungeachtet ist noch kein Lafontaine unter uns aufgestanden; wir hinkten ihm nur nach.

Und fühlen es selbst daß die deutsche Fabel eines regelmäßigen Sylbenbaues bedürfe, daher unter unsern Fabulisten der so öftere

Gebrauch des Liedes, des Epigramms u. f. Kleist war meines Wissens der erste der das Kunstwerk der Fabel in einem reinen Kunstbau des Versmaßes darstellte; seine zwei versificirten Schicksalsfabeln, mehrere in Gleim,[1] Pfeffel u. a., sind auch dem Versbau nach, in hoher oder stiller Naivetät, Muster.

6.

Märchen und Romane.

Hat auch das Märchen seine Regel? Uebel, wenn es solche nicht hätte, da bei seiner tiefen Einwirkung auf die Seele des Menschen, bei seinem noch tieferen Grunde in unserer Natur es ein ungeheures Mittel zu Bildung oder Mißbildung menschlicher Gemüther seyn kann. Beides ist es, obwohl nach verschiedenen Zeiten und Völkern verschieden, immer gewesen, und wird es bleiben.

1. Staunend erwachen wir in die Welt; unser erstes Gefühl ist wo nicht Furcht, so Verwunderung, Neugierde, Staunen. „Was ist das alles um mich her? wie ward's? Es gehet und kommt; wer zieht die Fäden der Erscheinung? Wie knüpfen sich die wandelnden Gestalten?" So fragt, sich selbst unbewußt, der kindliche Sinn. Von wem erhält er Antwort? Von der stummen Natur nicht; sie läßt erscheinen und verschwinden, bleibend in ihrem dunkeln Grunde was sie war, was sie ist und seyn wird.

Da treten zu uns sie die uns selbst aus dem Schooße der Natur empfingen und einst selbst so fragten; wie sie belehrt wurden, so belehren sie uns, durch — Sagen. Das gebildetste System der Geo- und Kosmogonie bleibt Sage; mehr noch mußten es die

[1] Z. B. die kleine Biene, Adler und Lerche, die fromme Nachtigall, Raupe und Schmetterling u. f.

frühen Anfänge seyn die über das **Woher** und **Wie** der Dinge Rechenschaft gaben, ohne daß sie ihr Daseyn selbst verstanden.

Daher die ältesten, die **kosmogonischen Märchen** aller Völker; sie waren Erklärungen der Natur, in dem was man täglich oder jährlich vor sich sah. Wo man nicht wußte, dichtete man und erzählte.

2. Die älteste **Naturlehre** konnte also nicht anders als Märchen werden, und sie ward's, hie und da auf eine rohe, oft aber und gewöhnlich mit der Zeit auf eine sinn- und verstandreiche, angenehme Weise. „Wie erhuben sich diese Berge? wie entstanden diese Blumen? Woher das mit sich selbst kämpfende Nordlicht? Woher der Blitz, der Donner, die Urne des Regens, der Hagel? In Blumenflocken fällt Schnee vom Himmel; wer streuet die Blumen? Dort brüllt und tobt ein flammenspeiender Berg; wer ächzt unter dem Berge? Auf dunkeln Wolken hängt dort ein farbiger Bogen, wer hing ihn auf?" So fragte über alle Erscheinungen der Natur die jugendliche Neugier; allenthalben ward sie, wie man sie geben konnte, durch **Sagen** belehret.

Insonderheit erweckten **seltene** Erscheinungen der Natur den Geist des Märchens. Manche Gegenden, sind sie nicht wie von diesem Geiste bewohnt? Hier dieß romantische Thal, dort jener zauberische Brunn, dieser Fels, jene Brücke, diese Basaltsäulen, jene Höhle. — Auf dieser Stelle des grauenvollen Hains, auf jenem Scheidewege, ist's nicht als ob dort und hier unsichtbare Besitzer, die zuweilen sich blicken lassen, wohnen? Pan, Nymphen hausen in dieser Höhle; Feen tanzen in diesem romantischen Thal; in jenem Zauberbrunn schwimmt eine Najade, in ihm wohnt Melusine. Gelegentlich hatte man vielleicht hie und da eine Erscheinung zu sehen geglaubt; in diesem langen Gange eine weiße Frau, ähnlich jener Gestalt in dem alten Bilde; im Walde dort einen wilden Jäger, in Klostergängen Mönche und Nonnen, in Kreuzwegen Hexengestal-

ten. Oder man hatte alte Sagen die der Phantasie vorschwebten örtlich zu machen; wo, sagte man zu sich selbst, konnten sie füglicher vorgegangen seyn als hier? Dieß ist Fingals Höhle; jenes Arthurs Berg; dort hielt er seine Tafelrunde; hier stand sein Palast. So häuften, so fixirten sich Märchen. Oft mischten sie sich; oft verjagte eins das andere. Keine Nation ist ohne dergleichen Geschicht- und Localsagen; in allen spiegelt sich ihr Land, ihr Geistescharakter. Sinnreiche Völker dichteten sinnreich, kriegerische kriegerisch, sanfte sanft; so verschieden wurden dann auch die Märchen, aus denen späterhin die Geschichte aufblühte, erzählet. Das alte Griechenland war voll dieser sogenannt heiligen Spuren; keine Provinz, kein Tempel, kein Heldengeschlecht war ohne Einwirkung der Götter und Genien aufgeblühet; Pindars Gesänge, das Epos und Drama leben in diesem Zauberkreise heiliger National-, Local- und Familienmärchen.

3. Menschliche Begebenheiten und Charaktere sind indeß das was, wie allenthalben so auch im Märchen, am meisten anzieht; dieß tritt uns hiedurch am nächsten. Wie sonderbar spinnen und weben sich oft die Schicksale eines Menschenlebens! An wie kleinen Knoten hängt ihre Verwicklung und Entwicklung! Wer knüpfte diese Knoten? welche unsichtbare Hand leitete und verschlingt die Fäden? Sind's Genien? Schutzgeister? Alfen? gute und böse Feyen?

Und da zuletzt doch an den Charakter des Menschen, oft an seine Gestalt, an eine Eigenheit seiner Person oder seines Benehmens, an eine Neigung oder Gabe sich alles knüpft; wer gab ihm dieses Talent? diese ihm selbst oft unerklärliche sonderbare Neigung? dieß Auszeichnende seiner Gestalt? wer prägte seinen Charakter?

Und wenn gerade dieser Mensch, jener Ort, dieß Geschäft oder Moment in Glück und Unglück über sein Schicksal entschied,

mithin ihm wiederholt fatal wurde; wer führt ihn dahin? wer brachte diese Menschen, diese Umstände und Momente ihm entgegen, da er sie oft sorgsam vermied? Die Bildung oder Mißbildung menschlicher Charaktere, das Weben ihrer Schicksale sind also der reichste Stoff zu Märchen, denn nach Jahren, wenn wir uns im Spiegel anschauen und unser Leben überdenken, sind wir uns nicht selbst Märchen?

4. Die Schicksalsfabel sowohl als das menschliche und das kosmogonische Naturmärchen sind von der Menschheit also fast unzertrennlich; die ersten beiden sind uns die unterhaltendsten; in den dunkeln Zeiten knüpfte sich beinahe jedes ausgezeichnete Geschlecht an ein Familienmärchen, an ein Local, zuletzt an die Weltentstehung selbst, wenn man irgend soweit aufreichen konnte.

Und da in unserm Leben das Größeste meistentheils am Kleinsten hängt, da Scherz und Spott, List und Intrigue, Lüsternheit und Rachsucht oft bewirken woran der nüchterne Sinn kaum denket; und da gerade diese Gattung Märchen vielen die angenehmste ist, so ist sie auch natürlich die zahlreichste worden. Neuheit ist überhaupt die Seele der Erzählung; des Märchens Tod ist Langeweile.

*

Von Orient und Griechenland aus war also das Gebiet der Märchen von großem Umfange; es theilte sich bald in die verschiedensten Felder. Die ruhigen Morgenländer ließen und lassen sich gern erzählen; ihr Klima, ihre Lebensweise, ihre Neigung fürs Wunderbare, ihre unbequeme Schrift und andere Ursachen begünstigten das lebendige Erzählen; die Geschichte selbst, zuweilen eine unlängst geschehene Geschichte, ward daher im Geist und Munde der Morgenländer selbst Märchen. Denn muß es nicht jede mündlich fortgepflanzte, oft erzählte Sage bald werden? Jeder Erzählende setzt zu und läßt aus; er verstärkt Umstände, er schmückt und hebt, legt dort und hier seinen Sinn, seinen Charakter hinein; er ründet.

Nun wälze sich die Sage Zeiten hinab von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlechte; was kann der Morgenländer anders haben als was er hat, Genealogien und Märchen? Der Bau seiner Sprache, seine Sitten und Gebräuche, oft die Namen der Personen und Sachen selbst sind dazu eingerichtet. Auch sind die morgenländischen großentheils die wahren, genialischen Märchen aus der lebendigen Welt, wie ein Traum der Phantasie genommen, dem Ohr des Hörenden angemessen, frei vom Bücherstaube sowohl als von zu feinen Speculationen. Sie gehen ihren großen Schritt zwischen Himmel und Erde.

Die Griechen gaben dem kosmogonischen sowohl als dem genealogischen Götter- und Heldenmärchen den Gang und Klang des Epos; aus keiner andern Ursache ward der Hexameter ihr Sylbenmaß als weil er, ihrer Sprache natürlich, die verschiedensten, die freiesten Erzählungsweisen zuläßt. Das griechische Epos war seinem Ursprunge nach nichts anders als eine gesungene Sage; die Kunst daran mußte der zusammenfassende Sinn und Gesang des Erzählenden, mithin die Zeit formen.

Als aus dem Epos erzählender Sänger das Märchen aufs Theater trat, bekam es eine andre Gestalt; eine andre bei lyrischen und Idyllendichtern, eine andre in der Schule der Philosophen. Zuletzt als es zur Prose hinabsank, theilte es sich in verschiedene Arten, unter denen natürlich die Liebe, als Weberin und Verweberin menschlicher Schicksale, die Oberhand gewann. Die Geschichte des Theagenes und der Chariklea, Klitophons und der Leucippe, Daphnis und der Chloë, der Anthia und des Abrokomas, des Chäreas und der Kallirhoë, obwohl in späten, zum Theil ungewissen Zeiten geschrieben, wurden, ihrer Fehler ungeachtet, Muster und Anfang einer zahlreichen Gattung von Erzählungen die man späterhin Romane nannte. Das Muster aller griechischen Liebesschicksalromane war die Geschichte Amors und der

Psyche; diese wird auch auf alle Zeiten hinab ihr schönes Kunstvorbild bleiben.

*

Da es hieher nicht gehört den Gang des Märchens und der Erzählung unter Morgen- und Abendländern, unter Juden, He'den, Moslims und Christen, unter diesen in den dunkeln Jahrhunderten Europa's, in Spanien, Italien u. s. zu verfolgen, so haben wir hier nur vorerst zu zeigen wie sie das vorige Jahrhundert empfing, wozu im Zeitalter Ludwigs, das dem ganzen Europa Ton gab, auch das Märchen, die Erzählung, der Roman wurde.

Alles ward in ihnen galant und hofmäßig. Rein in der Sprache, licht in der Darstellung, rascher in der Erzählung, von alten Sittensprüchen wie von der abgekommenen Ritterrüstung entladen; dagegen einem Gesellschaftssaal, einem Gespräch- oder Besuchzimmer, gar etwa einer Liebeskammer, nach damaliger Sitte angemessen; unterhaltende Artigkeit ward ihr Charakter. An Urfei's Asträa und ähnlichen Schäferromanen verlor man den Geschmack; Zaide, die Romane der Villedieu, der Castelnau u. s. traten an ihre Stelle. Im heroischen Styl gingen Calprenede und die Scuderi allmählich unter; sogenannt historische Romane thaten sich dagegen in Menge hervor; und abermals waren Frauen, die Lussau, Durand, la Force, la Fayette u. s. dieser Gattungen Meisterinnen und Muster.

Unselig daß man, allmählich von diesem Geschmack geleitet und fortgeleitet, mit so vielen romantischen Memoires, ein Drittheil Wahrheit, zwei Drittheil Lüge, die Welt getäuscht hat. Die berühmtesten Namen des Alterthums sowohl als der mittleren und neueren Geschichte, Pindar und Korinna, Sappho, Kleopatra, Artemisia, die Vestalen, Catull, Tibull, Horaz, Tullia, Eloise, Marie von Bourgogne, Margarete von Valois, der Connetable von Bourbon,

Admiral Coligny, Turenne, Colbert und so viele andere,[1] Männer und Weiber, sind nach und nach mit dieser romantischen Schminke so geziert und verunziert worden daß man beinah allgemein das Gefühl für die Heiligkeit der Geschichte verlor und allenthalben Roman wünschte. Fast kein wohlklingender oder ruhmvoller Name blieb von einer galanten Narrenkleidung frei; und da die benachbarten Länder mehrere dieser blanken französischen Rechenpfennige für baare vollwichtige Münze annahmen, so ist auf den dichterischen sowohl als den historischen Parnaß ein Wirrwarr gekommen, dem nach hundert Jahren seine Rechnung bei weitem noch nicht in allem gemacht ist. Das unaufhörlich fortgehende Werk der Zeit ist daß, wie sie Geschichte zum Märchen macht, sie auch Geschichte vom Roman scheide.

Beilage.

Guter und böser Märchenleumund.

Kein Name wird recht berühmt, ehe er zum Märchen wird; das Märchen ist die einschmeichelnd geselligste Fama. Alexander dem Großen und Karl dem Großen haben ihre Unternehmungen, Eroberungen, Kriege und Siege, Gedanken und Entschlüsse zur Fortdauer ihres Ruhms nicht so geholfen als das Märchen; dieß hat ihn befestigt. Ihre Geschichte mußte Gesang, Romanze, Roman werden; so ward sie Volksfama. Durch Namen der Jagdhunde und Kartenblätter ist Hektor den Nationen Europa's bekannter als durch Homer; Sokrates kennen sie minder als den großen Roland, durch Bildsäulen und Märchen.

Ein ausgewanderter Frankreicher, Premontval, halbwitzig, halbvernünftig, warf die Frage auf: wer wohl der bekannteste und

[1] Les amours de Pindare et de Corinne, de Sappho, d'Horace, Catulle, Tibulle, d'Abeillard et d'Eloise etc. etc.

zugleich bemerkteste Name des Alterthums seyn möchte? Er entschied für Pontius Pilatus. In allen Glaubensbekenntnissen der Christen, von allerlei Secten, komme er vor, und zwar mit dem merkwürdigen Attribut daß jeder Buchstabirende, Knaben und Mädchen, bei ihm das Pont, dem gelernten A B C zuwider, wie Ponzi aussprechen, und eben dadurch die Vernunft unter die Regel der Observanz gefangen nehmen müßten; daher denn das „Gelitten unter Pontio Pilato" ihnen fortan oft durch ihr eignes Leiden das eindrücklichste des Symbolums werde und bleibe. Alexander, Sokrates, Christus selbst stehe weit hinter Pontio Pilato. Dieß Premontval; mit andern eingebleieten Namen der Geschichte und des Märchens gehet es kaum anders. Rotte jemand das Märchen des Königs Blaubart und der Xantippe aus; er hat die Amme und Fibel gegen sich; seine Mühe ist verloren. „Aus der Hölle kann ich euch nicht erlösen!" sagte der Papst zu jenem Cardinal, den Angelo Buonarotti unter den Verdammten kenntlich gemacht hatte. Er mußte wer er war bleiben.

Um so sorgsamer, denkt man, sollten Märchen und Gedicht bei Namen der Geschichte verfahren, deren Verstand und Treue sie auf ewige Zeiten hin übergeben worden; welches aber der Fall nicht immer seyn möchte. Das Märchen nimmt den Wortschall seines berühmten Namens meist aus einem dumpfen Gerücht; der Fibelroman kleckt sich entweder an die Namen der Geschichte, die er nach seiner Weise verhandelt und mißhandelt, oder er kleckt sie mißgünstig und günstig an sich an. Der elendeste Verleumder endlich ist der erbettelnde Roman, der hie und da Züge hascht, sie einwebt, und mit Anekdoten fortbreitet; ein armer Pfuscher der Charaktere lebendiger Schöpfung.

„Du sollst nicht leumunden!" sagt das moralische nicht nur, sondern auch das Kunstgebot. Bestehet deine Kunst darin, einer ehrbaren Gestalt, die dir kein Leides zufügte, unvermerkt in der

Gesellschaft oder auf dem Markt ein Papierchen an den Mantel zu heften; wenn dir die Gesellschaft es verzeiht, verzeihet der Beleidigte es dir leicht. Geschähe es auf der Straße, so weißt du was dir gebühret.

Außer solchen Romanschreibern, den Verstümmlern historischer Charaktere, hat sich eine zärtlichere Gattung an sie gemacht; Fledermäuse die ihnen mit sanftem Munde das Blut entsaugen, Verfasser der sagenannten Heroiden. Ovid war ihr witziges Vorbild; sein galanter Liebesbrief der Sappho an Phaon, sein stürmiger der Ariadne an Theseus, sind das non plus ultra dieser Gattung Schriftstellerei, die dadurch noch unsinniger ward, wenn der Feder die Feder stürmig oder zärtlich antwortete, mithin den Liebesfederkrieg fortsetzte. Welche Romane sind auf diesem Amboß, dem Liebesbriefepult, geschmiedet! Und in mehreren Sprachen wie würdige Namen gemißbraucht worden!

„Pope, der nicht leicht den geringsten Umstand übersah woraus sich eine Schönheit ziehen ließ, hat in seinem Briefe der Eloise an Abälard eine so schöne Scene und so vortreffliche Situation gewählet (sagt Warton), daß wenn wir die ganz besondern Unglücksfälle dieses Paars mit dazu nehmen, unter allen alten oder neuen Geschichten vielleicht keine einzige geschickter ist den Stoff zu einer Heroide herzugeben als diese.“ Leben denn die Menschen dazu um euch den Stoff zu witzigen Liebesbriefen herzugeben, ihr tändelnden Reimer? Und wenn ihr die Charaktere verstümmelt, wenn ihr Alexander zum Roland, Eloise zum seufzenden Klosterkätzchen macht, [1] denkt ihr dann weder an die Geschichte noch an Horaz?

[1] Ihr wahrer Charakter liegt in ihren Briefen offen da; Berrington in seiner Geschichte Abälards und der Eloise hat sie redlich und noch nicht vollständig gebraucht.

— Velut aegri somnia vanae
Finguntur species, ut nec pes nec caput uni
Reddatur formae. „Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.“
Scimus et hanc veniam petimus damusque vicissim,
Sed non ut placidis coëant immitia —
Descriptas servare vices operumque colores,
Cur ego, si nequeo ignoroque, poëta salutor?
Aut famam sequere aut sibi convenientia finge;
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Io,
Perfidus Ixion, Io vaga; tristis Orestes.

„Wie aber, wenn Pope gewagt hätte eine neue Person (personam novam) zu dichten, der er den Namen Eloise beilegte?“ Warum legte er ihr keinen andern bei? warum dichtete er diese neue Person in Abälards weltbekannte Geschichte, Eloisens Charakter zuwider?

„Pope kannte das weibliche Herz? Wie, wenn Eloisens Briefe selbst nicht ächt wären?“ Daß sie ächt sind, weiß jeder der sie, zusammt Eloisens geistlichen Fragen an Abälard, gelesen; aus ihnen kennen wir ja nur Eloise. Aus zwei mißdeuteten Stellen derselben in einer romantischen französischen Uebersetzung nahm ja Pope selbst den Stoff seiner Nonnen-Heroide, außer welchem historischen Quell er seine Heldin nicht kannte. An ihr das weibliche Herz zu schildern, wie es Pope sich dachte — war Eloise dazu geboren oder geeignet? Begegnete sie ihm in jener Welt, sie schriebe ihm keinen Brief zurück:

Eloisa to Mr. Pope;

nicht wie Dido dem Aeneas einmal ginge sie ihm vorüber.

„Popens Gedicht ist aber doch entzückend schön!“ Desto schlimmer, wenn es ohne Wissen, aber mit unauslöschlicher Wirkung

ein verleumdend Gedicht ist, da Pope als ein katholischer Christ sich um den Charakter seiner Religionsverwandtin etwas mehr hätte bekümmern können. Große, würdige Namen gehören der Geschichte, nicht der Laune oder dem Wohlbehagen eines Poeten, der aus ihren Situationen „Schönheiten seiner Art" zieht, wie er sich das weibliche Herz denkt, und an ihm seine Verskunst übet.

Hinter Ovid und Pope, wie tief hinab ist diese sogenannte Heroide gerathen! Zum Briefroman weiblicher und männlicher Infirmitäten.

Aurora an Zephyr. Zephyr an Aurora.

Z. Aura, du wehest so sanft! A. O Zephyr, wie wehest du lieblich
Z. Mildere deinen Hauch. A. Zephyr, o stärke mir ihn.
Z. Aura, du wandelst dich. A. Du, Zephyr, wehst wie der Nordwind —
A. Z. Da kommt Boreas selbst, welcher uns beide begräbt.

Ungefähr ist dieß der kurze Inhalt der Heroiden, einer Spielart die das ältere Griechenland nicht kannte. Nicht im Epos allein, auch im Trauer- und Lustspiel, im Idyll und Roman sprechen die Geschlechter des Alterthums gegen einander anders.

Fortsetzung über Märchen und Romane.

Wie der Verfasser des ersten griechischen Romans, Heliodor, ein christlicher Bischof war, so hat sich diese Gattung immer auch an die Spiritualität gehalten. In dunkeln Zeiten spielten Christus und Belial, Joseph und Barlaam nebst der zahllosen Menge der Heiligen im Himmel und auf Erden ihre Legenden. Als vor der Flamme der Kritik, die seit der Reformation auch Blondel, Launoi u. a. beherzt schwangen, sich mancher Heilige alter Zeiten

ins Dunkel zurückzog, traten dagegen die neuen Heiligen, eine Guion, Bourignon, der Marquis de Renti, Rancé und so manche schöne Büßerin an den Platz; ihre Leben wurden Legenden. Endete Bussi-Rabutin nicht selbst mit der Lehre des Prediger Salomo in der vollkommensten Manier: „Alles ist eitel," und kann je ein Wollüstling anders enden? Die letzten Zeiten Ludwigs zogen die Spiritualität hoch hervor, meistens zwar nur aus leidenschaftlichem oder unmächtigem Ekel vor einer abgestorbnen Welt; indeß auch diese schmerzhafte Veranlassung, benähme sie etwas der Sprache der Wahrheit? Eben diese naiven Herzensbekenntnisse, diese geistigen Romane mit Gott und Christus — dem Aufmerksamen bieten sie einen reicheren Schatz der Warnung und Unterweisung dar als manche andre Verirrungen des Geistes und des Herzens.[1] Nur wisse man sie zu lesen. Wo diese Geschichten das Herz ergreifen, und in sich kehren, sanft oder schmerzhaft; wer wäre es der nicht solchen geistlichen Erfahrungen und Wanderschaften einen innigern Werth gäbe als allem was bloß von außen die Phantasie malet?

*

Einige Ritter und Damen beklagen es daß mit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts die alten Ritterromane allmählich unter die Erde gegangen seyen, an denen sich ihre Vorfahren Jahrhunderte hinab standesmäßig langweilig erbauet hatten. Als Denkmale und Gemälde der alten Zeit sind sie nicht untergegangen; die Kunstcompositionen die Pulci, Ariosto, die beiden Tasso, Cervantes und andre große Dichter aus ihnen webten. werden wie Raphaels Teppiche beschauet und verehret; sie bleiben unsterblich. Als fortwährende Geschichte der Zeit aber oder gar als Regel der Denkart diese alten Sitten und Trachten (eine abgestorbne Denk- und Lebensweise) fortzuführen, wäre eben so widersinnig gewesen als in unsrer Zeit sie anbetend erwecken zu

[1] Les égarements de l'esprit et du coeur, histoire des passions etc.

wollen, kindisch. Wir wohnen nicht mehr in jenen Ritterthürmen, und fänden es äußerst unbequem darinnen zu wohnen; wir reiten nicht mehr in dieser Rüstung, und finden es besser darinnen nicht reiten zu dürfen. Der Abstand zwischen den Ständen der damals herrschte, trifft uns, wo wir ihn noch in Resten erblicken, schmerzhaft, und wo wir den Rittergang der Ideen mit Spieß und Schild, den Mönchsgang der Ideen unter Tonsur und Kutte, den Stillstand aller Ideen endlich beim Volk unter solcher Verfassung entdecken, da schaudern wir mitleidig; und lassen unverständige Knappen die abgekommene Rüstung, Mönchsjünglein die Wegschaffung gemalter Kirchenscheiben und der ihnen ähnlichen Schriften, Buchstaben u. s. bejammern. So ungeheure Fehler das galante Heldenthum des achtzehnten Jahrhunderts an sich haben mochte, mit jenem ältern, roheren ist es nicht zu vertauschen.

Selbst die Poesie jenes Ritterwesens mußte so gewaltig modificirt werden daß kaum mehr als ein Traum der vorigen Zeiten in ihr zurückblieb; denn sind die Gedichte Ariosts und der Tasso's etwas anders als selbstgeschaffene Träume? Diese fortzusetzen wehrt uns niemand; nur bringe man in ihre alten Schlösser eine neue Haushaltung der Dinge, d. i. für uns eine annehmlich poetische Wahrheit.

*

Die Feenmärchen waren eine der feinsten Einkleidungen, die mit dem Anfange des verflossenen Jahrhunderts in Gang kamen. Schicksalsgöttinnen, Alfen, Feyen u. s. hatten alle europäischen Nationen aus Sagen der Kindheit im Gedächtniß; in mehreren Dichtungsarten waren sie längst und trefflich angewandt worden; Märchen sind ihr Vaterland, in Märchen thun sie eine sehr angenehme Wirkung. Da finden bei der Wiege, oder in entscheidenden Augenblicken des Lebens sich Alfen, Feen, Genien ein; sie bestimmen und wenden das Schicksal, sie geben und nehmen Geschenke. Diese

Gestalten des Glaubens der alten Welt mit Vernunft anzuwenden gibt die interessantesten Erzählungen; denn wem begegneten nicht Feen in seinem Leben? Wem spannen und wanden sie nicht sein Schicksal?

In den Feen-Erzählungen aus Ludwigs Zeiten erscheint uns freilich im Meisten eine ausgestorbne Welt; die Prinzen und Prinzessinnen, die Denkart und das Vergnügen mancher damaligen Stände sind (Dank sey es der Zeit!) nicht mehr die unsern; manche Delicatesse der Madame la Comtesse d'Aulnoy, sowohl in ihren Feenmärchen als in ihrer spanischen Reise, lesen wir kaum anders als mit Verwunderung wie man so delicat seyn konnte! Daß nicht aber selbst in verstand- und zwecklose Erzählungen dieser Art Verstand und Zweck gebracht werden könne, wer wollte daran zweifeln? Die Blume der Arabeske steht da; laß aufsteigen aus ihr schöne Gestalten! Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen als der Roman und vor allen Romanen das Feenmärchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sey man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgend mehr als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwartetste Wendung.

*

Auch neue Kindermärchen kamen mit dem Anfange des Jahrhunderts auf; oder vielmehr die uralte Volksart dergleichen zu erzählen trat in den Gang einer neuen Mode. Perrault's Märchen der Mutter Gans [1] bekamen einen Ruf, einen Umlauf der beinahe an Pascal's Provincialbriefe reichte. „Habt ihr die Märchen der Mutter Gans gelesen? (fragte jeder den andern)

[1] Contes de ma Mère l'Oie.

vortreffliche Märchen, an die nichts im Alterthum reicht!" Besser, dünkt mich, hätte man sie Märchen des Vater Gansert nennen sollen; denn eine Mutter Gans hätte sie ihren Küchlein zweckmäßiger erzählet. Die Wendungen, die Sprache, die Einfalt des alten Kindermärchens sind in ihnen; nicht aber die Vernunft der Alten. Was sollen Kindern Schreckgespenste von Wüthrichen, Wölfen, Oggers u. dgl.? Erscheinen die Bestialitäten vollends, um die Keuschheit des Gänschens zu sichern, damit es schreie: „der Wolf kommt!" verfehlter Zweck des Märchens! Die wahren Oggers erscheinen nicht also; dem Rothkäppchen werden sie in solcher Schilderung nicht kennbar. Ueberhaupt ist nichts ungesalzener und grausamer als die Phantasie eines Kindes durch schreckende Truggestalten zu verderben. Wären diese überdem eben so verstand- und zwecklos als schrecklich und häßlich, Vater Gansert selbst würde sie schwerlich erzählen. Und doch haben sich diese Märchen ein Jahrhundert hin erhalten; und wie viel taube Eier dieser Art und Kunst hat die französische Mutter-Gans durch die Brut ihrer Nachfolgerinnen geleget!

Wer an der Heiligkeit einer Kinderseele zweifelt, sehe Kinder an wenn man ihnen Märchen erzählet. „Nein, das ist nicht so, sprechen sie; neulich erzähltest du mir es anders." Sie glauben also dem Märchen poetisch; sie zweifeln an der Wahrheit auch im Traum der Wahrheit nicht, ob sie wohl wissen daß man ihnen nur ein Märchen erzählet. Und wird in diesem ihr vernünftiger oder moralischer Sinn beleidigt, empfangen Laster und Tugend im Fort- und Ausgange der Dichtung nicht ihr Gebühr, Lohn oder Strafe; unwillig horcht das Kind, und ist mit dem Ausgange unzufrieden. „Das Märchen gefällt mir nicht, erzähle ein andres." Wie? und diesen heiligen Horchenden wollten wir Fratzengestalten, häßliche Larven vorführen, die weder in sich noch mit der Welt Bestand haben? In sie wollten wir Phantome der Furcht und des Schreckens

lagern, die sie vielleicht lebenslang nicht los werden, die in Krankheiten, in Situationen der Geistesschwachheit ihnen wiederkommen und dereinst ihr Alter, wohl auch ihren Ausgang aus dem Leben stören? Denn wunderbar hängt unsre innigste Phantasie an diesen Jugendträumen; sie bilden oder mißbilden mehr als eure trocknen Lehrsysteme. Wer von den Eigenheiten seiner Denkart, von seinem verborgnen Glauben und Aberglauben, vom geheimsten Schatz seiner Träume und Speculationen Rechenschaft geben sollte, wird vom meisten den Grund in Eindrücken der Jugend finden, in der uns alles wie ein Märchen vorkommt. Viele setzen diesen Märchentraum fort bis zu ihrer letzten Lebensstunde.

Selbst der Glaube an einen bösen Genius, als ob dieser mit uns ginge um unsern besten Entwürfen immer einen Fleck anzuhängen, einen Querstrich zu machen, und sich dessen zu freuen — selbst dieser Glaube scheint der edleren Menschennatur nachtheilig, wie gern ihn auch die neueste Philosophie in Schutz nehmen möchte. Die Menschheit muß einmal dahin gelangen daß sie, ihrer selbst gewiß, einsehen lerne wie auch die Querstriche unsres Schicksals von keinem als der großen und gütigen Mutter der Dinge nach ihren ewigen Gesetzen gezeichnet wurden, und daß die Fehler die wir selbst, die Bosheiten die andre gegen uns begehen, Verirrungen des menschlichen Verstandes, Krankheiten des menschlichen Herzens seyen, die unsre heilende Pflege erwarten. In diesem Licht der Natur betrachtet, verschwindet aus ihr der große böse Dämon; sein Reich ist zerstöret. Die kleinen Daemunculi in unserm und andrer Herzen sollen (selbst im Märcher) nie Mitregenten des Weltalls oder unsers Lebens seyn, sondern als Fehler und Phantome aufgedeckt, sollen sie verstummen und schweigen.

Eine reine Sammlung von Kindermärchen in richtiger Tendenz für den Geist und das Herz der Kinder, mit allem Reichthum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Jugend-

seele begabt, wäre ein Weihnachtgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen;[1] denn eben in dieser heiligen Nacht sind ja die Schrecknisse der alten Urwelt durch den Glanz eines Kindes verjagt, das die Gewalt böser Dämonen zerstört hat. An diesem ehemaligen Sonnenfeste[2] ist das Reich schreckender Nachtlarven in ein Reich der Güte und des Lichts verwandelt:

Some say, that evr' 'gainst that season comes[3]
Wherein our Saviour's birth is celebrated,
The bird of dawning singeth all night long;
And then they say, no spirit walks abroad;
The nights are wholesome, then no planets strike;
No fairy takes, no witch hath power to charm;
So hallow'd and so gracious is the time.

Shakespear.

Welche reiche Ernte von Weisheit und Lehre in den Dichtungen voriger Zeiten, in den geglaubten Märchen der verschiedensten Völker zu einer bessern Anwendung für unsre und die Nachzeit in Keimen schlummre, weiß der der die Felder der menschlichen Einbildungskraft mit forschendem Blick bereiset hat. Es ist als ob die Vernunft alle Völker und Zeiten der Erde habe durchwandern müssen, um nach Zeit und Ort jede mögliche Form ihrer Einkleidung und Darstellung zu finden. An uns ist jetzt, aus diesem Reichthum zu

[1] Zum Weihnachtsfest des Jahrs 1802 wird ein solches erscheinen.

[2] Das Weihnachtsfest ward auf das Fest der wiederemporsteigenden Sonne geleget.

[3] Man sagt daß immer wenn die Jahrszeit kommt,
In der des heil'gen Christs Geburt man feiert,
Die ganze Nacht durch singe dann der Hahn,
Der Morgenvogel. Dann geh' auch kein Geist
Umher; die Nächte seyn gesund: es schade
Kein Stern; es fange keine Feerei;
Und keine Hexe habe Macht zu zaubern —
So gnadenvoll und heilig ist die Zeit.

wählen, in alte Märchen neuen Sinn zu legen, und die besten mit richtigem Verstande zu gebrauchen. So neugeschaffen und neugekleidet, welch herrliches Werkzeug ist ein Märchen! Zwar nur ein Traum der Wahrheit, aber ein zauberischer Traum, aus dem wir ungern erwachen und zu unserer Seele sagen: „träume weiter!" Nicht etwa nur von Zeit und Ort binden uns wahre Märchen los, sondern von der Sterblichkeit selbst; wir sind durch sie im Reiche der Geister.

Und wie in Träumen empfinden wir auch bei ihnen unser doppeltes Ich, den träumenden und den traumanschauenden Geist, den Erzähler und Hörer. Streng-beurtheilend horcht dieser und richtet die erscheinenden Gestalten.

Wunderbares Vermögen im Menschen, diese unwillkürliche und doch mit sich selbst bestehende Märchen- und Traumdichtung! Ein uns unbekanntes, und doch aus uns aufsteigendes Reich, in dem wir Jahre — oft lebenslang fortleben, fortträumen, fortwandern. Und eben in ihm sind wir unsre schärfsten Richter! Das Traumreich gibt uns über uns selbst die ernstesten Winke. Jedes Märchen habe also die magische, aber auch die moralische Gewalt des Traumes.

Der Traum.

Ein Gespräch mit dem Traume.

A. Holde Gestalt, wer bist du? dein Antlitz glänzt wie das Mondlicht,
Und von Sternen ein Band schmücket dein dunkeles Haar.
Aber des Jünglings Körper umhüllt wie heilige Dämmrung!
Und in der Linken ein Kranz? und in der Rechten ein Stab?
Bist du? —
T. Der Traum bin ich, und schling' um die Schläfe den Kranz dir,
Nachtviolen und Mohn. Frag, ich antworte dir treu.

A. Sage, wo kommst du her? wohin gehst du?
T. Wär' ich ein Traum wohl,
Wenn ich's wüßte? du darfst fragen nur was sich geziemt.
A. Lieblicher! nun so sage mir an, woher die Gebilde?
Deine Blumen woher? voll von ambrosischem Thau.
Pflücktest im Monde du sie? Entwarfst du deine Gestalten,
Wo in Elysium sich Schatten und Wesenheit mischt?
T. Nicht im Mond; ich entwarf dir näher diese Gestalten;
Kennst du dein eignes Herz, kennest Elysium nicht?
A. Kaum geschlossen des Wachenden Aug', eh' noch es in Schlaf sinkt,
Schwebten ihm Bilder vorbei, hellere, dunklere jetzt,
Fröhliche, trübe Gestalten, in langsam schnellerem Zuge;
Halten konnt' ich sie nicht; leise zerflossen sie mir —
T. Und sind deine Gedanken denn andre Gebilde? Der Weltgeist
Strahlet sie ab in dich, wie sie der Spiegel erfaßt.
Was ich im Schlummer dir bin, ist er dem Wachenden; Heil dir,
Wenn er Idole dir gibt, Bilder zu Freuden und Glück.
A. Mächt'ger als er umfassest du mich. In wie tiefere Welt sinkt
Ein meine Seele, sobald süß sie der Schlummer erträukt! —
Heller, o Traum, sind deine Beglänzungen, deine Gestalten
Lieblicher, als jemals — je sie das Auge gesehn.
Himmlisch deine Töne, die Stimmen mir unvergeßlich! —
Sag, o sage, mit dir bin ich in höherer Welt?
T. Aus dir nahm ich die Farben und Tön' und Gestalten der Dinge;
Achtest du minder sie, weil ich in dir sie erschuf?
Unter Zerstreuungen sonst, im Gewühl der Sinne verloren,
Samml' ich dich ein in dich; und du erwachetest — dir!
Horch! (Er berührete mich mit dem Stab. Da wurden Gestalten,
Auen und Blumen umher, Stimmen um mich und Gesang.
In Elysinm ging ich; ich schwebt' in Lüften, im Mondglanz,
Ueber Sternen.) Wohin hebst du, o Genius, mich?

T. In dich selbst.

A. Doch sage, wer knüpft die Zaubergestalten?

T. Du. Kein anderer! Könnt', könnt' es ein anderer Geist?
Du in dir selber erschaffst dir Welten und Zaubergefilde;
Du in dir selber erspähst deine geheimeste Kraft,
Deinen geheimsten Fehl. Du bist dir Lehrer und Lerner,
Warner und Feind; du bist Lohner und Peiniger dir.
Ich nur schließe dir auf des Herzens Tief' und des Geistes;
Was sich der Sonne verbarg, zeigt sich dem inneren Licht.
Offen dem Auge der Nacht und allen glänzenden Sternen,
Dem Unermess'nen thut dein Unermess'nes sich auf.

A. Traum, was lehrest du mich? Bin ich mir selber ein Räthsel?
Ich, ein Schatte des Seyns, bin ich der Bildungen Quell?

T. Nur ein Tropfe des Quells, in dem die Sonne sich spiegelt,
Jene! (Der Genius glänzt' heller und heller empor)
In der alles Vergangene jetzt und das Kommende jetzt ist!
Herrlicher, seliger Geist! Und in Gebilden ein Traum. —

A. Freilich! Alles Vergangene ruht und steigt wie ein Traum auf
In mir! Wirkliches ist auch im Genusse mir Traum.
Störet das Werkzeug mich; bin ich der Sinne nicht Meister;
Wird mir Pein der Gewinn, und die Erquickungen Müh —

T. Aber entfesselt. — (Er legt' den himmlisch glänzenden Sternkranz
Auf mein Herz: mir ward alles ein geistiges Seyn.
Alles belebte sich, Herz in Herz, und Seelen in Seelen
Flossen zusammen. Ich sprach Ahnung im Inneren aus.)
Ahnung nennest du es? Ich öffne der Ahnungen Welt dir;
Ahnung ist Band und Geist, Ahnung ist Seele der Welt.

A. Zaubernder Gott! Doch sind nicht nichtig deine Gestalten?
Was ich erwünscht und ersehnt, blieb es so oft nicht ein Traum?

T. Irre dich nicht. Mein Strahl bricht nur im gebrochenen Spiegel!
Reinen Gemüthern ward nie ein verführender Traum.
Wachend im Traume musterten sie die Täuschungen, kannten
Mich den dämonischen Gott, mich den belehrenden Freund,
Dessen Stab die Natur verjüngt, der Seelen und Herzen
Einet; Raum ist ihm nichts, Zeitenentfernungen nichts.
A. Nun, so bahne den Meinigen denn den Weg in die Zukunft,
Meinen Geliebten!
T. Gewiß! Glaub es dem himmlischen Traum.
A. Wenn ich mich je verlor: es zerriß mich wilde Verstreuung;
T. Unter den Sternen der Nacht samml' ich und bilde dich neu.
A. Wenn ich mir selbst nachblieb, o gib mir Schwingen! —
T. Du kennst ja
Jenen ängstenden Traum, da man nur suchet und sucht —
A. Balsam hast du für jede Wund' und Kränze der Hoffnung,
Du, der den Blöden kühn, muthig den Zagenden macht,
Herzen und Herzen vereint, und Seelen ebenet Seelen —
T. Freund, erkenne du mich, deinen verlangenden Geist.

Fortsetzung über Romane und Märchen.

Politische Romane und Märchen sind die undankbarsten von allen. Gemeiniglich sträubt die Materie sich der Form entgegen; dann wird jene in dieser unkenntlich, und hat eines belehrenden Commentars nöthig. Wie beschwerlich aber wird uns ein nur mittelst langer historischer Noten verständliches oder genießbares Märchen! Bleibt der Roman der Geschichte zu nah, so amüsirt er selten; entfernt er sich von ihr, so entstellet er diese, ohne doch selbst ein reines Gewächs der Einbildungskraft zu werden. Ueberdem wurden von Pallavicino und Boccalini an die meisten politi-

schen Romane ihren Urhebern schädlich, wie auch in dem Jahrhundert, von dem wir reden, Swifts Märchen von der Tonne, Rabutins histoire des Gaules, selbst des vortrefflichen Fenelons Telemach, dieß leider bezeugen.

*

Als historischer Roman betrachtet ist Swifts Märchen von der Tonne nichts weniger als ein guter Roman; eben so parteilich in Zeichnung der drei bekannten Charaktere seiner Hauptpersonen, als im Gewebe ihrer Begebenheit gemein. Um Kleidung und Achselbänder sollte sich die Geschichte der Religionsparteien nicht drehen, sondern ganz um etwas anderes. Ohne Rückblick aber auf die Geschichte als ein reingedichtetes Märchen erzählt, wird es ein Ding, dem Swift selbst keinen Ausgang zu geben wußte. Was ihm aufhilft, ist des Verfassers scharftreffender Witz, seine verstandreichen Einschaltungen und Digressionen; übel aber, wenn ein Werk sich durch etwas aufhilft was eigentlich nicht zu ihm gehöret.

Eben so mangelhaft sind Gullivers Reisen als reine Dichtung betrachtet. Die Wirthschaft der Huynhms bestehet den sinnlichen Anblick nicht; der Bau ihres Körpers selbst widerspricht ihm. So ist in Laputa, in der Akademie zu Lagado u. s. vieles ohne sinnreiche Consistenz und Anmuth. An dieser war dem Dichter auch am wenigsten gelegen, der mit seinem Buch, weil ihm weh war, der Gattung zu der er gehörte, weh thun wollte. Den Zweck hat er mit einer unglaublichen Geistes- und Geniusmacht erreichet.

*

In Frankreich traten dem Telemach zwei sehr bekannte politische Romane nach: Terrassons Sethos und Ramsay's Reisen des Cyrus, unstreitig in einem edleren Geschmack geschrieben als der in Britannien damals herrschte. Terrasson war ein schätzbarer Denker, dessen Philosophie des Verstandes und der Sitten, [1] die

[1] Ins Deutsche, wiewohl schlecht, übersetzt in Gottscheds Schule. 1762.

d'Alembert nach seinem Tode bekannt machte, aufmunternde Aussichten gibt. Auch in seinem Sethos sind treffliche Stellen, Aussprüche reiner Vernunft und Honnetetät. Uns aber durch einen Roman einen Traum schaffen zu können — dahin reichten des honneten Terrassons Kräfte nicht. Ramsay's eben so wenig; so begeistert er aus und für Fenelon war, so genau er, wie der gelehrte Freret zeigt, das chronologisch-historische Costume beobachtet hatte. Beide Bücher werden indeß als wohlgedachte und wohlgeschriebene Schriften insonderheit der Jugend immer wohlthun; in Ramsay ist sogar ein Funke jener Begeisterung aus der sanften Flamme Fenelons, der das Herz mit keinem unwürdigen Feuer erwärmet. Das schon ist ein gutes Zeichen, daß diese Gattung Romane, die gleichsam auf classischem Boden lebet, fortan nicht ausgegangen ist, wahrscheinlich auch nicht ausgehen wird, bis ein neues Griechenland aufblühet.

*

Uns näher schloß sich der Roman an Stände des bürgerlichen Lebens an; aus Spanien über Frankreich kamen uns in dieser Gattung romantische Muster. Gil Blas von Santillana, der Baccalaureus von Salamanca, Guzmann d'Alfarache u. f. Die kleinen Erzählungen in ihnen und sonst einzeln (Novellen genannt) werden noch lange gelesen werden. Wie das Märchen den Morgenländern, so (möchte man sagen) gehört der eigentliche Roman den Spaniern. Ihr Land und Charakter, ihre Verwandtschaft mit den Arabern, ihre Verfassung, selbst ihr stolzes Zurückbleiben in manchem worauf die europäische Cultur treibt, macht sie gewissermaßen zu europäischen Asiaten. Die Verwicklungen, das Abenteuerleben, von dem ihre Romane voll sind, macht ihr Land hinter dem Gebirge, die schöne Wüste unsrer Phantasie zu einem Zauberlande. Ruhe sanft, Cervantes, und du, der uns so viel

Schönes über die Pyrenäen zubrachte, du, der auch wie Cervantes dürftig starb, le Sage, [1] ruhe sanft!

*

Der Geschmack an Verwicklungen und Abenteuern in Romanen mußte natürlich den Liebesabenteuern den Vorzug geben; so fand denn auch jene Classe, die nicht aus Spanien, sondern aus Italien ihre Ahnen herschrieb, vollen Wuchs; die Gattung nämlich, die man gewöhnlich Contes nennt, in der Boccaz ein so reicher Schatz ist. Auch in ihr hatte ein Geistlicher, der nachher Papst ward, Aeneas Sylvius, die Ehre Europa früh ein Beispiel zu geben; der Cardinal Poggio, mit ihm viele andre bepurpurte Väter haben zu Erfindung, Sammlung und Verbreitnng dieser Gattung Märchen viel gethan. In Materie und Form ist sie Aebten und Geistlichen viel schuldig; wovon unter der glorreichen Regierung des Herzogs-Regenten von Orleans und Ludwigs XV. die Rede seyn wird.

Schluß.

Ist das Ideal des Märchens sowohl als aller Romane der Traum, so zeichnet dieser ihnen auch mit seinem Kranz und mit seinem Stabe den Umriß ihrer Kunst vor. Morpheus heißt er, der Gestaltenbildner. Also

1. umfasse uns der Traum ganz; halb wachen, halb träumen ist ein ermattender rastloser Zustand. Wem die Gabe zu bezaubern versagt ist, wolle nicht zaubern; er lehre wachend, nicht träumend. Noch minder störe der Dichter sein eigen Werk, indem er uns mitten im Traum aufrüttelt, und daß es nur ein Traum sey, ungeschickt belehret. Wie oft geschieht dieses! und durch wie manche unselige

[1] Verfasser des Gil-Blas, Bachelier de Salamanque etc.

Künste! Nicht immer weiß der Dichter sein eigen Gebilde gnugsam zu schonen und zu ehren; sofort verfliegt der Zauber.

2. Die in uns wirkende, vieles zu Einem erschaffende Kraft ist der Grund des Traumes; sie werde auch Grund des Romans, des Märchens. Fehlet es diesem an Einheit, an Verstand, an Absicht, sowohl im Ganzen als in Fortleitung der Scenen, so ist's ein kranker, ein gebrechlicher Traum. Nichts foltert im Schlummer uns mehr als wenn wir suchen und nicht finden, man erwartet uns, und wir sind nicht fertig, werden es auch nicht bei aller Mühe und Arbeit; oder wir kommen nicht weiter, klettern in dunkeln Gemäuern auf und nieder; man verfolgt uns, und wir wissen nicht wer uns verfolge — unselige Träume! Dergleichen Angst treiben uns Erzählungen ein, in denen auch wir auf und niedersteigen ohne fortzukommen; wir suchen und finden nicht, kleiden uns an und werden nie fertig. Und der häßliche auf nichts ausgehende Traum jagt uns gar wie Udolfo's Geheimnisse der Miß Radclif, um zuletzt ein Cadaver zu sehen, aus Bänden in Bände! — Böse Zauberer und Zauberinnen, ihr kocht Macbeth'sche Hexengerichte.

3. Ueber das grobe Gewirr des wachenden Lebens hebt uns der Traum; er zeichnet feiner. So hebe uns auch über die gemeine Welt der Roman, das Märchen. Alltägliche Dinge sehen und hören wir täglich; wozu, o Dichter, trägst du den magischen Stab und die Krone, als daß du uns in eine andre Welt zaubern, uns magisch erfreuen und belehren sollt? Mit trivialen Geschichten, mit Fratzengestalten, willst du uns wie ein Alp erdrücken und tödten? So reiche uns lieber mit deinem Buch den vollen Mohnkopf oder das Opium selbst dar, daß wir dir entschlummern, um uns von dir zu entträumen.

4. Das Wunderbare des Traums ist sein süßester Reiz. Je zarter es Märchen und Romane wie ein Koischer Flor webt und

überwebet, desto anmuthreicher sind sie; dagegen alles grobgesponnene, mühsam erdrechselte Wunderbare uns wunderbar wegscheucht. Hält man uns für Kinder (ruft man), sobald man den Betrug wahrnimmt? und für so blöde Kinder, die Bande und Stricke nicht zu sehen, mittelst welcher diese hölzernen Puppen spielen? Gemeiniglich ist dieß der Fall, wenn das Wunderbare zu grob und gemein auf die körperliche Welt wirkt, wenn es Berge versetzt und den Mond spaltet. Zu Wunderthaten dieser Art gehören große Hebel, und auch in der Seele des Dichters große Kräfte. Jedes Wunder muß necessitirt werden, so daß es jetzt und also nicht anders als erfolgen kann; oder man verlacht den Dichter mit seinem feingeschnitzten Gebets- und Glaubensstabe. Gäbe er sich vollends Mühe das Wunderbare uns zugleich nicht wunderbar, d. i. natürlich zu machen, warum gab er sich dann Mühe den Wunderschrank zu zimmern in welchem er uns gemeines Spielwerk zeiget?

5. Im Traum endlich sind wir uns die schärfsten Richter. Aus dem tiefsten Grunde holt er die Heimlichkeiten und Neigungen unsers Herzens hervor, stellt unsre Versäumnisse und Vernachlässigungen ans Licht, bringt unsre Feinde uns vor Augen und weckt und warnet und strafet. So thue es auch unablässig und unvermerkt der Roman, das Märchen. Hiedurch gewinnen sie ein magisches sowohl als moralisches Interesse, an welches, außer dem Drama, keine andere Dichtungsart reichet. Der Traum macht uns Personen kenntlich, und sie sind's doch nicht; ähnlich und doch nicht dieselben; er zeichnet im Mondlicht. So auch der Roman, das Märchen. Sie strafen Laster und Thorheiten, aber an schwebenden Gestalten, unbekannt mit der Knotengeißel des Satyrs. Die Vergangenheit wie die Zukunft stellen im Zauberspiegel der Ahnung sie dar, unendlich, unvollendet; unsre Seele soll sie vollenden. Wünsche des Herzens endlich — der Traum bildet schöner als Praxiteles und Lisipp; er malt schöner als Raphael und Guido, vorzüglich geistige

Gestalten; die Stimmen in ihm sind von magischer Kraft und Wirkung. Ihr Dichter, fühlt euren Beruf! Voll Geistes der heiligen Götter, träumt glücklich. Um also zu träumen, seyd nüchtern.

Und du, Morpheus-Apollo, vertreibe die bösen, die wie Nachteulen um uns flattern, und schaffe uns göttliche, glückliche Träumer.

Der erste Traum.

Als Adam einst im Paradiese matt
Und müde sich gesehn, und müd und matt
Als Herr der Schöpfung an die Dienenden
Sich ausgesprochen hatte, sprach der Schöpfer:
„Erquickung will ich dem Ermatteten,
Dem Suchenden den Wunsch des Herzens geben,
Den wachend er nicht fand. Er schlummere."

Einschlummert er; da stiegen aus des Herzens
Geheimsten Tiefen, zart und zärter jetzt,
Unausgesprochne Wünsch' empor; ihm ähnlich
Und auch nicht ähnlich stand vor ihm ein Traum.

„Sie werde!" sprach der Schöpfer, und sie ward.
Aus seiner Brust erhob sich das Gebilde
Des leisen Sehnens, blickt' ihn an, und er —
Erwachte.

„Bist du? sprach er, Traum,
Bist du ein Wesen? Du mein bestes Ich,
In meiner Brust entsprossen, sey fortan
Mir untrennbar, o Mutter alles Lebens,
Mein Traum, der Menschheit schönere Natur."

*

Des Menschen erster, hochbeglückter Traum,
Du Vorbild aller Dichtung, aller Schöpfung
In Kraft und Schönheit, werd' ihr Ideal.
Wie seines Herzens Traum behandele
Der Mann sein Weib, der Dichter seine Schöpfung,
Und Lebens Fülle blüh' aus ihr empor.

7.

Idyll.

Alle wissen wir, was gesagt werden soll wenn wir ausrufen: „eine wahre Idyllenscene!“ oder „sie führen ein Idyllenleben“ u. s. Alle wissen wir auch den Ursprung dieser Dichtungsart. — Wie? und wir wären noch über die Bestimmung ihres Begriffs uneinig? wir zweifelten noch wohin uns dieser Begriff führe?

Lange vorher, ehe Hirten in Arkadien oder Sicilien sangen, gab es im Morgenland Hirtengedichte. Das Leben der Zeitbewohner führte dahin, die Bilder ihrer Sprache, selbst ihre Namen waren aus dieser Welt genommen; das Glück, die Seligkeit die sie suchten, konnten sich nur in dieser Welt realisiren. Bei Völkern solcher Art war das Idyll sowie die Natursprache, so auch das einfache Ideal ihrer Dichtkunst.

Auch wenn sie aus dieser einfachen Lebensart in eine künstlichere übergingen: Sprache und Denkart hatten sich geformt; gern ging man in die Sitten und Sagen, ins Andenken älterer Zeiten zurück, da man in einem so glücklichen Zustande gelebt hatte. Nur die Bilder veredelten sich; es ward ein Idyll höherer Art, ein Traum des Andenkens alter glücklicher Zeiten. Auch die königliche Braut in Schmuck und Pracht mußte als eine Schäferin, ihr Gemahl als Schäfer, der König ein Hirt der Völker, Gott selbst als ein Hirt

seines Volkes erscheinen, um ein Zeitalter der Ruhe und Freude, ein Idyll der Glückseligkeit darzustellen oder zu schildern. So unauslöschlich sind in uns die Züge der Natur, die Eindrücke der Jugend!

Denn in der Kindheit ist nicht die Idyllenwelt unser süßester Eindruck? Wenn der Lenz erwacht, erwachen wir und fühlen in ihm den Lenz unsers Lebens; mit jeder Blume sprießen wir auf, wir blühen in jeder Blüthe. Uns klappert der wiederkommende Storch, uns singt die Nachtigall und die Lerche. An der Munterkeit und dem neuen Frühlingsleben jedes Geschöpfes nehmen Kinder brüderlich-schwesterlichen Antheil. Idyllen sind die Frühlings- und Kinderpoesie der Welt, das Ideal menschlicher Phantasie in ihrer Jugendunschuld.

Aber auch jede Scene der Natur in allen Jahrszeiten hat für gesunde Menschen ihr Angenehmes, ihr Schönes; Sommer und Herbst, selbst der rauhe Winter. Thätigkeit ist die Seele der Natur, mithin auch Mutter alles Genusses, jeder Gesundheit. Der Sturm ist angenehm wie die heitere Stille, und wenn wir ihm entkommen sind, im Andenken sogar erfreulicher als jene. Das Ungewitter ist schrecklich, aber doch prächtig. Jede überwundene Gefahr macht uns die Natur anziehender, uns in uns selbst größer.

Man könnte Idyllen dieser Art die männlichen, jene sanfteren die weiblichen nennen, Kinder lieben sie in Versuchen, Männer in Thaten, im Andenken Greise. In der Natur verschlingen beide sich zu Einem Kranz; im Ringe der Jahrszeiten ist eine nicht ohne die andre. Wehe dem, der bloß das sanfte, weiche Idyll des Lebens liebet! dem stärkeren, rauheren entgehet er doch nicht.

*

Bei den Griechen entstand das Idyll nicht anders als bei andern Völkern; nur formte es sich nach ihrem Klima und Charakter,

nach ihrer Lebensweise und Sprache. Möge es Arkadien oder Sicilien gewesen seyn wo zuerst ihre Hirten sangen; muntre Hirten an fröhlichen Tagen singen allenthalben. Sie suchten Gesellschaft, sie trieben zusammen, sie wetteiferten in Liedern; sie zankten, wählten einen Schiedsrichter; verehrten einander Geschenke — alles der Natur des dortigen Klima's, den Sitten damaliger Zeit gemäß, Ausbrüche der Empfindungen, Anfänge der Dichtkunst. Denn was sangen diese arkadischen Hirten? Ihr Glück und Unglück, das Angenehme und Unangenehme ihrer täglichen Lebensweise, sogar ihre Träume; wo dann alles zuletzt auf ein Bild der Glückseligkeit hinausging.

Natürlich daß in diesem engen Cyklus die Liebe eine Hauptrolle spielte; nicht aber war sie der Idyllen eins und alles. Auch das Andenken ihrer Vorfahren, ihres Daphnis ward von den Hirten gerühmt, ihre Feinde wurden geschmäht, der Verlust ihrer Freunde ward betrauert. Was die enge oder weitere Spanne des Hirtenlebens umfaßt, war der Inhalt ihrer Lieder, mit Hinsicht auf Glückseligkeit und Freude.

Und ihr Zweck? Bei müßigen Hirten mag der Gesang Zeitkürzung seyn; zugleich war er unläugbar Cultur ihrer Seele. Sich selbst und andern geben sie von den Vorfällen ihres Lebens Rechenschaft; sie entwickeln ihr Gemüth, in fremden oder eignen Gesängen bildet sich ihr Ton, ihre Sprache. Und da alles was wir thun und treiben, näher oder ferner immer doch nur unsre Glückseligkeit zum Zweck hat, wie sollten es nicht Gesänge haben, die unsre innere und äußere Welt eben in dieser Rücksicht mit Klage, Wunsch, Verlangen und Freude schildern?

*

Die Gesänge indeß, die wir von den Griechen unter dem Namen bukolischer Gedichte und Idyllen haben, sind nichts weniger als die rohen Gesänge jener Schäfer; Bions, Moschus,

Theokrits Gedichte sind Kunstwerke. Der letzte nannte sie sogar also; denn Idyll (εἰδύλλιον) heißt ein kleines Bild, ein Kunstwerk. Wahrscheinlich war es Bescheidenheit, daß der gelehrte Alexandriner, er, in Wahl der Gegenstände sowohl als im Versbau ein wahrer Künstler, diesen Namen wählte. Er faßt unter ihn die verschiedensten, manche der Hirtenwelt sehr entlegene, Gegenstände, den Raub der Europa z. B., das Lob Königes Ptolemäus, die Hochzeit des Menelaus und der Helena, eine Klage über die schlechte Aufnahme der Musen, das Fest des Adonis. Jenen engeren Begriff ursprünglicher Hirtenpoesie verband Theokrit also nicht mit seinem Idyllennamen.

Virgil mit dem Namen seiner Eklogen, d. i. auserwählter Stücke, auch nicht; dieser begriff im Sinne der Römer ungefähr das was Theokrit mit seinem Namen Idyll anzeigen wollte, nämlich ausgesuchte, wohlausgearbeitete kleine Gedichte.

Bei dieser Unbestimmtheit des Namens war es Natur der Sache, daß die Folgezeit nach dem Hauptbegriff der Gattung die Benennung festsetzte. Nothwendig also erhöhete man den Begriff; aus der Hirten- ward eine Schäferwelt, aus dem wirklichen ein geistiges Arkadien, ein Paradies unsrer Hoffnungen und Wünsche, ein Paradies also der Unschuld und Liebe, oft auch in ihren Kämpfen, in ihren Schmerzen. Die Stunden unsrer Seele, da wir uns dem zartesten Glück und Unglück am nächsten fühlen, wurden dazu Eklogen, erlesene Situationen und Momente.

In diese Schäferwelt setzen uns Tasso, Guarino und wer sonst dem Arkadien, das in unsern Herzen wohnt, nachstrebte. Es ist ein Land das nie war, schwerlich auch je seyn wird, in welchem aber in den schönsten Augenblicken des Lebens unsre dichterische Einbildung oder Empfindung lebte. Glückwünschungen insonderheit ward fortan das Idyll angemessen gefunden: es spricht so naiv,

so zart und einfach! und doch enthüllt es alles was unser Herz wünschet.

*

In Frankreich hatte die Hirtenpoesie eine ähnliche Laufbahn, vom Gemeinen hinauf zum Feineren, zum Verfeinten. Ein Bischof [1] hatte den Theokrit zuerst ins Französische übersetzt; ein Bischof [2] gab späterhin der ganzen Gattung einen höheren Schwung. Vor und neben ihm bearbeiteten sie andre, jeder auf seine Weise. Die Deshoulieres wünschte sich ein Schäfchen zu seyn; Racan und Segrais versificirten naive Sentenzen. Fontenelle endlich, ein Mann von Geist und Witz, ließ das Idyll zu sich kommen, da er nicht zu ihm kommen konnte; man sagt, „er machte seine Schäfer zu galanten Hofleuten."

Aber warum hätte er sie dazu nicht machen dürfen? Wenn Hofleute seine Eklogen läsen, sollten sie (meinte der Dichter) durch sie Schäfer werden, d. i. in Empfindungen sollten sie der Natur näher treten, weil auf diesem Wege allein Vergnügen und Seligkeit wohnten. Dieß war Fontenelle's rühmliche Absicht, die freilich aber Geist und Witz allein nicht erreichen konnten. Beide Welten, der Hofleute und der Schäfer, liegen zu fern von einander.

*

In England nahm das Idyll einen ähnlichen Gang. Hinter Philipps roheren Schäfern traten Pope's künstlichere auf. Seine vier Schäfergedichte betreffen die vier Jahrszeiten; vier gewählte Situationen, schön versificirt, denen die Ekloge Messias, ein Nachbild des Pollio, folget. Einen Fortschritt hat die Dichtkunst durch sie eben nicht gewonnen, ob sie gleich, wie alles von Pope, ihrer Nation sehr werth sind. Wie mehrere, reichere, tiefere Idyllenscenen gab Shakespear so oft! hinter ihm Milton, vor ihm Spenser.

[1] St. Gelais.
[2] Godeau.

Von deutschen Idyllendichtern reden wir jetzt noch nicht; gnug, bei allen bemerkten Verschiedenheiten in Zeiten und Völkern ist der Hauptbegriff dieser Dichtung unverkennbar; sie ist

„Darstellung oder Erzählung einer menschlichen Lebensweise ihrem Stande der Natur gemäß, mit Erhebung derselben zu einem Ideal von Glück und Unglück."

*

Wie? Jeder menschlichen Lebensweise? Nicht anders, wenn diese eine menschliche Lebensweise ist. Freilich steht eine der Natur näher als die andre; schlimm aber, wenn irgend eine der Natur ganz entlaufen wäre. Der Krieg z. B. ist das häßlichste Ungeheuer; im Kriege indeß, selbst auf dem Schlachtfelde gibt es zwischen Menschen und Menschen herzdurchschneidende Situationen der Klage und des Erbarmens, Idyllenscenen. So sonderbar der Name klingt: Lager=, Kriegs=, Schlachtidyllen; Dank dem Menschengefühl! so wahr ist er.

Nichts scheint der Natur entfernter als Cabinet und Gerichtsstätte, Kanzlei und Hof; der Kramladen endlich, und die Frohnfeste am fernsten. Uebel wäre es indessen, wenn nicht auch in diesen Wüsten hie und da ein einzelner grünender Baum eine erfrischende Quelle überschattete und einem ermatteten Wandrer Labung gäbe. Unglücklich, wenn von Geschäften dieser Art die Menschlichkeit ganz verbannt wäre. Ach, wo ihr der Mund am festesten verschlossen wird, spricht sie oft am lautesten; mancher Gerichtsdiener oder Kerkermeister hat ein offener Ohr für sie als der taube Richter. Selbst in der Wohnung des Jammers, den Häusern irrer Menschen, spielte die Ekloge. Sanft Verirrte phantasiren gewöhnlich Idyllen=, Rasende heroische Scenen.

Wie nun? Und aus der sogenannt bürgerlichen Gesellschaft, wäre aus ihr das Glück der Idyllenwelt verbannt? Ist denn nicht sie auch in allen Ordnungen und Ständen auf Gefühle der Mensch=

heit gebauet? Vater, Mutter, Kind, Freund, Geliebte, zu welchem Stande sie auch gehören, sind sie anders als in der Idyllenwelt glücklich? Darum spricht man zu Kindern, zu Geliebten auch unwissend in dieser Sprache; darum wünscht man zu Ehen, zu Geschäften in dieser Sprache Glück. Nicht um ein Utopien zu wünschen, wo kein Nordwind wehe, kein Unfall sich ereigne, sondern daß auch aus dem Unfalle selbst ein neues Glück, und durch das eingetropfte Bittere des Lebens sein Angenehmes um so süßer werde. So wollte es die Natur; dem Zweck strebt jeder Vernünftige, Wohlgesinnte und Wohlgesittete nach. Er sucht sich seinen Stand, sein Geschäft, sein Haus, seine Kammer, selbst jede vorübergehende Gesellschaft zum Ideal, d. i. sich durch sie so glücklich zu machen als er kann, und den Genossen sein Glück mitzutheilen. Eben den Narren erkennt man vorzüglich am Mangel dieser Idee, des Ideals einer Lebensweise für sich und des idealischen Mitgefühls für andre. Den rohen Selbstmenschen, den Tyrannen andrer, flieht alles Idyllenartige, da doch selbst der Cyklopenwelt, dem Reiche des Pluto selbst, das Idyll nicht ganz fremd ist. —

Schon Theokrit schrieb ein Fischeridyll; Jagd-, Gärtner-, Schiffsidyllen sind ihm gefolgt; der Kameltreiber Hassan selbst hat ein bekanntes Idyll erhalten.[1] Was hätten nun die Lebensarten vor andern voraus? Daß sie, sagt man, näher der Natur liegen. Wohl! so rücke man denn auch in seinem Stande der Natur näher; warum wollte man unnatürlich, oder gar der Natur zuwider leben? Oder macht das ihr Idyllenartiges, daß sie gewöhnlich kleine Gesellschaften bilden? Beruhet nicht allenthalben auf kleinern Gesellschaften das Glück des Lebens? und knüpfen Freundschaft, Liebe, Genossenschaft zum Werk, zur Haushaltung, gar zur Gefahr, zu jedem Unternehmen dieß Band einer kleinen Gesellschaft nicht, zu welchem Stande man auch gehöre? Müßte ich Fischer oder Jäger seyn um die Natur

[1] Von Collins.

zu genießen und meine Hütte zu ordnen? Also in allen Situationen, in allen Geschäften des Lebens, wenn sie nicht wider die Natur sind, lebe man ihr gemäß und verschönere sein Leben. Allenthalben blühe Arkadien, oder es blüht nirgend. Aus unserm Herzen sprossend muß unser Verstand sich durch Kunst dieß Lebensidyllion schaffen, durch Auswahl diese Lebensekloge vollenden.

Auf wie einen reinen Platz tritt hiemit das Idyll! Leere Beschreibungen der Natur, Schäfertändeleien, die nirgend existiren, verschwinden in ihm wie abgekommene Galanterien; der ganze Kram einer uns fremden Bilderwelt, von dem unsre Phantasie so wenig als unsre Empfindung weiß, verschwindet. Dagegen tritt unsre Welt, nach jedes Weise und Sitte in den schönen Glanz einer neuen Schöpfung; Geist und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth schaffen sich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend.

Groß und neu wird hiemit das Gebiet des Idylls. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Von der Aesopischen Fabel an (wie manche Erzählung unter ihnen ist rein idyllenartig) durch Erzählungen, Lieder, Märchen, Romane, Legenden u. s. bis zum Drama, der Oper, dem Epos hinan, erstreckt sich dieß Gebiet; in allen diesen Gattungen und Arten haben wir die schönsten Idyllenscenen. Je näher unsrer Lebensweise, desto näher treten sie an unser Herz! „Hier ist Arkadien; vor dir, um dich, es sey nur in dir.“ Unvermerkt werden wir durch diese wahre Tendenz des Idylls lernen uns des Ueberflüssigen, wie des Gemeinen entschlagen, jede nutzlose Mühe des Lebens, zumal den beschwerlichen Pedantismus verbannen, in unsrem Kreise ein Glück sehen das wir sonst nicht kannten. Ja, lasset uns den Idyllentraum verfolgen: im Anblick dieser reinen Gestalten lernen wir Kletten abschütteln die uns sonst widrig anhingen, und die kleinen Dämonen verjagen die mehr als große Unfälle gewöhnlich uns beunruhigen,

necken und stören. Ein neuer Pan erwache! von jeder Seite wird ihm die Echo antworten: „Arkadien! Auch hier ist Arkadien, auch hier!“

8.

Bilder, Allegorien und Personificationen.

Erwache, sprach der Genius, und sieh
Rings um dich her der Welt Allegorie,
Wie, seit der Schöpfer sprach: es werde Licht!
Zu dir die Schöpfung, Geist im Körper, spricht.
Bedeutungsleeres ist rings um dich nichts;
Und wie der ew'ge Wille spricht, geschicht's.

Blick auf und höre jene Harmonie
Der Welten! Hohe Ordnung singet sie.
Wo Sternenkreis an Sternenkreis sich hängt,
Und liebend sich zur Mitte alles drängt;
In allen Kränzen jener hellen Flur
Wohnet Ein Geist, blüht Ein Gedanke nur.

Und tief hienieden, Erd' und Meer und Luft —
Vernimm was jedes bildend in dich ruft.
Von Licht und Schall gewebet singt das Chor
Der bunten Vögel, singend laut, empor:
„Der Lebensgeist in unserm Element
Hat, was er hatte, schaffend uns gegönnt.“

Im Sturm antwortet ihm das stumme Meer:
„Sieh meiner Bildungen unzählig Heer!
Der Welle zarter, kaum gesehner Schaum,
Der Stein, die Muschel, der Korallenbaum
Ward lebenvoll; der großen Mutter Plan
Vollführte ich zuerst, der Ocean.

Im Erdenreich sind Pflanze, Thier und Baum,
Stein und Metall dir wesenloser Traum?
Du wähnest nur zu denken? du allein?
Ein ödes Grab soll dir die Schöpfung seyn?
Woher denn dein Gedank'? und was ist er?
Ein Abbild nur in der Gedanken Meer.

Von allem was der Weltgeist regt und pflegt,
Hat er Bedeutung dir ins Herz geprägt.
Bedeutung ist der Geister Element.
Ein lebend Wort, das keine Sprache nennt;
Dein innres Wort, dein Ahnen dieser Spur,
Nennt dich, o Mensch, Ausleger der Natur.

Ausleger nur? Nein! deiner Regung Kraft
Enthüllt in dir die höhre Eigenschaft.
Das Triebwerk der Natur kannst du allein,
Ihr Meisterwerk, der Schöpfung Schöpfer seyn.
Voll Mitgefühl in Freuden wie im Schmerz
Schlägt in dir ihr, der Schöpfung, großes Herz.

Erkenne dich! Auf deiner weiten Flur
Ward deine Brust der Pulsschlag der Natur.
Erfüllen sollst du was sie laut verhieß,
Einholen was sie dir zu thun verließ.
In Geist und Liebe nur vollendet sie
Sich selbst, der Wesen Einklang, Harmonie.

Ohne Zweifel geschah diese Antwort des Genius einem der die Welt oder die sogenannte Materie für todt hielt. Er bildete sich ein daß nur er, wenige mit ihm denken: alles andre sey **brutum**. Und glaubte vielleicht dabei daß er sich an den Dingen denken könne was ihm beliebe; es gebe keine göttlichen Ideen, die, wie Baco

sie nennt, „als wahre Insiegel und Gepräge des Schöpfers in ausgesuchten Linien auf die Geschöpfe geprägt sind, wodurch eben die Dinge Wahrheit und Pfänder der Wahrheit würden."[1] Auf seine Idole, meinte er, jener Selbstische, komme es an; sonst sey alles bedeutungsleer in der Schöpfung.

Wie anders spricht die Natur jedem der in ihrer Ansicht, in ihrem Genuß und Gebrauch Verstand und Herz verbindet! Kein Naturkörper ist ihm ohne Geist, kein Geist in der Natur ohne Körper. Seine Gestalt stellet ihn dar; seine Ereignisse und Wirkungen sind Ausdrücke seiner. Wie nun nennen wir dieß Bedeutsame aller Bilder der Schöpfung?

Nach Quintilian und den Griechen könnten wir es nicht anders als Allegorie nennen; denn ein andres wird durch ein andres bedeutet. In diesem Verstande ist die ganze Natur, die ganze menschliche Sprache Allegorie; denn wie ein andres sind Dinge und Gedanken, Gedanken und Worte!

In diese wahren, großen Allegorien der Schöpfung tief hineinzudringen, ist der Beruf sowohl des Philosophen als des Dichters, ja jedes Verständigen in seinem Kreise. Alles spreche zu uns, nichts stehe uns leer da! Auch seyen es nicht etwa bloß äußere Aehnlichkeiten, die wir aufhaschen (ein leeres, oft verwirrendes Spiel des Witzes), sondern die Tiefen der Natur selbst, der in Körpern dargestellte wirksame Geist, eine Welt von Kräften, uns empfindbar worden durch Ausdruck. Glücklich ist wem sie sich offenbaret, diese Gedankenwelt; für wen sie nicht da ist, der läugne sie nicht, sondern schweige.

Wie kann ich den Charakter einer Person oder Sache erfassen, ohne daß ich ihre innere Kraft anerkenne, wenigstens ahne? Wie kann ich sie darstellen, wenn sie sich mir nicht darstellt? In allen Situationen, an denen die Empfindung theilnimmt,

[1] Baco de interpretatione naturæ et regno hominis. Aphorism. 142.

überstrahlt Geist den Körper. Nicht was wir sehen oder tasten, lieben wir, sondern was wir an Gemüth, an liebenswürdigen, anmuthreichen Eigenschaften frohlockend im äußern Gehäuse ahnen. Der Flüchtige nennt es ein: „Ich weiß nicht was? von Grazie und Anmuth;" der Sinnige weiß was es ist, und trügt sich selten.

Dichtern ist diese Allegorie die heilige Sprache; sie drückt Gedanken des großen Weltgeistes aus, wie er sie ausdrückte, ganz dastehend, wirksamlebendig. Die Aeffchen und Kinderhäuschen der Welten, wie Baco sie nennet (modulos et simiolas mundorum) überlassen Dichter der reinen Abstraction des Philosophen. Und doch sind auch diese hohlen Nachbilder ohne jene wahren, großen Urbilder der Natur undenkbar.

Das höchste Alterthum, das wenig schwatzte, aber tiefer empfand und dachte, hielt sich an diese Allegorien der erhabensten Art. Mit dem mindesten sagten sie dabei viel, und wie rein! wie kräftig!

*

In unsrer Seele, dieser tiefen, verborgnen Welt, schläft unter andern eine sehr wirksame Kraft, die Bildnerin der Gestalten. Da unser Verstand der göttliche Lichtpunkt ist, der allenthalben aus dem Mannichfaltigen sich Einheiten schafft, sie beglänzt und umschließt und bildet, so schlummern in jedem unsrer Sinne gewohnte Fertigkeiten, dieß Schöpfungswerk dem Verstande nachzuthun, allenthalben ein Eins zu finden und sich anzubilden aus vielem. Kaum schließt sich unser Auge, so schweben ihm Bilder vor, heller dunkler, trauriger, munter, ungestalt, schön, entzückend, nach der Beschaffenheit und Stimmung des Organs, das Seele und Körper vereinet. Wo schlummerten diese Idole? wer weckte sie auf? Ohne unser Zuthun, uns unwillkürlich, oft uns verhaßt und widrig, verfolgen sie einander und verschweben. In Krankheiten sind Wachende diesen Träumen ausgesetzt; es gibt Menschen die immerhin träumen. Andre, noch aufgeregter, sehen Gesichte. Wir haben nichts erklärt,

wenn wir dieß bilderschaffende Vermögen, die Dichtungskraft unsrer Seele, Phantasie nennen. Denn diese Zauberin ruft nicht etwa nur gesehene, in uns begrabne Gestalten, wie sie uns einst erschienen, aus der Vergangenheit hervor, auch nie gesehene Gestalten läßt sie auftreten; sie schafft, sie wirket. Ist sie etwa ein dunkles Abbild jener unendlichen Schöpferskraft, die indem sie denkt, auch schaffet, die indem sie will, auch wirket?

Und in dieser Gestaltenbildung, wenn sie guter Art ist, sind Menschen so froh und selig! Schafft nicht jeder beinah sich auf seine Weise paradiesische Opiumträume? Er zürnt wenn man ihn zur nackten Wirklichkeit aufweckt. In jenen ist alles geistiger als vor dem körperlichen Auge; leuchtender das Licht, heller der Mond, entzückender der Klang der Töne. Die Gestalten, die der Geist erschuf, sind Geist, sind Leben.

Der Dichter ahmt diesem göttlichen Bildungstriebe nach; oder vielmehr, er wirkt unter ihm mit Verstand und Absicht. Sind seine Gestalten leer, seine Formungen schwach, unbedeutend, unbestehend, unerfreuend, sich selbst und einander zuwider — er kann viel andres, vielleicht auch ein nützlicheres seyn, nur ist er kein Dichter. Dagegen ein anderer mit wenig Worten, mit wenig Bildern uns in eine neue Welt zaubert; wir sehen die Bilder, mit ihnen lebend.

In wie hohe Würde tritt hiemit die Dichtkunst! Sie wirkt in der Kraft, sie wirkt in der Macht mit der der Schöpfer wirket. O erschüfe sie also immer auch mit seiner Weisheit, mit seiner Güte, mit seinem Verstande! Ihr gebt uns geistige Welten; ihr heißt uns lieben und hassen, Dichter! Laßt uns nur das Wahre, das Gute lieben, und bewahrt uns vor dem Schattenreiche Plutons. Was haben wir gesündigt daß wir durch euch wie Ixion, Sisyphus und Tantalus gequält werden müssen? Schafft heilbringende Gestalten, göttliche Bilder.

O wer den Ring, den Ring der Göttin hätte,
Der jeden Wahn verscheucht, der freundlich trüget,
Vor dem der falschen Kunst, der Gorgonette,
Die Larv' entfällt, die schädlich uns vergnüget,
Den Ring in dem sich an der Anmuth Kette
Das Innigste zum Innigsten sich füget —
Er würde, frei von Dunst und Zauberbinden,
Nur Wahrheit schön, nur hold die Güte finden.

Fortsetzung.

In der Rede werden dergleichen Gedankenbildungen gewöhnlich Personendichtung, in der Kunst Allegorie genannt; sind sie in beiden eins? Kann bildende oder zeichnende Kunst darstellen was die Rede mit bestimmter Genauigkeit als ihre Schöpfung andeutet? Darf Rede sich gefallen lassen was die bildende oder zeichnende Kunst in ihrer engen Werkstätte allein auszudrücken vermag? Darf sie von ihr Gesetze nehmen?

Jedermann siehet das Hauptgesetz der Allegorie: „in ihr spreche Geist durch den Körper; wo möglich nicht symbolisch, sondern natürlich." Mithin scheint hier die Kunst der Rede vorzutreten, indem sie spricht: ich bilde Gestalten. Was bildet sie nun durch ihre Gestalten? wie weit reicht ihre Allegorie?

1. Allegorie der Kunst.

Bildete die Kunst der großen Schöpfung alles nach, alles, so stünde es in ihr auch wie in der großen Schöpfung da, verstandvoll oder verstandlos, nachdem man es in dieser kleineren Schöpfung ansieht. Oder vielmehr in der kleinen Kunstschöpfung stünde alles schlechter da als in der großen Natur, d. i. leblos, unverbunden;

da der große Genius des lebendigen Daseyns alles mit allem zusammenfüget.

Also muß in der Kunst ein engerer, bestimmter Zweck vorhanden seyn, zu welchem sich die Vorstellungen gesellen; und wer kann dieser seyn als die Idee des Künstlers? Der Künstler aber kann Ideen nicht anders als nach seiner Kunst gesellen; denn den großen Zusammenhang der Natur erreicht er nicht. Mithin beschränkt sich seine Allegorie darauf was er vorzustellen vermag, in jeder Art seiner Künste.

a. In der Bildnerei, die ganze Gestalten bildet, müssen diese durch sich selbst bedeuten; es sind große oder schöne Personificationen. Ein kleines Spielwerk durch Attribute, Symbole oder gar durch eine Beischrift erschöpft die Sache nicht; die ganze Gestalt spreche bedeutend.

Und sprechen nicht so alle hohen Göttergestalten? Der König des Himmels, Vater der Götter und Menschen, wie er dasitzt auf seinem Thron, zu seinen Füßen der Adler. Milde ist der Blick seines erhabenen Hauptes, weisheitsvoll seine Stirn, mächtig sein Wink, der Himmel und Erde beweget. Sein Blitz drohet, aber die andre Hand führt den Stab des Hirten der Völker. Wer sich ihm nahete, wer bittend sein Knie berührte, verstand den Künstler.

So spricht Pallas in ihrer stillerscheinenden Gestalt, die aus Jupiters Haupt sichtbar gewordene Tochter, seine Macht und Weisheit; seine ganze starkmüthige Gesinnung.

So die meergeborne Göttin, die Gestalt der Schönheit, gehüllt in Liebreiz, in Scham, Zucht und Anmuth. Der Heldenjüngling Apollo und die Heldenjungfrau Diana, Grazien und Musen, Merkur und Amor. — Jede Gestalt bedeutet ihre Idee, sie durch sich sprechend, natürlich. Symbole und Attribute mögen diese innere Bedeutung ihres Daseyns näher bestimmen und erläutern (widersprechen müssen sie ihr nie); der reine Punkt der Allegorie indeß

liegt in der Personification selbst, im menschlichdargestellten Göttercharakter. Kleinliche Deutungen, die an ihnen tändeln, widersprächen dem erhabnen Gedanken einer Erscheinung, die nicht als ein Spiel der Phantasie, sondern als ein geglaubtes, mächtigholdes, durch sich selbst bedeutendes Wesen dasteht, Stellung, Handlung, Gliederbau drückt eine lebendige Natur aus, ihren Charakter.

> Natur und Kunst, o wie sollt' ich euch trennen?
> Geliebte Zwei, so innigfest vereinet!
> Soll ich euch Schwestern, Mutter, Tochter nennen?
> Da eine in der andern mir erscheinet.
> Ich wag's, in jeder jede zu erkennen;
> Ein Thor, wer beide zu entzweien meinet.
> Der Weisheit Ziel ist, sie in Eins umschließen,
> Natur in Kunst, Kunst in Natur genießen.

b. Sobald die Bildung auf eine Fläche (ein Basrelief z. B.) tritt, gewinnt sie ein andres Wesen; auf dieser Fläche nämlich bekommt eine Gedankendarstellung Raum. Wenn Götter und Göttinnen auch nur um einen runden Altar als Bildwerke wandeln, fortschreitend bilden sie Einen Zug; jede Gestalt will ein Charakterzeichen, wodurch sie kenntlich wandle. Oder seyen sie Verzierungen der Wand, des Hausgeräths, der Gefäße, der Throne, der Sarkophagen; nach Ort und Zweck nimmt jede Gestalt eine eigne Beziehung an auf dieser Fläche, zu dieser Absicht. Der Gott auf einem Becher ist nicht mehr der Gott auf einem Thron des Olymps; Diana oder Pallas auf einem Sarkophag sind nicht die hohen Gestalten, die in der Schlacht oder auf Bergen erscheinen. Mitwirkend in einer Fabel werden sie historische Wesen; im Moment der Handlung, an der sie theilnehmen, liegt der Punkt ihrer Bedeutung. Wer, wenn er Diana mit ihrem Gefolge dem schlafenden Endymion scheu nahen oder sie von ihm hinwegschleichen siehet, sagt sich nicht selbst: „eine

Liebe Dianens und Endymions, ist nur Blick und Traum. Ares und Aphrodite lieben anders."

Auf diesen Flächen der Verzierung gewann die Allegorie ein um so schöneres Feld, da sie meistens enge umschlossen war, und ins Weiteste nicht ausschweifen konnte. Als schmale Einfassung zeigten sich z. B. kleine Genien in hundert Kinderspielen voll Bedeutung. Wer kennet sie nicht, diese lieblichen Spiele? wem müßte ihr Sinn erklärt werden? Amor, der, die Leier in der Hand, auf dem Löwen reitet, Amor, der den Blitzstrahl Jupiters selbst zerbricht, Liebesgötter, die mit Herkules Waffen, mit Symbolen des Krieges, der Weisheit selbst, mit den Attributen aller Götter spielen: ihre Allegorie spricht verständig und lieblich. Die Geschichte Amors und der Psyche in allen ihren Scenen ist der Edelstein in diesem goldnen Ringe, in welchem die größten Götter Genien wurden, um im engen Circus einer Allegorie vorstellbar zu werden. Bis zu Blumen der verzierenden Arabeske stiegen sie nieder.

c. Noch einen engern Raum gewann die Allegorie auf geschnittenen Steinen. Sind diese nicht Denkbilder? fordern sie also nicht Gedanken? Als Ringe der Hand, als Geschenke an andre, auch ihrem innern Werth nach wollen sie eine anmuthige Erinnerung, sey sie Person oder Moment der Fabel. Welch einen Schatz trefflicher Vorstellungen hat uns die Daktyliothek der Alten aufbewahret! Nicht jeden geistigen Begriff, nicht alles in diesem Begriff wollten die Griechen bilden; vielmehr die Einfalt mit der sie dergleichen Begriffe ansehn, der Wink mit dem sie den zartesten Punkt der Handlung erfassen, die Leichtigkeit mit der sie, ohn' ein überflüssiges, ein weniges und das wenigste zu jenem Punkt der Erinnrung ordnen, dieß macht sie zu Mustern, so wie des reinen klaren Sinnes, so der süßen Genügsamkeit und Weisheit der Allegorie. Ein verwirrter Kopf wird keine glückliche

Allegorie treffen, keine erfinden. Entweder stellet er leere Bildungen hin, oder er verwirret, er überladet.

d. Auf Münzen endlich, zumal unter den Römern, ward der Allegorie ein Staatsraum gegönnet; ansehnlich, aber kalt, oft anmaßend. Hier traten nun die personificirten Tugenden auf, die wir gewöhnlich Allegorien nennen, der Ruhm, das Glück, Annona, der Friede, die Sicherheit, die Hoffnung u. s.; metallische Allegorien, die den Griechen Gegenstände reiner Kunst kaum gewesen waren. Auf Münzen indeß wo eine Inschrift sie erklärte, wo ihre Attribute bald eine angenommene, gangbare Münzensprache wurden, standen sie am rechten Ort; sowie auch, wenn sie auf Triumphbogen, oder auf Staats- und Ehrenplätzen erschienen. Genau betrachtet wollen diese Wesen keine Personen seyn; mit Unrecht nennet man sie Personificationen: Buchstaben sind sie des Kunstdenkmals.

e. Allegorische Gemälde endlich? Von griechischen Gemälden schweigen wir hier. Da ihre Künstler nicht eine gleiche Basis der Kunst mit den unsern nahmen, so können sie auch nach unsern Regeln der Malerei nicht beurtheilt werden. Von Basreliefs gingen die griechischen Gemälde aus, und hielten sich immer in diesen Gränzen; mithin war ihnen am rechten Ort die Allegorie unverwehret. Unsre Malerei hingegen, die in das Weiteste hinausmalet, wo flöge sie mit ihren Allegorien hin? Gemeiniglich an die Decken der Zimmer, wo Horen und Genien, Nacht und Tag, Morgen und Abend, Ruhm und Glück schweben. Eine Uebersicht der berühmtesten dieser Allegorien in Italien und Frankreich wird zu ihrer Zeit folgen. Guercino's, Guido's Aurora, Raphaels Galathea, die Hochzeit der Psyche, sein Parnaß, Giulio Romano, die Allegorien der Caracci, des Reni, Salvator Rosa u. s. fordern eine Auseinandersetzung von vielseitiger Art.

Was sagt nun das Gesagte?

1. Allegorie der Kunst, wie wir das Wort gewöhnlich nehmen, fordert einen engen Umfang. Indem sie mit wenigem viel, dazu dieses leise oder gleichsam stumm sagen will, ist sie ein zartes Memento. Nichts erdrücket uns mehr als kolossale Allegorien; ein Gedanke, in Fels gehauen, groß wie der Berg Athos, wird klein, wäre es auch der größeste Gedanke. Konnte, denkt jeder, das nicht mit wenigerm gesagt werden? Allegorien solcher Masse, Ruhm, Tugend, Zeit, Ewigkeit u. s. überlassen wir gern Triumphbögen, Siegespforten, Illuminationen, Grabmälern, der Abtei zu Westminster. „Sprich daß diese Steine Brod werden!" könnte man bei manchem solcher Denkmale sagen. Im Leben hungerte der große Mann; im Grabe, vielleicht nach Jahrhunderten, gibt man ihm einen Stein; nicht ihm, sondern sich selbst, seinem Geschmack und Reichthum zum bleibenden Denkmal. Mit einer Allegorie wird er bezahlet.

2. Die Allegorie der Kunst spreche sich selbst aus; sie verachte eine Inschrift. Elender Erfinder, der in Worten sagen muß was er schon in der Bildung sagen wollte. Er spricht mit zwei Zungen, und übersetzt sich selbst. Ist die gebildete Allegorie rechter Art, eindringend, lieblich, unvergeßlich — an auslegenden, anwendenden, dankbaren, ja entzückten Epigrammen auf sie wird's ihr nicht fehlen. Je vielfacher in diesen ihre Bedeutung gewandt, und angewandt wird — ihr um so mehr zum Ruhme! Gedanken oder Empfindungen zu wecken war ihr Zweck; den hat sie erreichet. Eine Allegorie, auf welche niemand eine Inschrift machte als ihr Finder, hat sich überlebet. Zum Emblem und auf Münzen gehört die Inschrift.

3. Jeder Gattung darstellender Allegorie gebührt ihr Ort, eine ihnen heilige Stätte. Wer seinen Gedanken selbst nicht ehrt, erwartet er daß andre ihn ehren werden? Stellten Griechen

und Römer ihre erhabensten Götter an die Landstraßen? Sie gaben ihnen Tempel, und im Tempel den heiligsten Ort. Seine zartesten Gedanken, theilt man sie jedermann mit, oder den Freunden? Oft kaum sich selbst. So unsre Denkbilder; sie sind Verräther unsres Geschmacks, wie unsrer Denkart, Siegelringe unsres Lebens. Wer täglich zwischen Allegorien ambulirte, oder gar zwischen ihnen wohnet, im farnesischen oder mantuanischen Saal z. B.; ich sehe nicht, wie er sich, zumal im letzten, entwinden könnte, selbst in heroischer Allegorie den Himmel zu stürmen. So die schlüpfrigen Allegorien; so die Denkbilder der Kothmaler, der Rhyparographen.

4. Je werther uns eine Allegorie ist, einen desto stilleren Platz werden wir ihr suchen, den wir uns als ein Heiligthum gleichsam selbst ersparen. Mit jedem Siegelringe siegeln wir nicht jedem; noch weniger sagen wir jedem die Veranlassung in der uns diese Allegorie lieb ward. Keine sollte anders als von Situationen des Herzens oder des Verstandes veranlaßt seyn; dadurch allein bleiben sie uns heilig. Es zeigt eine Leere des Geistes oder eine Oede des Herzens an, wenn wir bei Veranlassungen solcher Art die Allegorie, die sie aussprechen, uns nicht sagen. Die Empfindung sagte sie uns immer leise. Ein falscher Wahn ist's daß wir Neuern an Denkbildern verarmt seyen; unser Geist und Herz mögen verarmt seyn — nichts weiter.

5. Kein Denkbild sey unschön, unfreundlich. Wenn wir der Bedeutung längst gewohnten, erfreue uns immer noch seine Form und Zusammenstellung, der glückliche Gedanke. Er beruhige. Keine Allegorie rege wild auf; sie erhebe und stärke. Hercules selbst, wenn er den Cerberus aus der Hölle ziehet; Arria, wenn sie dem Pätus den Dolch reicht: „Es schmerzt nicht, Pätus!" werde uns dargestellt ein erfreulicher Gedanke. Und da kein Moment der Handlung länger und gnügender wirkt als eines schönen Anfanges oder Endes, so erfasse diesen die Allegorie

der Kunst; die mittlern Turbationen lasse sie andern Künsten. Keinen Laokoon möchte ich zum täglichen Denkbilde vor mir, trotz seines erhabenen Seufzers; lieber, wenngleich ohne Kopf und Arme, des Hercules Torso.

Daß wir noch keine Sammlung reiner, geprüfter, schöner Allegorien haben, zeigt wie weit wir hinter den Griechen stehen, deren Kunstsinn allenthalben (im weitern Sinne des Worts) Allegorie, d. i. Seele im Körper, ausdruckvolle Bedeutung, in der Zusammenstellung klarer Einfalt, überhaupt aber das Meiste im Mindesten liebte, suchte und wahrnahm. Wir allegorisiren (ἀλληγοροῦμεν) oft auf eine etwas schiefe Weise, indem wir ganz etwas anders sehen, ahnen oder darstellen, als was die Kunst uns vorhält oder wir darstellen wollten.

*

2. Allegorien der Rede.

Offenbar sind Allegorien der Rede von einer andern Art, als Allegorien die die Kunst darstellt.

a. Jede Sprache ist voll Personificationen; anders konnte sich keine menschliche Sprache bilden. Der Verstand hatte Begriffe erfaßt; mit der und die brachte er sie unter Gattungen und Geschlechter; einige blieben durch ein geheimnißvolles das (das Verhängniß, das Glück, das Schicksal) als Neutra dastehen; verhüllet gleichsam, ohne Geschlecht. Dem Weisen und Dichter blieb es überlassen wohin er sie zähle.

Die Engländer rühmen ihre Sprache daß sie vermittelst ihres Hermaphroditen-Artikels the das Weib in den Mann, den Mann in das Weib einkleiden könne; wir beneiden ihr diesen Zauberstab nicht. Einst nannte auch unsere Sprache alles de (de Sonne, de Mond); wir danken es der Muse daß sie die Geschlechter schied und ein höheres das geschlechtlos ins Heiligthum stellte. Jedes Bild

kündigt hiemit durch den Artikel sein Geschlecht selbst an; seine Vorstellung gewinnt durch diese bestimmte Form Klarheit.

b. Sofort ergibt sich aus diesem Ursprunge der Sprachallegorie das Gesetz aller Allegorien der Dichtkunst und Rede, nämlich: leicht müssen sie schweben; denn sie sind ätherischer Art. Geschöpfe der Phantasie und des personificirenden Verstandes, aus einem Hauch der Sprache genommen, in einem Hauch gebildet, müssen sie der Einbildungskraft leicht vortreten, sich lieblich anmelden, und das was sie seyn wollen, durch sich selbst bewähren. Erliegen sie unter der Last fremder, drückender Attribute, wären diese auch Attribute der Kunst — wir kommen durch sie ganz um den süßen Wahn des geistigen Daseyns jener Verstandesgeschöpfe. Erinnert durch diese Schwerfälligkeiten greifen wir nach ihnen und finden uns, statt im Reich der Geistigkeiten, im Saal kalter Marmorbilder, oder gar in der Werkstätte eines schwerarbeitenden Künstlers. Was dieser bedurfte, bedarf ja nicht der schaffende Geist der göttlichen Rede. Er spricht, so geschieht's; er gebeut und die Bildung stehet der Seele da.

c. Vornehmlich ist dieß bei lyrischen Gedichten der Fall, wo auf dem Hauch der Empfindung die Bilder wie Geister vorüberschweben. Wer sie hier mit drückendem Blei belastet, hat sie getödtet. Leset Pindar, höret die Chöre der Griechen. Die Bilder, die Allegorien und Personificationen in ihnen, lassen sie sich zeichnen, meißeln, malen? Und warum müßten sie gemeißelt und gemalt werden? Stellet die Rede, der Klang und Ton der Empfindung sie der Seele nicht unendlich geistiger und inniger dar als es der zeichnende Künstler thun könnte? Also bleibe dieser in seiner Werkstatt; aus ihr und den Bedürfnissen seiner Kunst schreibe er der Dichtkunst keine Gesetze vor, deren sie nicht bedarf, die sie vielmehr lähmen oder gar tödten.

d. Dieß um so mehr, da die Kunst selbst ihre bildlichen Begriffe der Poesie allein zu danken hat und ohne sie ganz unverständlich spräche. Ehe Phidias bildete, stellte Homer seinen Zeus der Seele erhabener dar als Phidias selbst ihn bilden konnte. Hätte jener nicht gesungen, wären seine Gedichte nicht in der Schauenden Geist gewesen, wer hätte die Riesengestalt des Künstlers erkannt, geschweige verehret?

Sehet Guercino's, Guido's Aurora. Wäre die Göttin nicht schon im Namen Aurora als eine Person gegeben, beide Werke dieser großen Künstler machten sie zu keiner Aurora. Dumpf frügen wir: „wer ist die Göttin, die im Licht der Morgenröthe daherschwebt oder fähret?" denn keins ihrer Attribute, keine der sie begleitenden Handlungen macht sie zu dem wozu sie der Dichter bloß durch den Namen machte, zu einem daseyenden Wesen. Die schönsten Allegorien der Kunst waren Märchen (Mythen), oder mußten es werden: so nur ward ihr Daseyn gesichert; sonst verstob es. Amor war ein Gott, Psyche eine Göttin; in dieser festen Qualität konnten sie handeln; durch sie allein wurden ihre Handlungen verständlich. Versucht mit abstracten Begriffen dieß Spiel; ihr bildet Räthsel.

e. Nicht also von der zeichnenden oder bildenden Kunst empfängt die Dichtkunst Gesetze, desto strengere legt sie sich aber selbst auf. Eins der ersten ist: „nicht für die steinhauende oder zeichnende Kunst zu singen oder zu allegorisiren." Wie hölzern ist dieser Trödel neuerer Verskunst! Die Muse dichtet nicht, sie singt nicht, sie meißelt und hobelt.

f. Dagegen ist ein wildes Gewirr von Allegorien der Rede, deren eine die andere stört und zerstöret, auch keine Rede (λόγος). Ein Luftgeister- und Dämonentanz ist's um den Thurm zu Babel. Die Engländer lieben diese Tänze in ihren Monodien, lyrischen Poemen u. s. Durch Cowley sind sie in Schwung gekommen,

der sich an Pindar einen dergleichen Luftwerfer dachte. Swift, Pope, Arbuthnot, jener in seinem Bathos, diese in ihrem Scriblerus, haben den Bilder- und Allegorien-Unfug ihrer Nation lächerlich zu machen gesucht; eher aber mag er seitdem zu- als abgenommen haben. Und Swift selbst, wie häßlich-lehrreich hat er oft mit Allegorien gespielet! Immer zwar witzig und verständig, dennoch aber oft häßlich.

g. Im Zuschauer gab Addison in der Sokratischen Manier des Cebes einige ausgesponnene Allegorien; auch diese wurden zur Mode, ja in mancher spätern Wochenschrift wurden sie gewaltig übertrieben. Da zieht sich eine Allegorie, aus ein paar Worten geschöpft, ein ganzes Wochenblatt hindurch, noch kaum geendet. Man könnte sie Wochenblatt-Allegorien nennen, wie es in Albion denn auch Zeitungs- und politische Pamphlets-Allegorien gibt, manche aus tollem humour gewebet. Wir gönnen England diese Spielwerke.

h. Allerdings sind durch die Allegorie, d. i. durch den bilderschaffenden Verstand alle cultivirten Völker cultivirt worden. Nähme man der Sprache ihre Bildwörter, auch die sie nicht mehr dafür erkennet — es blieben ihr weder Namen, noch Zeichen der Handlung (weder nomina noch verba), kaum Ausrüfe (Interjectionen) und pronomina übrig. Und auch diese sind Personendichtung. Vom höchsten Alterthum an drückte sich der Verstand gern in Allegorien aus. Ein neugefundenes Bildwort gab oft ein ganzes System, sowie man aus Einem Goldkörnchen ungeheure Ballen glänzenden Goldpapiers fabriciret.

i. Als nach den dunkeln Jahrhunderten der menschliche Geist wieder erwachte, fand er's daher bequem in Allegorien halbwachend fortzuträumen. Allegorien waren die ältesten geist- und weltlichen Romane; Allegorien blühten auf der Kanzel, an Höfen, in Turnieren, in Ritterspielen; sie tanzten auf dem Markt

und auf dem Theater. Durch Allegorien und Embleme erzog man Prinzen.

k. Im Anfange des Jahrhunderts, von dem wir reden, tändelte und scherzte die Allegorie in Madrigalen, Liedern, Stanzen, Rondeau's, Briefen, Sonetten, meistens galant, artig. Die polite französische Sprache, die eine Menge feiner Abstractionen in Vorrath hat, gab ihr dazu viel Spielwerk. In Statuen, Gemälden, Heldengedichten, Fabeln erschienen Allegorien; die Säle in Versailles waren nach ihnen benannt;[1] auf den Vorplätzen, in Galerien, auf Münzen, in Triumphbögen figurirten sie überschwänglich.

*

Da von diesem allem später die Rede seyn wird, warum sollten wir die Schatten eines la Motte, J. B. Rousseau, eines Poussin, le Brun, le Sueur u. s. stören, oder hie- und darüber mit ihnen hadern? Lieber erneuern wir das Andenken zweier fast vergessener deutschen Dichter die diese Vorstellungsart liebten. Beide hatten das Schicksal der Allegorie selbst, dem großen Haufen unerkannt, wie Träume vorüber zu schweben; Verständigen indeß haben manche ihrer Gedichte den Werth schöner Kameen für den Geist, für die Empfindung. — Es sind die Dichter Götze und Gallisch.

Götzens Gedichte sind eine Dactyliothek, voll lieblicher Bilder, eben so bedeutungsreich als zierlich gefaßt und anmuthig wechselnd. Warum haben wir von ihnen noch keine ächte Ausgabe?[2] Außer der griechischen Anthologie hat vielleicht keine Sprache einen solchen Schatz an Allegorien und Blumenkränzen als unsere in diesem Dichter.

[1] De l'Abondance, de la Paix u. f.

[2] Die wir haben, ist — (verbessert oder verstümmelt?) von Ramler. Götz vermischte Gedichte. Mannheim 1785. Aber auch sie schon ein Cimeleum schöner Gedanken.

Gallisch starb seiner Wissenschaft und der Muse zu früh. Seine Allegorien indeß, Freude und Kummer, deren Kind die Hoffnung ist, Kummer und Freude, die die Liebe versöhnt, die Erinnerung, die Schöpfung u. s. werden sein Andenken erhalten.

Allegorien der Kunst, nach alten Kunstdenkmalen.

Ein griechischer Hain.

Jupiter.

Allgewaltiger Zeus! In der Linken drohet dein Blitz nur,
Aber die Rechte hält deinen friedseligen Stab.
Mild hinschauender Gott! o gib uns Fürsten wie du bist,
Deren Linke nur droht, aber die Rechte beglückt.

Liebe zerbricht Jupiters Blitzstrahl.

Kühnes Kind, du zerbrichst das Geschoß des donnernden Gottes?
„Zorn und Gebot und Furcht wird von der Liebe besiegt.“

Pallas.

Vor dir gehet die Furcht und das Schrecken, erhabene Pallas;
Wie? und dein Auge so rein? Und dein Erscheinen so still?
„Der aus dem Haupte des Herren der Welt Entsprungenen trübt sich
Nimmer die Stirn; ihre Brust schreckt die Gefahren hinweg.“

Juno, die den Hercules säuget.

Unter dem Schicksal stehest auch du, o gebietende Juno!
Den du da säugest, ist, den du im Leben verfolgst.
Und du führest ihn selbst als Gott einst in den Olympus;
So, o Gewaltige! nur hast du das Schicksal besiegt.

Phöbus.

Phöbus, erliebetest du nur Lorber? „Auch in dem Lorber
Liebete Daphne; sie sprießt einzig dem Liebenden nur."

Diana und Endymion.

Schleichst du, Diana, zurück und gönnst dem Geliebten den Traum nur?
„Himmlische Liebe, sie ist immer nur Blick und ein Traum."

Aphrodite.

Blickst du beschämt umher, o selige Mutter der Liebe?
Willst dich verbergen in dich, schmiegend die zarte Gestalt?
„Birgt die Blume nicht auch ihre süßen Reize mit Unschuld?
Alles Zarte verhüllt weise die Mutter Natur."

Pluto.

Pluto, bleibe mir fern mit deinem bellenden Hunde.
Hercules riß ihn hervor; das Unthier starb, da es Tag sah.
Also des Todes Furcht; sie entschwindet dem glänzenden Lichtstrahl.

Orpheus und Eurydice.

Glimmt in der Todten Reich noch Amors brennende Fackel?
Regt in der Schatten Gebiet noch ein Erbarmen die Brust?
Lange hören sie hart wie ein Fels des Jammernden Töne;
Und Eurydice ziehn neidend sie wieder zurück.
Laßt uns lebend und liebend erfreun des menschlichen Herzens,
Ehe der Tod es höhlt, eh' es die Parze zerdrückt.

Pan.

Allenthalben, o Pan! antwortet die bräutliche Echo
Dir; Melodie und Braut ist dir die ganze Natur.
Reiche die Flöte mir. „Nur mit dem Stabe des Hirten
Tönt sie; der Unschuld singt bräutlich die ganze Natur."

Bachus und Ariadne.

Menschen erheitern war, o du Gott! dein fröhlicher Wahnsinn,
  Und du erheiterst sie selbst nur durch fröhlichen Wahn.
Dafür gaben die Götter dir deiner Empfindungen Mitklang,
  Eine Erretterin ward deine Gerettete froh.
Fahre dahin, beglückendes Paar! Und der Nüchterne, Kalte
  Bebe dem Wagen zurück, eh' ihn der Tiger erfaßt.

Pandora.

„Alle Seligkeiten entflohn der Büchse Pandorens;
  Armen Sterblichen uns blieb nur das Hoffen zurück."
Reicher Gewinn! Der Genuß erschlafft und ermüdet; die Hoffnung
  Stärkt und erhebt den Muth, bahnet zu Thaten den Weg.
Und die Getreue verläßt auch den Sterbenden nicht. O Geliebte!
  Ewigkeiten hindurch fliege mir munter voran.

Allegorien der Rede.

Denkmale.

Die Erinnerung.

Die Freude sang in Silbersaiten
Entzückung mir ins offne Herz,
Mich lockten schmeichelnd ihr zur Seiten
Zu ihren Reihen Lieb' und Scherz.
Vorüber drehten sich die Stunden,
Und rissen alles mit sich hin,
Ich fragte mich was ich empfunden,
Und sah die ganze Schaar entfliehn.

„Fleuch, sprach ich, Traum, der mich berückte!" —
Da winkte mir mit leiser Hand
Ein Mädchen welches rückwärts blickte,
In halbverblichenem Gewand.

„Ich bleibe dir, sprach sie; der Freude
Geht Hoffnung vor; ihr folgt mein Fuß.
Entzückender sind oft wir beide,
Als sie in täuschendem Genuß."
Erinnrung nannt' ich sie und drückte
Inbrünstig sie ans volle Herz;
Erinnrung, die mich oft beglückte;
Zur Wollust macht sie selbst den Schmerz.
Wenn Freuden sich vorüberdrehen,
Bleibt freundlich sie und still zurück.
Es soll sie mancher weinen sehen;
Ich sah sie stets mit heiterm Blick.

Gallisch.

Die Versöhnung.

Zu dem Kummer sprach die Freude:
„Böser, warum fliehst du mich?
Sieh, mein Schmeichellied, es wieget
Ja so gern in Schlummer dich.
Wunden die dein Arm geschlagen,
Heilet spielend meine Hand;
Dennoch bleibt aus deinem Herzen
Dank und Freundlichkeit verbannt."

Und zur Freude sprach der Kummer:
„Deine Stimm' ist mir verhaßt.
Höhnest du nicht meine Klagen?
Störest mich aus meiner Rast.
Wo du nahest, muß ich weichen;
Fliehest du, holt man mich nach,
Dornenkränze da zu flechten
Wo dein Finger Rosen brach."

Und die Liebe sprach zu beiden:
„Freunde, warum hadert ihr?
Ueberlaßt euch meiner Lehre,
Seyd Geschwister, folget mir!
Auf! vergeßt die alte Fehde;
Bald vergeßt ihr sie durch mich;
Dich, o Freude, lehr' ich weinen;
Lächeln lehr' ich, Kummer, dich.

Gallisch.

Die Hoffnung.

Als einst sich auf blühenden Auen
Die Freude zu ruhen gesetzt,
Hat Kummer die schönste der Frauen
In Mitleid und Liebe geschwätzt.
Da hat sie ein Kind ihm geboren,
Das hat er als Tochter erkannt,
Sie sich zur Gefährtin erkoren,
Und zärtlich die Hoffnung genannt.

Gallisch.

Lied des Lebens.

1. Die Zeit entflieht wie dieser Bach,
Wie dieß Gewölk entflieht die Zeit,
Ein Thor sieht ihr mit Wehmuth nach,
Ein Weiser lebet heut.

Chor. Ein Weiser lebet heut.

2. Und eilt sie mit den Winden,
Er weiß in süßem Streit
Die Flügel ihr zu binden
In Scherz und Fröhlichkeit.

Chor. In Scherz und Fröhlichkeit.

1. Das Leben ist ein kurzer Weg,
2. Das Leben ist ein schmaler Steg.
Chor. Drum laßt uns diesen kurzen Weg,
Drum laßt uns diesen schmalen Steg,
Solang wir drüber gehen,
Mit Rosen übersäen.

Götz.

9.

Tanz. Melodrama.

Die ausdruckvolleste Allegorie die wir kennen ist der Mensch. Kräfte, Neigungen, Gedanken und Leidenschaften der Seele deutet sein Aeußeres, der Körper, nicht etwa nur an, sondern stellet sie dem Verständigen dar. Bleibend trägt der Mensch den sichtbaren Ausdruck dessen was er im Innern ist oder seyn möchte, d. i. seinen Charakter mit sich; in jedem zumal leidenschaftlichen und unerwarteten Moment offenbart er aber auch vorübergehend was in ihm wirket. Er ist ein wandelndes Gemälde seiner selbst, ein Spiegel, in dem unwillkürlich seine geistige Gestalt erscheinet.

Da Empfindungen, Triebe und Affecten der wirksamere Theil unserer Natur sind, die von Gedanken nur stille begleitet oder regiert werden, und eben jene sich durch Gebärden am stärksten ausdrücken, indeß die Sprache eigentlich nur Gedanken bezeichnet und die Empfindung kaum commentiret, so verschmähet gleichsam, zumal in Fällen der Leidenschaft, die Gebärde das Wort, als fremd, und ihr unbrauchbar; ein Ausruf, eine Interjection ist ihr lieber als Worte. Nichts verschwemmet die Empfindung mehr als ein Gerede darüber; bei Simulanten und Dissimulanten, d. i. bei Sich-Anstellern und Verstellern sagt das Wort oft gerade das Gegentheil von dem was der Blick sagte; oder wenn auch dieser heuchelt, verräth sich das ganze Herz oft — durch Eine Gebärde.

Traue man ja dem Naturspiegel, den die ewige Wahrheit selbst uns aufgestellt hat! Er kann nicht lügen. Nur schaue man mit reinem Verstande und unvorgefaßtem Herzen in ihn, nicht flüchtig, sondern aufmerkend.

Wie mächtig ist eine Gebärde! Ueberzeugend, aufregend, bleibend. Wenn wir an einen Abwesenden gedenken, stellet sich uns zuerst eine Gebärde von ihm dar, oder vielmehr er selbst charakteristisch in seinen Gebärden. So verewigen sich in uns Momente des Zutrauens und der Liebe, wie des Widerwillens und Abscheus. Denke an einen Menschen: wie dir sein Bild in der Gebärdung zuerst einfällt, so ist er in dein Herz geschrieben.

In zarten sowohl als feurigen Empfindungen hängt alles an der Gebärde; oft entweichen wir selbst dem Wort der Lippe als ob es jenen innern Ausdruck schwächte oder entweihte. „O sprich nicht, sagen wir; gib mir deinen Blick, deinen Wink; die Seele selbst ist ja unaussprechlich." Im seelenvollsten Ausdruck des Schauspiels hängen wir an einer Gebärde, und überhören gerne das Wort: „wozu, sagen wir, ist's nöthig? da jene alles saget."

*

Wenn aber die Gebärde der Empfindung Worte verschmähet, wird sie in der Natur nicht eine andere Freundin haben die sie begleitet? Es ist die Musik; Töne unterstützen die Gebärde natürlich. Nicht nur daß in beiden auf dem Zeitmaß, auf Modulation so viel beruhet; denn auch in Gebärden, im Gange, im Auge, in Miene und Handlung spricht Bewegung, Maß der Bewegung das meiste. Nichts z. B. störet uns mehr als ein ungleicher Gang, eine stockende falsche Stimme, u. s.; sie bringen uns gleichsam ganz aus dem Tact unserer Seele.

Aber nicht Bewegung allein; die Töne sind eben das was einem andern Sinn die Gebärden sind, Ausdruck der beweglichen Natur, elastische Schwingungen, eine unmittelbare Herzenssprache.

Gleiches zu Gleichem gesellet sich also; ja eins ruft das andere auf und führet es mit sich. Mit der wiederkommenden Gebärde des Abwesenden kommt uns gern, auch ohne Worte, der Ton seiner Stimme wieder. Bei einer uns entzückenden Stellung wünschen wir daß sie Ton würde! Wenn auf dem sprechenden Theater edle oder sanfte Empfindungen zur größesten, d. i. einfachsten Höhe steigen, heben sie sich entweder selbst zum Ton, oder wir vermissen und entbehren schmerzhaft die ihnen analogen Töne, mit denen sie unserm Gefühl nach die Natur selbst verknüpfte.

Bei allen Völkern der Erde gesellten sich also Töne und Gebärden. Die Tänze der sogenannten Wilden sind mimisch, sie seyen Kriegs- oder Friedens-, Freuden-, Spott- oder Liebestänze. Freude und Liebe, die süßesten Empfindungen des menschlichen Herzens, sind indeß die Seele des Tanzes; Haß und Spott selbst müssen in ihm (z. B. in den Kriegs- und Spottänzen der Wilden), wenn sie tanzfähig werden sollen, zur Freude werden.

Und wie ergreift der Tanz alle Naturmenschen! wie zeigt sich in ihm die innere und äußere Elasticität, der Charakter! Daher die wundergroße Verschiedenheit der Nationaltänze, die alle doch auf Einen Zweck hinausgehen und Eine Menschengestalt zeigen. Unter günstigen Himmelsstrichen leben und weben wohlorganisirte Nationen in diesen Vergnügungen, in denen Seele und Körper, zusammen sich erfreuend, eins werden. Der Sklave vergißt Bürden und Geißel, wenn er am Festtage hüpfet. Das künftige Leben ist diesen Naturmenschen eine immer wechselnde Kette von Tänzen der Lieb' und Freude.

Sahet ihr je die menschliche Natur lebendiger als im seelenvollen Tanz? Wirkt eine der sogenannt-schönen Künste lebhafter, oft gefährlich lebhafter als diese auf das Herz der Jugend? Anmuth ist in der Sprache; Zauberei in Tönen und Gebärden.

*

Fehlen konnte es also nicht daß nicht jede zu Freud' und Liebe gebildete Nation das geistige Band zwischen Tönen und Gebärden zu einer Art von schöner Kunst machte; jede auf ihre Weise. [1] Wie viel die Griechen auf Tänze gehalten, ist bekannt; wie weit sie es darin gebracht, was sie in ihm auszudrücken vermocht haben, darüber möge uns Athenäus, Lucian und so manches begeisterte Gedicht der Anthologie belehren.

*

Nicht alles aber kann der Tanz, nicht alles die stumme Gebärde, auch von Musik begleitet, ausdrücken; Musik mit Sprache in Verbindung gebracht und dann von Gebärden unterstützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunst. Kann der Tanz dahin eingeführt werden; wohl! Dann aber wirke er durch sich, oder angeführt von singenden Chören; Gesang und Tanz in Einer Person hindern einander.

So verschieden die Werkzeuge der Sprache und des Gesanges sind, so nachbarlich sind sie einander. Wer lieset ein lautgeschriebenes Blatt, ein hochaccentuirtes Recitativ, ohne daß er's selbst laut oder in der Seele recitire, wohl gar mit Gebärden begleite? Sobald Modulation die Sprache über ein gemeines Gezisch emporhebt, gibt sie ihr gleichsam den ganzen geistigen und körperlichen Ausdruck. In ihm genießen wir eine Art Fülle, Vollendung.

Die erste der neueren Sprachen, die sich zu diesem musikalischen Ausdruck emporschwang, war die italienische; lange vorher ehe Opern da waren, war in ihr der Geist der Oper. Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Guarini sangen indem sie schrieben; wer sie lieset singt mit selbsterfundner Melodie, so eintönig diese auch seyn möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze, entstand die italienische Oper.

[1] S. Cahusacs Geschichte der Tanzkunst in der Sammlung vermischter Schriften (Berlin, bei Nikolai) übersetzt; in der sich auch Lucians Schrift vom Tanz, Vossius vom Rhythmus u. s. finden.

Natürlich hielt sie sich an die Gegenstände die zur Musik die fähigsten waren, an Scenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper sogleich in ihrer Geburt beifügte; Scenen der schönen, wohl auch romantisch wilden Natur, Chöre, Tänze. Für alle Sinne wollte man ein Arkadien schaffen; in gemeinschaftlicher Freude sollte Auge und Ohr daran theilnehmen.

Genuß mit andern erhebt und begeistert; daher die Chöre. Auf dem Gipfel der Begeisterung ist man trunken; daher die Tänze. Das entzückte Auge will das Schönste jeder Art sehen; daher die Decorationen in Kleidungen, im Theater. Daher die Hirten-, Götter-, Wunder- und Feenwelt, die der Oper einheimisch wurden.

Unnöthigerweise hat man sich über dieß Wunderbare der Oper gequält, wie Menschen an dergleichen Träumen der Un- oder Uebernatur Geschmack finden können. Sind wir im wirklichen Traum nicht eben sowohl in einer Zauberwelt? und wie wahr sind uns die Träume! Darf's also keine Kunst geben die uns mit den schönsten Träumen aufs schönste auch wachend vergnüge? Einmal in eine Welt gesetzt in der alles singt, alles tanzet, entspreche auch die Welt ringsum dieser Gemüthsart: sie bezaubere.

Nach leisen, sodann wilden und verworrenen Anfängen in Italien trat die Oper in Frankreich auf. Hier fand sie eine wenig accentuirte, flüchtige, fast unmusikalische Sprache und einen verwöhnten Geschmack. Diesem bequemte sie sich; dagegen aber brachte der rastlos muntre, raisonnirende Geist der Nation in das was sonst ein Chaos der Töne und Scenen gewesen war, Anstand und Ordnung. Hinter verwirrten, gemeinen Stücken der älteren französischen Operndichter trat der bescheidne Quinault auf; er in seiner Art ein so großer Ordner des lyrischen Theaters, als Corneille und Racine es für die Tragödie seyn mochten. Quinault hat so starke und so süße Stellen als jene tragischen Dichter in ihrer Gattung; dazu in einer Sprache die der Musik mehr widerstand

als der tragischen Rede. In Recitativ und Chören hat er das französische Sentiment zur Musik gleichsam organisirt. Klarheit der Exposition, Ordnung, Folge der Scenen, Anstand sind in seinen Stücken, wie bei jenen Dichtern. Daß er Sujets dieser Gattung wählte, daß er seine Flöte zur Posaune des Ruhms, seine Lyra zur Galanterie stimmen mußte, hatte er auch mit jenen Dichtern gemein, und war nicht seit ihrer Entstehung in Italien die Oper eine Puppe des Divertissements an Vermählungs- und andern Festen gewesen? Wie anders als daß, da sie in Frankreich eintrat, sie sich in das Element der französischen Nation und Ludwigs freiwillig tauchte? Um so höher steigt das Verdienst des Dichters, der auch in die flachste Modesprache Gefühl zu bringen wußte.

Jetzt sind Quinaults Opern Schattenrisse; ein Text ohne Noten. Nichts ist vorübergehender als Prachtscenen, Galanteriestücke, Feuerwerke, Illuminationen. Nichts vorübergehender als selbst Lieblingsgänge der Musik. Unser Ohr wird anders gestimmt mit den Zeiten; Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechseln. Das Wahre allein, Verstand und Empfindung, dauern. In ihnen sind Quinault, Addison, Metastasio, jeder künftige Metastasio Diener einer und derselben Engelssprache, der Sprecherin für alle reinen Menschenempfindungen, der Musik.

*

Wo die Oper jetzt stehe, wissen wir: auf dem Kunstgipfel der Tonkunst und Decoration, fast mit Vernachlässigung des Inhalts und der Fabel. Den Operndichter nennet man jetzt kaum; seine Worte, die man auch selten versteht, und die noch seltner des Verstehens werth sind, geben dem Tonkünstler nur Anlaß zu seinen (wie er's nennt) musikalischen Gedanken, dem Decorateur zu seinen Decorationen. Musikalische Gedanken ohne Worte, Decorationen ohne eine verständige Fabel sind freilich sonderbare Dinge; wir denken aber einmal in der Oper rein musikalisch. Sie ist der Ort,

Où dans un doux enchantement
Le citoyen chagrin oublie
Et la guerre et le parlement
Et les impôts et la patrie,
Et dans l'ivresse du moment
Croit voir le bonheur de sa vie. [1]

Hat der Tonkünstler durch diese Zurücksetzung des poetischen Stoffs gewonnen oder verloren? Für seine Kunst glaubt er gewonnen zu haben; er darf seine Arien drehen und wenden nach Herzenslust; höchstens passet er sie der Kehle an, die sie herwirbelt. Als Tondichter aber, als Sprecher und Wirker der Empfindung hat er gewiß verloren. Spazieren seine Töne in der Luft, verschlingen sie sich nicht unmittelbar mit Worten und Scenen der Empfindung, so dringen sie nie ans Herz, sie bleiben im Ohre. Bearbeitet er einen unwürdigen, gar schändlichen Stoff, muß seine süßen Töne an Laffereien, an ein Persiflage alles Großen, Guten und Schönen verschwenden; o wie bedauern wir den Tonschöpfer! Wie bedauern wir, zauberischer Mozart, dich in deinen così fan tutte, Figaro, Don Juan u. s. Die Töne setzen uns in den Himmel, der Anblick der Scenen ins Fegefeuer, wo nicht gar tiefer. Läßt der Tonkünstler sich gar hinreißen, seiner musikalischen Drehbank zu Gefallen, die Empfindungen zu zerstücken, zu kauen und wieder zu kauen, zu cadenziren — Unmuth erregt er statt Dank und Entzückung in unsrer Seele! Schnüret er endlich seine Kunstmaschine Sängern und Sängerinnen so an die Kehle daß Held und

[1] Wo wie vor süßen Zaubereien
Der Bürger seinen Gram verträumet,
Vergisset Krieg und Plackereien,
Und was er selbst an Pflicht versäumet,
Haus, Vaterland und Schurkereien
Des Rechts, Auflagen -- ach, er träumet
In einem trunknen Augenblick
Sich seines Lebens — Operngl ück.

Heldin darüber zu Spott werden, folgt er dem Trödelkram sogenanntweicher Empfindungen bis zu Scenen ausgelassener Frechheit: wie? hätte er gewonnen? und nicht das Beste, den Zauber seiner Kunst, die höchste Einwirkung aufs menschliche Gemüth verloren?

Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der, diesen Trödelkram wortloser Töne verachtend, die Nothwendigkeit einer innigen Verknüpfung reinmenschlicher Empfindung und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine Musikus brüstet daß die Poesie seiner Kunst diene, stieg er hinab und ließ, soweit es der Geschmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuließ, den Worten der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. Er hat Nacheiferer; und vielleicht eifert ihm bald jemand vor. Daß er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Klingklangs umwerfe, und ein Odeum aufrichte, ein zusammenhängend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Action, Decoration Eins sind.

Bei den Griechen war die ganze Sprache Gesang (μέλος); in die kleinsten Theile und Wortfügungen derselben, in die verschlungensten Gänge der poetischen Erzählung erstreckte sich die eben so verschlungene Kunst des Rhythmus und der Metrik. Leset Pindar, Aeschylus, ja alle tragischen und komischen Chöre. Wer eurer getrauet sich verschlungene Erzählungen solcher Art mit Wirkung zu componiren? Die Griechen thaten's, und mit großer Wirkung. Euch müssen die Empfindungen abgerupft und ausgepflückt in die sanftesten Perioden verfaßt oder gar in einzelnen Worten als Interjectionen aufgetragen werden. Das mio ben, das Idolo mio, mia sposa oder die fedeltà, il fà, felici, amici u. s. Die Au-Au- und Wau-Wau-Arien, die Nieße- und stummen Hum-Hum-, Dumm-Dumm-Duette, auch die Liedchen:

Hurre, Mädchen, hurre,
Schnurre, Mädchen, schnurre,

habt ihr so gern! Vor allen die Liebeszotteleien

Reich mir dein Händchen,
O süßes Pfändchen,
Gib mir dein Mündchen,
O süßes Kindchen u. s.

In wie anmuthsreichen Zeiten leben wir! in züchtig-unzüchtigen, musikalisch-theatralischen Zeiten, da der Tonkünstler seine musikalischen Gedanken und Empfindungen, mir nichts, dir nichts, jedem Unsinn anpasset, und der decorirte Schauspieler sein

Gib mir ein Schmätzchen,
O du mein Kätzchen,
Gib mir ein Mäulchen,
O du mein Eulchen

ohne alles Erröthen singt, indeß Parterre und Gallerien in Empfindungen lieblicher Töne zerschmelzen.

Wie wäre es, wenn wir eine Olla Potrida solcher musikalischen Gedanken und Empfindungen unserer neuesten deutschen Oper zur Probe gäben? Groß kann sie nicht werden, denn in jeder sind fast dieselben Worte, dieselben Reime. Auch mag ja jeder suppliren. O daß sie gegeben werden kann und werden muß! So entweihet sind Sprache und Töne!

Olla Potrida

musikalischer Gedanken und Empfindungen, oder die neueste deutsche Oper.

Ouverture.

Der Musika zu Ehren
Läßt das Orchester sich hören:
Denn Decorationen,
Processionen,

Tartaren, Janitscharen,
Kalmuken und Husaren,
Völker aus allen Zonen
Werden dort ziehn und thronen.

Wohlauf, ihr Geigen,
Zum Schwirren und Steigen!
Wohlauf, Trompeten,
Zu morden und tödten,
Und ihr Posaunen,
Zum Staunen!
Auch ihr Schalmeien
Müsset drein schreien
Hobo'n, Hoboen,
Quieken und drohen,
Die Flöte klagt,
Das Hifthorn jagt,
Der Brummbaß brummt,
Auf der Vorhang! Klapps! Alles verstummt.

Erste Scene.

Duett.

1. In lieblichen Flammen
Treten wir zusammen.
2. Zusammen.
In Flammen.
1. Herzlich,
2. Schmerzlich.
1. O süßer Schmerz;
2. O süßes Herz!
1. Schmachtend, sehnend,
2. Seufzend, thränend.
1. 2. O Liebespein!

1. Muß es so seyn?
2. Es muß so seyn.
1. So geb' ich mich darein.
1. 2. Darein.

Zweite Scene.

Terzett.

3. Die Liebe fordert Kraft und Muth,
So wie der dürre Zunder Gluth.
Hier Stahl! hier Stein! hier Stein! hier Stahl!
Ping, pang!
Twing, twang! (Genau accompagniret.)
Da brennt das Zünderlein!

1. 2. Zünderlein!
Ach da brennt das Zünderlein.

1. Wohlan! Ich habe Muth!
2. Wohlan! Ich habe Gluth!
1. Frischen Muth!
2. Junges Blut!
3. Seyd auf der Hut!
1. 2. Schon gut! schon gut!
Wuth! (Ein schrecklich wüthender Läufer erhebt sich im ganzen Orchester. Die Liebeswuth beider Liebenden schildernd. Der Vorhang fällt.)

Dritte Scene.

Duett.

1. Auf Knien!
2. Verziehen!
1. Wie schlägt mein Herz!
Tick Tack!
2. Es bricht mein Herz,
Krick, Krack!

1. Lieschen, wie heißt du?
2. Hänschen, wie beißt du?
Wie beißt du. (Alle Instrumente drücken den Liebesbiß schmerzlich aus; die Sängerin cadenzt ihn entzückend.)
1. Es war nur Scherz.
2. Nur Scherz? (Ein schrecklicher Zank erhebt sich auf der Bühne und durch alle Instrumente. Die Nachbarn sammeln sich allmählich.)

Sextett.

1. O welch ein Lärmen!
2. Ich beschwöre den Himmel!
1. O welch ein Schwärmen!
2. Welch ein Getümmel!
3. Hört ihr die Lüfte pfeifen?
4. Hört ihr die Liebende keifen?
5. Die pfeifen!
Die keifen!
6. Das Kätzchen ächzt, Miau!
1. 2. 3. 4. 5. 6. Die Hunde heulen: Wau!
Wau! Wau! (Ende des Finals.)

Vierte Scene.

Chor. Doch seht, da kommt von ungefähr
Die liebe Sonne wieder her.
1. O Sonne!
2. O Wonne!
3. Wie die Weste schmeicheln!
4. Wie die Zephyrs heucheln!

5. Und die Blumen sich neigen.
6. Und die Gipfel sich beugen.

1. 2. 3. 4. 5. 6. (Sonne, Wonne, heucheln, schmeicheln, Beugen, Neigen, Blumen, Gipfel, Weste, Zephyrs, alle in lieblichem Gewirr durcheinander.)

1. Rohrdommel trommelt dort im Rohr.
2. Sieh auch der Esel kuckt hervor;
3. Die Lerche singt ihr Tireli,
4. Das Küchlein zirpt Pipi,

3. 4. Das Hähnchen Kikriki.

5. Das dumme Rindvieh, ruft: Muh! Muh!
6. Der schlaue Kuckuck: Kukuku!

Tutti. (Alle diese Töne vermischen sich; Schaf und Ziege treten mit ins Chor; der Kuckuck aber läßt sich den Rang nicht nehmen. Er und Rohrdommel enden in einem angenehm cadenzirten Wettstreit, den Lerche und Küchlein, Hähnchen und Rindvieh, Lämmchen und Ziege auch nicht versäumen; ein Meisterfinale! (Finale d'un Maestro.)

Fünfte Scene.

Duett.

1. Und horch, da schlägt die Nachtigall!
O welch ein Schall!
2. Und dort ertönt des Hirten Flöte!
Sie kommt, die holde Abendröthe.
1. Süße Flöte!
2. Abendröthe!
1. Ach, er singt so schöne Lieder!
2. Und sie glänzt so lieblich süß.
Göttin Echo, blase wieder!
1. Hört, die gute Göttin blies!
2. Süß! Süß!

1. Und wie der Mond
Am Himmel thront,
2. Wo Lieb' und Treue wohnt.
1. Reich mir dein Händchen,
2. Gib mir dein Mündchen,
1. O welch ein Pfändchen,
O süßes Kindchen!
2. O Paradies!
1. 2. Wie süß! wie süß!
1. Doch sieh, da kommen die Feen schon!
Titania ist auf dem Thron.
Wie sie in die Blüthen schlüpfen!
2. Wie sie auf den Wiesen hüpfen!
1. Sie singen ihrer Königin
Mit munterm Tritt und leichtem Sinn
Ihr Schlaflied: Lullabey!
Lulla-lulla-lullabey! —
2. Und der Käfer summt: Day! Day!
1. Aufgeschaut!
2. Liebchen, mich graut.
1. Der Mond scheint hell!
Der Tod reit schnell.
Hu! Hu!
2. Komm, Liebchen, komm zur Ruh.

Abschied.

1. So enden denn heut unsre Lieder.
2. Und übermorgen kommt ihr wieder.
Alle. Wir kommen wieder.
1. 2. Adieu.
Alle. O weh.

Der Nachtwächter.

Ihr lieben Leute, seyd munter und wacht,
Mit Tönen in der dunkeln Nacht
Hat sich ein Geist verschworen:
Er faßt euch bei den Ohren
(Herausströmende Menge in fröhlichem Taumel.)

Chor. Ja Ohren!
1. Liebchen, wie heißt du?
2. Schätzchen, wie schreist du!
Wie schreist du!

Nachtwächter.
Drum findet glücklich euer Haus,
Und schlafet das Getön' hinaus.
Seyd morgen neugeboren,
An Herz, Verstand und Ohren,

Chor. Ja, Ohren!

Nachtwächter. Die Thoren!
Zeit verloren!
Erfroren.

„Honigsüße Wortkügelchen! liebliche Mohn- und Bisamreime! Wer mit so etwas genährt wird, kann so wenig rein schmecken, als die wohlriechen können die in der Küche wohnen. Jüngling, der du in diesem öffentlichen Geschmack nicht sprichst, und was etwas sehr seltnes ist, gesunden Verstand liebest, ich will dich mit keiner geheimen Kunst betrügen." [1]

[1] Melliti verborum globuli! dicta papavere et sesamo sparsa! Qui inter haec nutriuntur non magis sapere possunt, quam bene olere, qui in culina habitant. — Adolescens, quoniam sermonem habes non publici saporis et quod rarissimum est, amas bonam mentem, non fraudabo te arte secreta. *Petron.*

Beilage.

Wirkt die Musik auf Denkart und Sitten.

Die Wachsamkeit der griechischen Gesetzgeber über die Musik ist bekannt. Sie verboten, sie bestraften die Einführung neuer, weicher üppiger Tonarten; und als diese Wachsamkeit nachließ, wem sind nicht die Klagen der Philosophen und Staatsweisen darüber im Gedächtniß?

Uns dünkt diese Aufsicht über eine sogenannt schöne und freie Kunst lächerlich; ob aber mit Grunde? Sind musikalische Weisen (wie auch ihr Name sagt) Weisen und Wege der Empfindung; werden sie nicht, mit Worten verbunden, wirkliche Denkweisen? Die Gesangweise schleicht sich ins Herz, und stimmt es unvermerkt zu Tönen, zu Wünschen, zu Bestrebungen in dieser Tonweise, in diesem Modus.

Bemerket kleine und große Völkerschaften. Hier ein freies Völkchen, das vielleicht in einem armen Thal muntre Lieder des Fleißes und der Fröhlichkeit singt; dort ein gedrücktes Volk, dem Kreuz-, Jammer-, Sterbelieder die liebsten sind, weil es nichts seliger findet als im Grabe zu modern. Ein drittes, das müßig und entnervt in üppigen Liedern schwärmet; ein viertes, das auch in Tönen nur persiflirt — verfolgt diese Völker in ihre Denk- und Lebensweisen, ihr werdet Abdruck und Inhalt ihrer Tonarten darin finden. Wem ist nicht bekannt wie viel der Stifter einer fleißigen, sanften, klugen und bestrebsamen Gemeine in diesem Jahrhundert schon durch Gesänge und Gesangweisen auf sie wirkte? Wer weiß nicht wie mächtig im Kriege oft ein Marsch, ein Gesang war?

Gleichgültig kann es also nicht seyn wenn gedankenleere, schmachtend üppige Operngesänge oder componirte Trivialitäten der meinsten Art jeden andern Gesang verdrängen. Als Vergnügen selbst werden sie bald ein fades Vergnügen, da sie am Ende kein

Wort zulassen, als: „der große Tonkünstler!" Oder „herrliche Stimme! und vortrefflich accompagnirt!" Dergleichen Lobeserhebungen machen Kopf und Herz zum hohlen Resonanzboden, sowie Inhalt und Instrumente das Leben zum Fidelbogen und zur Fidel machten. Man streichet und streichet. — Da Capo! Ancora! Elender Zweck der zwecklosesten Wirkung! Haben im Reiche Plutons die Danaiden eine traurigere Uebung?

„Der Künstler (sagt Petron, wenn wir ihn ferner anwenden dürfen)[1] hat hiebei die geringste Schuld. Sie müssen mit Unsinnigen rasen. Wollen sie nicht, wie Cicero sagt, im Theater allein gelassen werden, so müssen sie es wie die Schmarotzer machen, die, weil ihnen nach den Mahlen der Reichen lüstet, auf nichts so sehr denken als den Anwesenden das Gefälligste zu sagen. Dieß können sie nicht anders, als wenn sie ihren Ohren irgend nachstellen. Hängt nicht auch der Fischer eben das an den Hamen was den Geschmack der Fische reizet? Thut er's nicht, so sitzt er hoffnungslos am Felsen. Wer ist also zu schelten? Die Eltern, die nicht wollen daß ihre Kinder unter einem ernsten Gesetz fortschreiten sollen." Wer für die Oper diese Eltern und Kinder sind, ist nach jedes Ortes Weise leicht zu erörtern.

Klagt das allgelehrige und das allvergessende Publicum nicht an, als ob es nur für üppige Gesänge ein Ohr habe. Welch Stück

[1] Minimum in his Doctores peccant, qui necesse habent, cum insanientibus *furere*. Nam ni dixerint quae adolescentuli probent, ut ait Cicero, soli in scholis relinquentur; sicut ficti adulatores, cum coenas divitum captant, nihil prius meditantur quam quod putant gratissimum auditoribus fore; nec enim aliter impetrabunt, nisi quasdam insidias auribus fecerint. Sic magister, nisi tamquam piscator eam imposuerit hamis escam, quam scierit appetituros esse pisciculos, sine spe praedae moratur in scopulo. Quid ergo est? *Parentes* objurgatione digni sunt, qui nolunt *liberos suos severa lege proficere.*

Petron.

unter Mozarts Compositionen ist in Deutschland öfter aufgeführt worden als die Zauberflöte? Geschah dieß ohne Ursache, ohne die doch nichts geschiehet? Nichts minder. So übel geleitet die Fabel, so übel gewählt die Worte seyn mögen, dem Unverständigsten schimmert der Inhalt der Fabel vor: „Licht ist im Kampfe mit der Nacht; jenes durch Vernunft und Wohlthätigkeit, diese durch Grausamkeit, durch Betrug und Ränke wirkend!" Auch die zwei Classen höherer und niederer Gesinnung, in Bestrebungen und Liebe sind allen begreiflich. Und welche Gesänge blieben im Contrast dieser Scenen dem Publicum die werthesten? Gerade die immer erfreulichen, die moralischen, die edeln.[1] Wollet also nur, ihr Eltern, daß „eure Kinder unter einem ernsten Gesetz Fortschritte thun;" sie werden sie thun. Hängt gute Speisen an den Hamen, ihr Fischer; die Fischchen (pisciculi) werden schon beißen.

Ein einzig ausgestrichenes Wort beim Melodrama verbesserte alles, das Wort: Divertissement. Das kostbarste Schau- und Hörspiel, ein zusammengetragenes Ideal aller Künste, das über die Natur selbst hinausgeht, dieß zu einem inhalt- und wesenlosen Divertissement zu machen, ist Verrath gegen die Natur, Kunst und Menschheit. — Selbst amüsiren kann es euch nicht in seiner seel- und herzlosen Weise. „Mein Bruder (sagte jener zu lauter Amüsements eingeladene König), mein Bruder, der König hat mich zu Amüsements eingeladen; wann fangen diese wohl an? Bisher habe ich mich nur ennuyiret." Er sprach's den Tag vor seiner Abreise und — reisete ab, unamüsiret.

[1] Z. B. In diesen heil'gen Hallen. Ein zartes Herz kann nicht betrüben. Wir wandelten durch Feuer und Fluthen u. f.